Vard

1812—13

Kriegserlebnisse

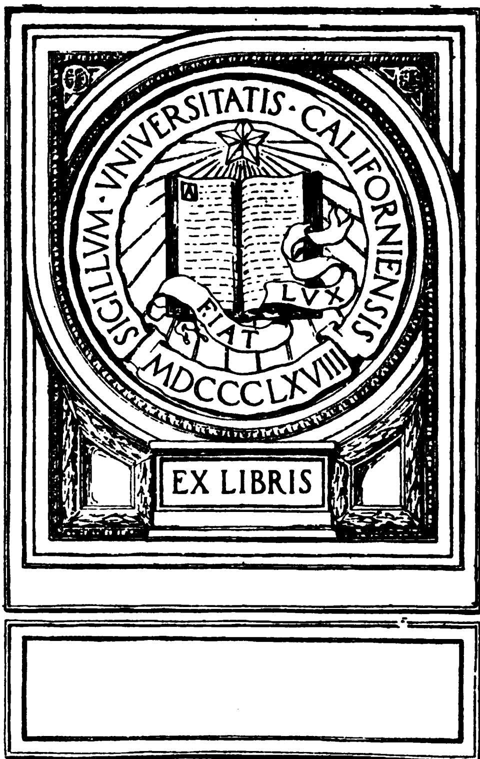
von

Francois Bourgogne

Sergeant der franz. Kaisergarde.



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1900.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Kriegserlebnisse

von

François Bourgogne.



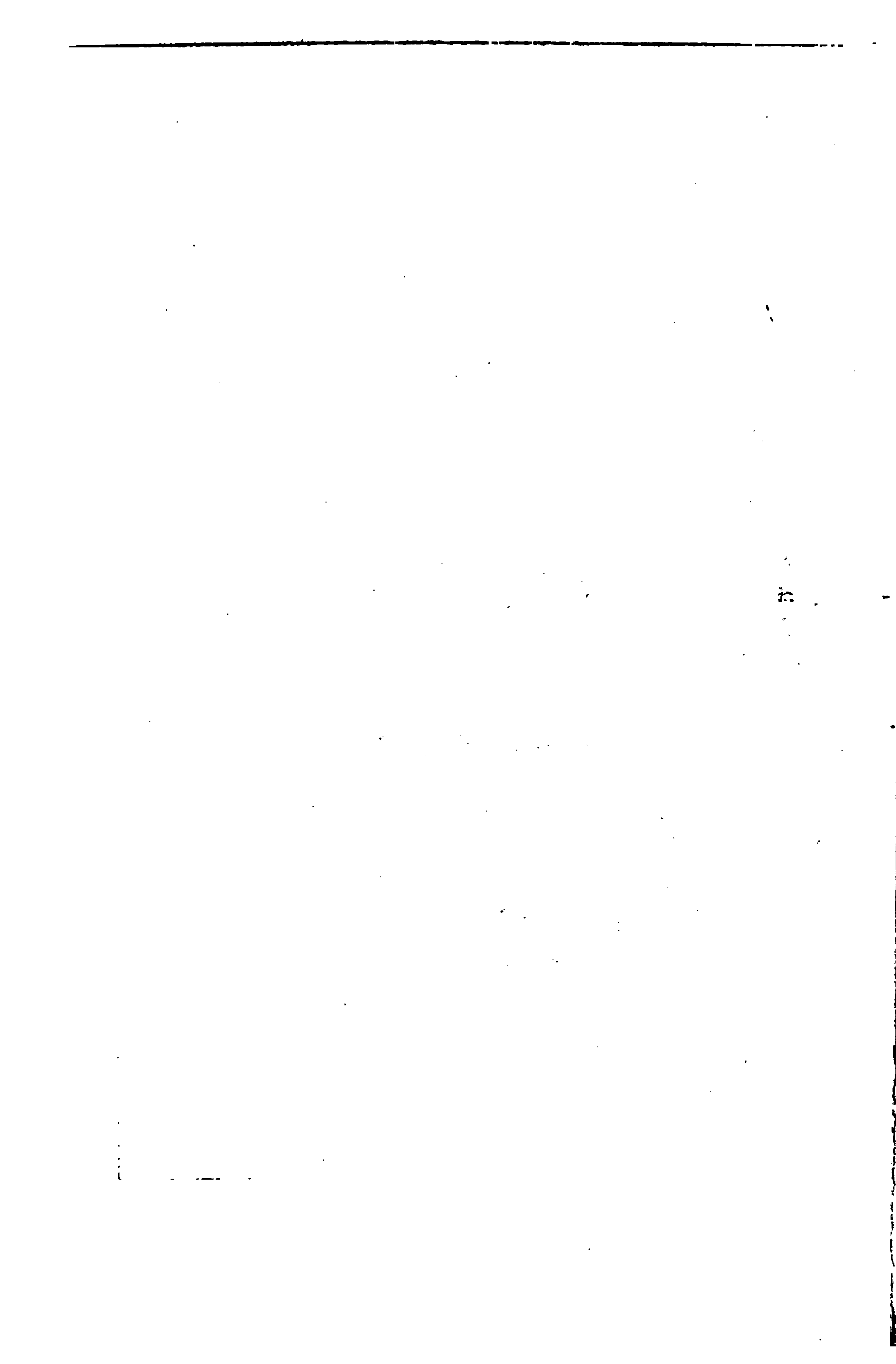


Acht Stunden vor Moskau.

(Kaisergardisten im Geplänkel mit Kosaken.)



Stuttgart
...ag von Robert Lutz
1890.



1812—13



Kriegserlebnisse

von

Francois Bourgogne

Sergeant der franz. Kaisergarde

Ueberſetzt von

H. v. Natzmer

Mit ſechzehn Vollbildern



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1900.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Anhang:

Verzeichnis der Bilder und Kartenskizzen.

1. Bilder.

2. Kartenskizzen.

Vorwort.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten entstammen einem Manuskript, welches der Autor an der Hand von Aufzeichnungen niederschrieb, die er sich während des russischen Feldzuges machte.

Ein Teil der Memoiren erschien noch bei Lebzeiten Bourgognes 1857 in einem französischen Journal. Dieses Bruchstück zeigte aber seinen geringen Wert, nachdem das Originalmanuskript in der Bibliothek von Valenciennes in den neunziger Jahren entdeckt, und von der Familie des Autors der Nouvelle Revue rétrospective, einem Journal zur Veröffentlichung übergeben worden war, welches sich seit langen Jahren der Aufgabe widmet, Dokumente, welche die vaterländische Geschichte betreffen, zu publizieren.

Hierauf erschien die erste ausführliche Schilderung der Erlebnisse Bourgognes im Jahre 1896, welche rasch nach einander eine Reihe von Auflagen erlebte.

Bourgognes Erinnerungen geben über den Feldzug in Rußland 1812 in schlichter Erzählungsweise ein fesselndes, ja oft ergreifendes Bild des Lebens und der Leiden des Mannes in Reih und Glied, wie es lebenstreuer und anschaulicher in der Litteratur über diese Zeit nicht existiert.

Das Wesen des Krieges in seiner ganzen Ursprünglichkeit, nach den Eindrücken eines Mannes aus der Mitte des großen Haufens, tritt vor uns.

Der Erzähler repräsentiert in seiner einfachen, natürlichen, vom besten Soldatengeist getragenen Art das populäre Element, und dies ganz besonders ist es, was dem Buch ein erhöhtes Interesse verleiht. Es liefert einen Beitrag zur Geschichte jenes Krieges, wie ein solcher bisher noch nicht aufgefunden sein dürfte.

Als Sohn eines Leinwandhändlers in Condé an der Schelde geboren, trat Bourgogne am 12. November 1805 in sein zwanzigstes Lebensjahr, und gleichzeitig seinem lebhaften Wunsche folgend, in die Armee.

Sein Vater erlangte für ihn die Aufnahme in das Korps der kaiserlichen Jäger der Garde, einer erst neu gebildeten Elitetruppe, die in kleinen Abteilungen allen Infanterie- und Kavallerie-Regimentern der alten Garde beigegeben wurde. Die Kleidung entsprach derjenigen der Regimenter, zu welchen die Zuteilung erfolgte. Die in diese Elitetruppe Eintretenden mußten ein gewisses Einkommen nachweisen und erhielten auf bestimmten Vorbereitungsanstalten eine besondere Ausbildung im Schreiben, Rechnen, Zeichnen und Turnen, womit dem Zögling auch die Offizierskarriere erschlossen wurde.

Der Feldzug 1806 führte Bourgogne nach Polen, wo er 1807 Gefreiter wurde. Von 1809 bis 1811 nahm er an den Kämpfen in Oesterreich, Spanien und Portugal teil, und 1812 zog er nach Wilna, woselbst der Kaiser seine gesamte Garde vereinigte, bevor er gegen die Russen marschierte. Zu dieser Zeit war Bourgogne Sergeant. Im März 1813 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde Unterleutnant im 145. Linien-Regiment. Als solcher ging

er mit nach Preußen, wurde aber am 12. Oktober 1813 bei Dessau verwundet und gefangen genommen und dort, während der Gefangenschaft, war es, wo er sich mit der Ausarbeitung dieser Erinnerungen beschäftigt hat.

Aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, nahm er sogleich seine Entlassung, da inzwischen die Bourbonen wieder den Thron bestiegen hatten. Sein Herz gehörte noch dem Kaiser, unter dem er mehr als zwanzig Schlachten, sowie viele kleinere Gefechte mitgemacht hatte und dreimal verwundet worden war. In seinen Memoiren sagt er darüber einfach: „L'Empereur n'étant plus en France, je donnai ma démission."

In den Ruhestand getreten, heiratete er sehr bald und widmete sich ganz dem Wohle seiner Familie und der Erziehung seiner Kinder.

Im Jahre 1830, als die Trikolore wieder entfaltet wurde, trat er noch einmal in den Dienst und zwar als Platzmajor in Brest, von wo er 1832 in gleicher Eigenschaft nach Valenciennes versetzt wurde, nachdem er 1831 das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte. 1853 ließ er sich pensionieren und am 2. April 1867 starb er als Achtziger.

Große körperliche Leiden verbitterten ihm seine letzten Tage, trotzdem aber behielt er bis ans Ende guten Humor und Gleichmut, Eigenschaften, die in allen Lagen des Lebens einen Grundzug seines Charakters gebildet hatten.

Es erübrigt noch, einiges über die Abbildungen zu sagen, die unserem Buche beigegeben sind. Ein württembergischer Offizier, Ch. W. v. Faber du Faur, der den russischen Feldzug mitgemacht, hat nach den Skizzen, die er an Ort und Stelle anfertigte, unter dem Titel: „Aus meinem

Portefeuille" 1831 in Stuttgart über hundert Illustrationen zum russischen Feldzug veröffentlicht. Diesem selten gewordenen Werk hat die Verlagshandlung fünfzehn der charakteristischsten Abbildungen entnommen, welche geeignet sind, die ohnehin schon so außerordentliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Bourgogneschen Schilderungen noch mehr zu erhöhen. Die Faber du Faurschen Bilder finden ihre Erläuterung in dem Bourgogneschen Text ganz von selbst; um jedoch der Verständlichkeit derselben noch weiter Rechnung zu tragen, findet der Beschauer am Schluß des Bandes eine Beigabe derjenigen Erklärungen, die dem Faber du Faurschen Originalwerk selbst hinzugefügt sind. Ferner ist zu bemerken, daß eine weitere, — die sechzehnte — Abbildung, welche den Marschall Ney auf dem Rückzug darstellt, nach dem berühmten Gemälde des Malers Yvon, das sich in der Versailler Galerie befindet, reproduziert ist.

Zur leichteren Orientierung wurden dem Werke am Schluß außerdem zwei Kartenskizzen der Heerstraßen Wilna—Smolensk und Smolensk—Moskau beigefügt.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Von Portugal nach Rußland. — Schlacht an der Moskwa. — Marsch nach Moskau.

Es war im März 1812, während wir in Portugal gegen die englische Armee unter Wellington kämpften, als uns in Almeida der Befehl traf, nach Rußland abzumarschieren.

Wir brachen alsbald auf und hatten auf unserm Weg durch Spanien jeden Marschtag ein, mitunter sogar zwei Gefechte zu bestehen, ehe wir in Bayonne, der ersten französischen Stadt ankamen.

Von hier ging es in Eilmärschen nach Paris, wo wir dachten, uns einige Zeit ausruhen zu können. Indessen schon nach einem achtundvierzigstündigen Aufenthalt besichtigte uns der Kaiser, fand die Ruhe unserer unwürdig, und ließ uns vom Fleck aus über die Boulevards und die Straße Saint-Martin nach Villette marschieren, hinter welchem Ort mehrere hundert Fuhrwerke verschiedener Art unserer warteten. Wir mußten dieselben besteigen, immer vier Mann einen Wagen, und dann: Hui! knallte die Peitsche, und fort ging's bis nach Meaux und von dort in anderen Gefährten Tag und Nacht bis zum Rhein.

In Mainz gönnte man uns einige Ruhe. Darauf überschritten wir den Rhein und marschierten über Frankfurt, durch Franken, Sachsen und Preußen nach Polen. Bei

Marienwerder gingen wir über die Weichsel und am Morgen des 25. Juni, bei herrlichem Wetter (nicht bei scheußlichem, wie M. de Ségur berichtet) auf mehreren Schiffbrücken über den Niemen, womit wir Litauen, die erste russische Provinz betraten.

Am andern Morgen rückten wir weiter und marschierten bis zum 29., ohne daß irgend etwas Bemerkenswertes vorfiel. In der Nacht vom 29. zum 30. aber ließ sich ein dumpfes Dröhnen vernehmen; es war das Grollen des Donners, welches ein heftiger Wind uns zutrieb. Die Wolkenmassen türmten sich über unsern Köpfen und entluden sich bald über uns. In wenigen Minuten waren unsere Feuer erloschen, unsere Schutzhütten über den Haufen geworfen und unsere Gewehrpyramiden umgeweht. Tiefe Dunkelheit umgab uns und keiner wußte mehr, wohin sich wenden.

Ich rannte um eine Zuflucht zu suchen querfeldein in der Richtung auf ein nahe gelegenes Dorf, welches mich der Schein der Blitze hatte erkennen lassen. Bei einem derselben glaubte ich plötzlich einen Weg zu bemerken, und froh, wenigstens einigermaßen festen Boden zu gewinnen, laufe ich darauf zu. Im nächsten Augenblick verschwand ich vom Erdboden. Der vermeintliche Weg war ein hoch angeschwollener Mühlgraben gewesen.

Wieder aufgetaucht, schwimme ich ans Ufer und erreiche endlich das Dorf, in dessen erstes Haus ich mich einschleiche. Umhertappend finde ich eine Thür, öffne sie leise und bemerke, daß die Stube von einer Menge tief schlafender und schnarchender Kameraden besetzt ist. Mich weiter tastend, treffe ich auf einen großen, schön warmen Kachelofen, um welchen herum, wie ich fühlte, eine Bank lief. Das war was ich brauchte. Ich entledigte mich nunmehr sofort meiner nassen Kleider, rang mein Hemd und die andern Sachen aus,



Uebergang über den Niemen.

(25. Juni 1812.)

breitete sie zum Trocknen über die Bank und kauerte mich dann selbst auf derselben nieder.

Als der Morgen zu dämmern begann, zog ich mich an, und machte mich ebenso leise wie ich gekommen war, wieder davon. Im Lager fand ich meine Ausrüstung in einem wahren Morast eingebettet.

Glücklicherweise brachte der Morgen des 30. wieder heiteres Wetter und die Sonne trocknete, nachdem wir den Weitermarsch angetreten hatten, alles schnell. Wir kamen noch selbigen Tags in Wilna, der Hauptstadt Litauens an, woselbst der Kaiser am Tage vorher mit einem Teil der Garde eingetroffen war.

Hier blieben wir über vierzehn Tage. Am 16. Juli abends zehn Uhr verließen wir die Stadt und marschierten in der Richtung auf Borisow.

Den 27. trafen wir bei Witebsk auf die Russen, und nahmen auf einer Anhöhe Stellung, welche die Stadt und Umgebung beherrschte. Der Feind hielt Höhen rechts und links der Stadt besetzt. Die Kavallerie des Königs Murat hatte schon mehrere Attaquen gemacht. Als wir anrückten, sahen wir gegen zweihundert Voltigeure des 9. Linien-Regiments, die sich zu weit vorgewagt hatten, auf zahlreiche russische Kavallerie stoßen, welche soeben zurückgeworfen worden war.

Wir hielten die Unsern für verloren, da wir durch den Fluß getrennt, ihnen nicht zu Hilfe eilen konnten. Die gut geschulten, kriegsgewohnten Leute, geführt von tüchtigen Offizieren, vereinigten sich aber noch schnell genug zum Carré und wiesen unerschrocken die wiederholten Angriffe der feindlichen Reitermassen, unter denen sich auch Lanzenreiter befanden, ab. Bald umgab ein Wall von toten und verwundeten Pferden und Menschen die kleine Schar und bildete für sie eine Schutzwehr, der gegenüber die Russen endlich alle weiteren Versuche, das Carré zu sprengen, aufgaben.

Sie zogen sich zurück, in wilder Jagd davonreitend, gefolgt von dem Freudengeschrei all unserer Truppen, die diesem Kampf von der Höhe aus zugesehen hatten.

Das tapfere Häuflein trat hierauf ruhig seinen Rückweg an, nur ab und zu noch einmal Front machend, um erneuten Belästigungen des Feindes die Stirn zu bieten. Der Kaiser verlieh sofort den Tapfersten der endlich glücklich Zurückgelangten den Orden der Ehrenlegion. Auch die Russen auf den Höhen uns gegenüber waren Zeugen des heldenmütigen Verhaltens der Unsern und der erfolglosen Anstrengungen ihrer Kavallerie gewesen.

Kurze Zeit nach diesem kleinen Kriegsschauspiel bezogen wir unsern Lagerplatz. Auf demselben erhielt ich den Besuch von zwölf jungen Burschen aus meiner Vaterstadt Condé. Zehn davon waren Tambours, einer Tambourmajor und einer Gefreiter bei den Voltigeuren, sämtlich von ein und demselben Regiment. Ich bezeugte ihnen meine Freude sie zu sehen, bedauerte aber, daß ich ihnen garnichts vorzusetzen hätte. Da meinte der Tambourmajor, deshalb wären sie auch nicht gekommen, im Gegenteil, sie wollten mich einladen zu ihnen herüber zu kommen und den Abend bei ihnen zu verleben, da sie den Küchenwagen eines russischen Generals mit Wein und andern schönen Stärkungen erbeutet hätten. „Wir haben alles,“ sprach er weiter, „auf dem Marketenderwagen unserer Florencia untergebracht, einer jungen Spanierin, die für meine Frau gilt, aber nur in allen Ehren, so lange sie unter meinem Schutz steht, bis sie für ihren Bräutigam, der in Bilbao von einem eifersüchtigen Spanier erstochen wurde, einen anderen Mann gewählt hat. Sie ist ein hübsches Mädel, gegen das aber keiner wagen wird sich etwas herauszunehmen. Also Landsmann, es ist abgemacht, du gehst mit uns, komm, wir wollen lustig sein.“

Ich zog natürlich mit ihnen und fand in der Spanierin eine wirklich sehr hübsche kleine Person, die mich umso freundlicher empfing, als ich durch meinen Aufenthalt in Spanien in ihrer Muttersprache mit ihr reden konnte. Wir waren bei dem Wein und andern guten Sachen des russischen Generals sehr vergnügt und plauderten die ganze Nacht am Feuer von der Heimat und unsern Erlebnissen. Erst der Kanonenschuß, welcher den Anbruch des Tages verkündete, machte unserm fröhlichen Zusammensein ein Ende. Wir trennten uns mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen. Die armen Jungen! wenn sie gewußt hätten, wie nahe ihnen ihr Ende war.

Wir erwarteten für heute eine Schlacht, aber die Russen waren still abgezogen und wir rückten in Witebsk ein, woselbst wir vierzehn Tage blieben. Mein Regiment kam in einer Vorstadt ins Quartier.

Ich erhielt Unterkunft bei einem Juden, der eine hübsche Frau und zwei reizende Töchter hatte. In diesem Hause fand ich einen kleinen Dampfkessel zum Bierbrauen, sowie Gerste und eine Handmühle zum Mahlen derselben, aber der Hopfen fehlte. Ich gab deshalb dem Juden zwölf Franken, um solchen aus der Umgegend herbeizuschaffen, behielt aber vorsichtigerweise, um seiner Rückkehr sicher zu sein, Frau und Töchter als Geiseln zurück. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden war Jakob mit dem Hopfen auch richtig wieder da, und ein Flamländer in der Kompagnie, der von Beruf Brauer war, braute uns nunmehr fünf Tonnen vortreffliches Bier.

Als wir am 13. August Witebsk verließen, waren noch zwei Tonnen von dem Bier vorhanden, die wir unserer Marketenderin, der Mutter Dubois, auf ihren Wagen gaben. Diese abscheuliche Person hatte aber die Schlechtigkeit, das

Bier an die hinter uns marschierenden Truppen zu verkaufen, während wir vor Durst verschmachteten.

Am frühen Morgen des 16. August kamen wir vor Smolensk an, wo sich der Feind eben eingeschlossen hatte. Wir nahmen Stellung auf dem von den Bewohnern des Landes sogenannten ‚heiligen Felde‘. Die Stadt ist von einer sehr starken Mauer mit alten Türmen umgeben, deren Spitze aus Holz besteht. Am Fuße der anderen Seite der Stadt fließt der Dnjepr. Der Angriff wurde sogleich begonnen und Bresche geschossen. Am 17. morgens, als der Sturm statthaben sollte, war man sehr erstaunt, die Stadt geräumt zu finden. Die Russen hatten — sie verlassen, die Brücke hinter sich abgebrochen und eine Aufstellung jenseits des Flusses auf einer die Stadt beherrschenden Höhe genommen, von welcher aus sie mit Vollkugeln und Granaten fast alle Häuser in Trümmer legten, ehe sie abzogen. Ein großer Teil der Einwohner suchte nach der völligen Zerstörung ihrer Wohnplätze Zuflucht in der Kathedrale.

Am 21. setzten wir den Marsch fort und überschritten die Hochebene von Valutina, wo zwei Tage vorher ein blutiges Gefecht stattgefunden hatte, in dem der brave General Gudin gefallen war.

Demnächst rückten wir in Eilmärschen bis nach der Stadt Dorogobush, von welcher wir am 24. aufbrachen und die Russen bis nach Wjasma verfolgten, welches schon in Flammen stand. Dort fanden wir Branntwein und einige Lebensmittel.

Am 1. September erreichten wir Gshatsk und blieben daselbst zwei Tage, weil hier die Geschütz- und Gewehrmunition ergänzt wurde, um für eine bevorstehende große Schlacht ausreichend versehen zu sein.

Den 4. marschierten wir weiter und am 5. stießen wir



Das brennende Smolensk.
(18. August 1812.)

auf die russische Armee in einer verschanzten Stellung. Das 61. Linienregiment eroberte die vorderste Schanze.

Am 6. wurden Vorbereitungen für die große Schlacht* getroffen, welche am folgenden Tage geschlagen werden sollte: Die einen setzten ihre Waffen in stand, andere brachten das Verbandzeug in Ordnung, manche machten ihr Testament, sorglose Gemüter aber sangen oder schliefen. Die gesamte kaiserliche Garde erhielt den Befehl, den Paradeanzug anzulegen.

Um fünf Uhr des andern Morgens stand alles gefechtsbereit. Der Kaiser, der schon früh zu Pferde gestiegen war, ritt alle Truppenfronten ab.

Die Schlacht begann um sieben Uhr; beschreiben kann ich sie natürlich nicht, aber in der ganzen Armee herrschte Freude, als die Kanonen zu sprechen begannen, und man damit die Gewißheit erhielt, daß die Russen diesmal standhielten und die Schlacht annahmen. Am Abend vorher und einen Teil der Nacht über war ein feiner, kalter Rieselregen niedergegangen, mit Anbruch des Tages wurde das Wetter aber schön, klar stand die Sonne am heiteren Himmel.

Wie alle unsere großen Schlachten, war auch diese ein mächtiger Artilleriekampf. Unsererseits sollen 120000 Schuß abgegeben worden sein. Die Russen hatten 50000 Mann an Toten und Verwundeten und darunter, wie man angiebt, 50 Generale. Unser Verlust betrug 17000 Mann, mit 43 Generalen, die teils tot, teils verwundet waren.

Wir befanden uns während der ganzen Schlacht in Reserve, hinter der Division Friant, trotzdem aber schlugen doch auch Kugeln in unsere Reihen und um den Standpunkt des Kaisers.

Die Schlacht endete mit der Dunkelheit und wir verblieben während der Nacht und den 8. auf unserm Platze.

---

* Schlacht an der Moskwa, auch Schlacht bei Borodino genannt.

Ich besuchte an diesem Tage in Begleitung des Unteroffiziers Grangier, eines Regimentskameraden, mit dem ich vor Witebsk die Nacht vom 27. zum 28. Juli im Kreise unserer Landsleute und der hübschen Spanierin so fröhlich zugebracht hatte, das Schlachtfeld. Es war ein Gang, der uns die schrecklichsten Bilder sehen ließ. Wir kamen auf demselben auch an eine Schlucht, um welche besonders heiß gekämpft worden war. Jetzt standen in derselben die Zelte des Königs Murat. In dem Moment, wo wir anlangten, vollzog der Leibarzt des Königs gerade an zwei schwer verwundeten Kanonieren der kaiserlich russischen Garde eine Beinamputation. Nachdem die Operation vorüber war, ließ der König jedem der beiden Unglücklichen ein Glas Wein reichen. Darauf stieg er auf den Rand der Schlucht, und betrachtete die sich dort ausbreitende, von einem Gehölz begrenzte Ebene. Auf dieser hatte er während der Schlacht mit seiner Kavallerie, auf dem Rückzug befindliche feindliche Truppen attaquiert und viele der Moskowiter ins Gras beißen lassen. Seine glänzende Tapferkeit, seine Kaltblütigkeit und stolze Haltung, wenn er den Säbel in der Faust Befehle erteilte, oder, wenn es galt, auch selbst mit einhieb, erregten immer Bewunderung. Er war stets weithin zu erkennen an seinem schmalkrempigen Sammethut mit dem wallenden weißen Federbusch und seinem flatternden Mantel.

Am 9. verließen wir das Schlachtfeld und kamen am selben Tage nach Moshaisk. Dort hatte jenseits der Stadt auf einer Anhöhe die Nachhut des Feindes Stellung genommen. Unbekümmert um die Stärke des Gegners, stieg eine Kompagnie Voltigeure und Grenadiere des 33. Linienregiments, welche dem Vortrupp angehörte, den Abhang hinauf. Sie wurde bald von mehreren Schwadronen Kürassieren und Kosaken angegriffen, formierte aber Knäuel und demnächst Carré,



Kampf um die Redouten vor Semenowskoi.
(7. Septbr. 1812.)

und wies mit ihrem Feuer die Angreifer ab, worauf sie die Höhe gewann und die russische Nachhut abzog.

Den 10. verfolgten wir den Feind bis zum Abend, und nach Beendigung des Marsches wurde ich zu der Wache kommandiert, welche das Schloß zu schützen hatte, in dem der Kaiser die Nacht zubrachte. Die Stelle des mir angewiesenen Postens befand sich auf einem Wege, der zum Schloß führte. Kurze Zeit nach meiner Ankunft daselbst kam ein polnischer Diener, dessen Herr im Stabe des Kaisers war, mit einem Packpferd an der Hand vorüber. Das Tier schleppte sich nur noch mühsam und brach dicht bei uns zusammen. Alle Mühe des Dieners, es wieder aufzubringen, war vergeblich; er packte es deshalb ab, belud sich selbst mit den Sachen und überließ das Pferd seinem Schicksal. Kaum hatte er es verlassen, als meine sehr hungrigen Leute das dem Verenden nahe Tier töteten und die besten Teile herausschnitten. Wir brachten alsdann die ganze Nacht mit Essen und Kochen für den nächsten Tag zu.

Am Morgen kam der Kaiser mit König Murat und einem Kabinettsrat den Weg vom Schloß entlang. Ich ließ meine Mannschaft sofort unter Gewehr treten, und als der Kaiser bei uns anlangte und des Pferdes ansichtig wurde, blieb er stehen und fragte, ob wir davon gegessen hätten. Auf meine bejahende Antwort lachte er und sagte: „Na, habt nur Geduld, in vier Tagen sind wir in Moskau und da sollt ihr Ruhe haben und besser zu essen bekommen, indessen ist Pferdefleisch auch nicht übel.“ Damit setzte er seinen Weg fort.

Die folgenden Tage marschierten wir bei gutem Wetter weiter. Am Abend des 13. lagerten wir bei einer Abtei und andern schönen Gebäuden, welche die Nähe einer großen Stadt anzeigten.

Den 14. brachen wir frühzeitig auf und passierten eine Schlucht, an der die Russen angefangen hatten, Erdwerke zur

Verteidigung herzurichten. Bald hiernach betraten wir einen großen Wald von Fichten und Birken, durch den eine sehr breite, wohlerhaltene Straße führte. Wir waren nicht mehr fern von Moskau.

An diesem Tage befand ich mich beim Vortrupp. Nach Verlauf einer Stunde machte die Marschkolonne kurze Rast. Während derselben bemerkte ich einen Liniensoldaten, der den linken Arm in einer Schlinge trug und auf sein Gewehr gestützt dastand, als wenn er jemanden erwartete. Ich erkannte in dem Mann einen der zwölf von meinen Landsleuten aus Condé, die mich im Lager von Witebsk besucht hatten. Als ich ihn freundlich begrüßte, sagte er mir, daß er sich hier aufgestellt hätte, in der Hoffnung mich zu treffen. Auf meine Frage, wie es unsern Freunden ginge, erwiderte er den Gewehrkolben auf den Boden stoßend: „O sehr gut! Sie sind alle tot — auf dem Felde der Ehre gefallen, wie man sagt — und eingescharrt in der großen Schanze an der Moskwa. Nie werde ich diese Schlacht vergessen! Was war das für eine Schlächterei!“

„Und was hast du denn am Arm?“

„Ach, gar nichts! Einen Schuß zwischen Ellbogen und Schulter. Doch setzen wir uns einen Augenblick; ich will dir erzählen, wie es uns erging.“

Und er begann:

„Gleich mit Beginn der Schlacht, um sieben Uhr, kamen wir scharf ins Gefecht. Unser Führer, der General Campans, wurde bald verwundet, ebenso der, welcher an seine Stelle trat, und dann auch der dritte. Darauf übernahm als vierter der General Anabert von der Garde das Kommando. Er ließ sogleich zum Sturm vorgehen. Wir 61er waren vorn, die Kartätschen mähten uns beinahe gänzlich nieder, unter den Toten befanden sich auch unsere Freunde. Der General war verwundet, hatte aber wenigstens bei all den schweren Ver-



Nach der Schlacht an der Moskwa.
(18. Septbr. 1812.)

lusten die Genugthuung, die Schanze genommen zu haben. Meinen Schuß in den Arm bemerkte ich erst, als wir in Besitz derselben waren.

„Es stellten sich Schmerzen ein, die mich bewogen zurückzugehen, um mir die Kugel auf dem Verbandplatz herausnehmen zu lassen. Unterwegs begegnete ich unserer kleinen Spanierin mit einer Flasche Branntwein in der Hand. Sie weinte bitterlich, denn sie hatte durch Verwundete von dem Unheil des Regiments gehört, und bat mich sie zu demselben zu führen, um vielleicht noch einige mit einem Trunk laben zu können. Ich ging also mit ihr zurück und als wir zu unsern Tambours kamen, die neben ihren zerschmetterten Trommeln lagen, trat sie laut klagend von einem zum andern, jeden untersuchend, ob noch Leben in ihm wäre. Das war bei mehreren der Fall, auch bei dem Tambourmajor. Während sie bei diesem kniete, um ihm einen stärkenden Schluck einzuflößen, entspann sich das Gefecht auf einmal von neuem, denn die Russen rückten abermals an, um die Schanze wieder zu erobern. Plötzlich stieß das Mädchen einen Schrei aus; eine Kugel hatte den Daumen ihrer linken Hand getroffen und war in die Schulter des Sterbenden gedrungen, dessen Kopf sie stützte. Sie sank ohnmächtig um. Ich wollte sie aufheben, um sie in Sicherheit zu bringen, mein zerschossener Arm machte mir das aber unmöglich. Zum Glück kam gerade ein Kürassier, der sein Pferd verloren hatte, an uns vorüber. Er sah das bewußtlose Mädchen und mein vergebliches Bemühen, trat herzu, nahm ohne weiteres die kleine Gestalt wie ein Kind auf seine Arme und schritt mit den Worten: ‚nun schnell fort, hier wird's faul', eilends aus dem immer heftiger werdenden Feuer heraus einem kleinen Gehölz zu, in dem sich der Verbandplatz der Gardeartillerie befand. Erst dort erwachte Florencia aus ihrer Ohnmacht.

„Ein Chirurg des kaiserlichen Stabes, M. Larrey, welcher hier anwesend war, nahm ihr sogleich den Daumen ab, und mir die Kugel aus dem Arm, worauf ich mich bald viel besser befand.“

Kurze Zeit nachdem mein Landsmann, er hieß Dumont und war Gefreiter bei den Voltigeuren des 61. Regiments, geendet hatte, brachen wir wieder auf. Ich bat ihn, mich einmal in Moskau zu besuchen, falls wir dort länger bleiben sollten, ich habe aber nie mehr etwas von ihm gesehen oder gehört. Die Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812 hatte mich demnach aller der zwölf Gefährten aus meiner Vaterstadt Condé beraubt, die mich in treuer Landsmannschaft im Lager vor Witebsk aufgesucht hatten.

Zweites Kapitel.

‚Endlich in Moskau!‘ — Der große Brand. — Eine Wanderung zum Kreml. — Reiche Beute. — Ein Leben im Ueberfluß. — Im Kreml. — Eine Ballfestlichkeit.

Als wir gegen ein Uhr mittags aus dem großen Walde heraustraten, bemerkten wir in kurzer Entfernung vor uns eine Anhöhe. Nach einer halben Stunde langten wir an derselben an. Die vordersten Abteilungen, die schon die Kuppe erreicht hatten, machten uns lebhafte Zeichen und schrieen: „Moskau! Moskau!“ — Ja, in der That, da lag sie endlich vor uns, die ungeheure Stadt, in der wir hofften, uns von allen Strapazen erholen zu können, denn wir von der Garde hatten ohne nennenswerte Ruhepausen über 1200 Lieues (über 5000 Kilometer) zurückgelegt.



Moskau (südwestlicher Teil).

Es war ein schöner Sommertag, und in der Mittagssonne glitzerten die Kuppeln, Kirchtürme und vergoldeten Paläste. Wohl hatte ich schon Paris, Berlin, Warschau, Wien und Madrid gesehen, aber keine dieser Hauptstädte hatte in mir eine ähnliche Empfindung hervorgerufen wie Moskau. Ich und alle andern standen hier wie vor einem märchenhaften Zauberbild.

In diesem Augenblick waren alle Leiden, Gefahren, Mühsale und Entbehrungen vergessen, nur der eine Gedanke beseelte uns: „Endlich am Ziel, endlich in Moskau, wo wir gute Winterquartiere beziehen und Eroberungen in anderer Weise machen werden," denn das ist die Art des französischen Soldaten: aus dem Kampf zur Liebe, von der Liebe in den Kampf.

Während wir mit solchen Gefühlen in die Betrachtung der Stadt versunken waren, erhielten wir Befehl, den Paradeanzug anzulegen.

Ich gehörte an diesem Tage mit 15 Mann zur Vorhut und es waren mir mehrere in der Schlacht an der Moskwa gefangene russische Offiziere zur Bewachung überwiesen worden. Unter diesen befand sich auch ein Pope, wahrscheinlich ein Feldgeistlicher, welcher sehr gut französisch sprach und sein Schicksal schwerer als seine Gefährten zu empfinden schien. Es war mir aufgefallen, daß er, sowie alle andern Gefangenen, als sie auf der Höhe ankamen, sich gegen die Stadt verneigten und wiederholt bekreuzten. Ich bat den Priester, mir den Grund davon zu erklären. „Mein Herr," erwiderte er, „der Berg, auf dem wir stehen, trägt den Namen ‚der Berg des Grußes' und jeder gute Moskowiter muß sich beim Erblicken der heiligen Stadt verneigen und das Zeichen des Kreuzes machen."

Bald hiernach stiegen wir den Berg hinab und hatten nach einer Viertelstunde das Stadtthor erreicht.

Der Kaiser mit seinem Gefolge hielt schon vor demselben.

Wir machten Halt. Nach kurzer Zeit kam der Marschall Duroc aus der Stadt, in Begleitung von einigen französisch sprechenden Einwohnern, an die der Kaiser verschiedene Fragen richtete. Darauf meldete der Marschall Sr. Majestät, daß sich im Kreml eine Menge bewaffneter Kerle befänden, welche größtenteils aus den Gefängnissen freigelassene Verbrecher wären, die Kavallerie des Königs Murat beschössen und wiederholter Aufforderungen ungeachtet sich weigerten, die Thore zu öffnen. „Die ganze Bande ist betrunken und will keine Vernunft annehmen," schloß der Marschall.

„So soll man die Thore durch Kanonen öffnen und das ganze Gesindel zum Teufel jagen!" entgegnete der Kaiser.

Dies war inzwischen schon geschehen; König Murat hatte sich nicht weiter aufhalten lassen. Zwei Kanonenschüsse hatten genügt, das ganze Lumpenpack zu zerstreuen und der Reiterei den Weg frei zu machen, um der russischen Nachhut auf den Fersen zu bleiben.

Ein Trommelwirbel aller Tambours der Garde und das Kommando: „Garde à vous!" erfolgte. Dies war das Zeichen zum Einrücken in die Stadt. Es war drei Uhr nachmittags. Die Musik mit klingendem Spiel voran, zog die Marschkolonne durch das Thor.

Kaum waren wir in der Vorstadt eine Strecke marschiert, als wir mehrere von den Kerlen, die aus dem Kreml verjagt worden waren, umherschleichen sahen. Sie hatten abschreckende Gesichter und waren mit Gewehren, Lanzen oder Mistgabeln bewaffnet. Auf der Brücke, welche die Vorstadt von der Stadt trennt, kam uns ein solches Galgengesicht entgegen, das unter der Brücke hervorgekrochen war. Der Strolch trug ein Wams aus Schaffell und einen Ledergürtel um die Hüften; langes graues Haar fiel über seine Schultern und ein dichter weißer Bart bis auf den Gürtel. Er war

mit einer dreizinkigen Heugabel bewaffnet, so, wie man den aus dem Wasser steigenden Neptun zeichnet. In diesem Aufputz ging er auf den Tambourmajor zu, indem er Miene machte, denselben als ersten aufzuspießen. Wahrscheinlich hielt er ihn in seinem Aufputz für einen General. Er holte mit seiner Gabel zu einem wuchtigen Stoße aus, glücklicherweise aber gelang es dem Angegriffenen noch rechtzeitig beiseite zu springen, dem Bösewicht die Mordwaffe zu entreißen und diesen selbst mit einem kräftigen Fußtritt an den Hintern über die Brücke in das Wasser zu schleudern, dem er vorher entstiegen war. Vom Strom erfaßt, sahen wir ihn noch ein paarmal auftauchen, dann aber war er plötzlich verschwunden.

Es erschienen noch mehr Leute, welche Gewehre hatten. Ein Teil feuerte auf uns, der andere aber nicht. Wir entwaffneten die Burschen und begnügten uns, sie mit einigen wohlgemeinten Kolbenstößen in die Rippen heimzuschicken. Als wir ihre Gewehre zerbrachen, sahen wir, daß die Mehrzahl derselben an Stelle des Feuersteins am Schloß nur kleine Holzstücke hatten. Diese Gewehre entstammten dem im Kreml befindlichen Arsenal. Die neuen Steinschloßgewehre wurden dort in dieser Weise aufbewahrt. Steine wurden ihnen erst bei der Verausgabung eingefügt.

Nachdem wir die Brücke passiert hatten, marschierten wir durch eine schöne große Straße. Wir waren erstaunt, niemand zu sehen. Nicht ein einziger hübscher Mädchenkopf ließ sich durch unsere Musik anlocken, nach deren lustiger Weise: ‚Der Sieg ist unser‘ wir so flott dahinmarschierten. Wir wußten uns diese gänzliche Nichtbeachtung gar nicht zu erklären, indessen trösteten wir uns mit der Hoffnung, von manchem schönen Auge durch die geschlossenen Fensterjalousien beobachtet zu werden.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir die erste Um-

wallung des Kreml, bogen jedoch hier scharf nach links und betraten eine noch schönere und breitere Straße, als die, welche wir soeben entlang marschiert waren; sie führte nach dem Gouvernementsplatz. Auf ihr mußten wir, irgend eines kleinen Hindernisses wegen, einen Augenblick halten und bemerkten währenddem an dem Fenster eines Erdgeschosses drei Damen. Ich befand mich nahe bei ihnen auf dem Trottoir und die eine bot mir ein Stück Brot an, das schwarz wie Kohle war. Ich dankte ihr und reichte ihr meinerseits ein Stück Weißbrot aus den Vorräten der Mutter Dubois. Die Dame errötete und ich lachte; sie legte ihre Hand auf meinen Arm, ich erfuhr aber die Bedeutung dieser Berührung nicht, denn im selben Augenblick ging es weiter.

Endlich trafen wir auf dem Gouvernementsplatz ein, und stellten uns in dichten Kolonnen dem Palast des General-Gouverneurs Rostoptschin gegenüber auf, des Mannes, der Moskau anzünden ließ. Darauf machte man uns bekannt, daß das Regiment Befehl erhalten habe, als Pikett auf dem Platze zu verbleiben. Gleichzeitig wurde jede Entfernung eines Einzelnen unter welchem Vorwande es auch sei, untersagt. Das hinderte aber nicht, daß eine Stunde später alle guten Dinge, die man sich nur wünschen konnte, auf dem Platz vorhanden waren. Da gab es Weine und Liqueure von allen Sorten, eingemachte Früchte, eine erstaunliche Menge von Zuckerhüten, etwas Mehl und andere Sachen, aber kein Brot und nur wenig frisches Fleisch. Man war in die den Platz umgebenden Häuser gegangen, um Essen und Trinken zu verlangen, hatte aber in denselben kein menschliches Wesen angetroffen, und somit sich selbst bedient. Daher die Fülle alles Guten.

Die Wache erhielt ihren Platz unter dem Hauptportal des Palastes angewiesen. Gleich rechter Hand lag ein großes Zimmer, welches eine vortreffliche Wachstube abgab. Dasselbe

bot genügend Raum für die ganze Wachtmannschaft und einige in der Stadt aufgefundene und eingebrachte russische Offiziere. Alle früheren Gefangenen hatten wir bis dicht vor Moskau mitgenommen und dort unter Bewachung zurückgelassen.

Der Palast des Gouverneurs ist ziemlich groß und ganz in europäischem Stil erbaut. Zwei breite schöne Treppen führen in den ersten Stock nach einem mächtigen Saal, in dessen Mitte ein sehr langer, ovaler Tisch steht und wo an der Wand hinter demselben ein Kolossalbild des Kaisers Alexander zu Pferde hängt. Der zum Palast gehörige ausgedehnte Hofraum ist von Gebäuden umschlossen, welche für das Dienstpersonal bestimmt sind.

Eine Stunde nach unserer Ankunft brach das Feuer aus. Man bemerkte zuerst dicken Rauch und sah bald darauf die lodernden Flammen. Es hieß, das Feuer wäre in den Verkaufshallen und würde wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit plündernder Leute entstanden sein, die in den Läden nach Lebensmitteln gesucht hätten.

Von vielen, die den Feldzug nicht mitgemacht haben, wird behauptet, daß der Brand von Moskau das Verderben der Armee herbeiführte. Ich und viele andere denken aber, die Russen hätten ihre Stadt nicht anzuzünden brauchen, um uns los zu werden. Wenn sie statt dessen alle Lebensmittel mitnahmen oder ins Wasser warfen und auf sechs Meilen in der Runde das hier ohnedem wenig ertragfähige und bebaute Land verwüsteten, so wäre das wirksamer gewesen. Alsdann würden wir zweifellos schon nach Verlauf von 14 Tagen gezwungen gewesen sein, abzuziehen. Die Feuersbrunst vertrieb uns nicht, denn es blieben noch Wohnstätten genug übrig, um die ganze Armee unterzubringen, brannte aber auch wirklich alles nieder, nun dann hätten wir immer noch in den Kellern Unterkunft gefunden.

Um sieben Uhr traf die Meldung beim Pikett ein, daß das Feuer das Quartier unseres Gouverneurs bedrohe. Der Oberst erschien auf Wache und befahl, daß eine Patrouille von fünfzehn Mann nach der Brandstelle abgehen solle; ich wurde mit dazu kommandiert. Wir marschierten sofort ab, hatten aber kaum dreihundert Schritt zurückgelegt, als auf uns geschossen wurde. Wir dachten zuerst, daß die Schüsse von betrunkenen Leuten unserer eigenen Truppen herrührten und kümmerten uns deshalb nicht weiter darum, bald aber knallte es uns auch aus einer Sackgasse entgegen, und ein Mann der Patrouille wurde in den Schenkel getroffen. Die Verwundung war zwar nicht schlimm, denn sie hinderte den Mann nicht daran weiter zu marschieren, indessen wurde doch beschlossen, zum Regiment zurückzukehren. Im Begriff dies zu thun, kamen abermals Schüsse von der Richtung, aus welcher die ersten gefallen waren. Dies änderte unsern Entschluß. Wir wollten der Sache doch nun näher treten und gingen gegen das Haus vor, welches wir für das verdächtige hielten. Nachdem wir die Thür desselben eingeschlagen, stellten sich uns neun große, mit Gewehren und Lanzen bewaffnete Kerle entgegen und verwehrten uns den Eingang.

Sogleich entspann sich in dem Hofe ein Kampf. Es war kein gleicher, denn wir standen neunzehn gegen neun, aber da wir glaubten, daß sich noch mehr solch verwegener Gesellen in der Nähe befinden könnten, stachen wir die drei vordersten sofort nieder. Zwei entflohen und die andern vier hielt ich mit fünf Mann durch unsere ihnen auf die Brust gesetzten Bajonette so fest gegen eine Mauer gedrückt, daß sie sich ihrer Waffen nicht bedienen, und bei der geringsten Angriffsbewegung erstochen werden konnten. Sie schlugen mit ihren Fäusten auf die Bajonette und gebärdeten sich wie toll. Ihre totale Trunkenheit ließ uns sie zunächst schonen, als wir aber

erkannten, daß wir nicht anders mit ihnen fertig werden konnten, machten wir sie kampfunfähig.

Nun durchsuchten wir eilig das Haus. In einem Zimmer trafen wir noch zwei Leute, die, als wir uns schnell auf ihre Waffen warfen, so bestürzt waren, daß sie vom Balkon hinabsprangen. Der eine brach sich das Genick, der andere beide Beine. Einen dritten fanden wir unter einem Bett. Wir thaten ihm nichts, denn wir wollten ihn als Führer behalten. Er war wie die andern alle, ein Sträfling und sah ebenso abschreckend und unheimlich aus wie jene.

Als wir jetzt wieder ins Freie traten, um zum Regiment nach dem Gouvernementsplatz zurückzukehren, waren wir nicht wenig überrascht, den Weg versperrt zu finden. Das Feuer hatte inzwischen durch den heftigen Wind eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die Flammen sich über der Straße kreuzten; schon stürzten die Dächer zusammen. Wir mußten eine andere Richtung einschlagen und wählten die, von welcher aus auf unserm Herweg die zweiten Schüsse gefallen waren. Mit unserm Gefangenen, der mehr einem Bären als einem Menschen glich, vermochten wir uns in keiner Weise verständlich zu machen.

Nach einer Weile kamen wir an das Haus, von welchem wir vermuteten, daß es dasjenige sei, aus dem der Schuß gekommen war, der unsern Kameraden verwundete. Da packte uns die Neugierde auch hier noch einmal näher zuzusehen. Wir ließen unsern Gefangenen zuerst eintreten und folgten dicht hinter ihm. Sogleich erschallte ein Warnungsruf und mehrere Männer mit brennenden Fackeln flohen über einen großen Hof. Wir waren, wie wir nun sahen, in kein gewöhnliches Haus gekommen, sondern in einen Palast. Nachdem wir zwei Mann als Schildwachen an dem vordersten Thor zurückgelassen, und uns Lichter, die wir bei uns führten, an-

gesteckt hatten, betraten wir die Räume. Nie im Leben hatte ich solche Pracht gesehen. Die kostbarsten Möbel, herrliche Bilder und viele andere Kunstwerke fesselten unsere Blicke. Nichts aber zog uns so an, wie ein Waffenschrank, gefüllt mit den auserlesensten Waffen. Ich nahm mir aus demselben zwei Pistolen von selten schöner Arbeit, deren Kasten mit Perlen und Edelsteinen verziert war.

Etwa eine Stunde hatten wir uns in den mit fremdartigem Luxus ausgestatteten Räumen aufgehalten, als wir plötzlich durch einen furchtbaren Knall unter uns erschreckt wurden. Die Erschütterung war so stark, daß wir in größter Hast das Freie suchten, um nicht unter den Trümmern des Hauses begraben zu werden. Nachdem wieder alles still geworden war, trieb es uns doch zu sehen, was uns so erschreckt hatte. Die Untersuchung führte uns in einen großen Speisesaal, in welchem die Decke samt einem großen Krystallkronleuchter herabgestürzt war, dessen Splitter nebst vielen andern Dingen überall umherlagen. Das Unglück war durch Granaten verursacht worden, die man jedenfalls absichtlich in einen großen Kachelofen gelegt hatte. Die Russen scheuten eben kein Mittel, um uns zu vernichten.

Während wir hierüber noch unsere Bemerkungen austauschten, hörten wir die Schildwachen draußen auf einmal ‚Feuer!‘ schreien. Als wir infolgedessen eiligst hinausliefen, sahen wir an mehreren Stellen dicken Rauch aus dem Hause aufsteigen und wenige Augenblicke danach stand das ganze Haus in Flammen.

Nach manchen Umwegen kamen wir in eine breite, lange Straße, die auf beiden Seiten mit prachtvollen Bauwerken besetzt war. Wir hofften, auf ihr zu unserem Ausgangspunkt zurückzugelangen, denn von Führung seitens unseres Gefangenen war keine Rede. Er war zu weiter nichts nütze,

als ab und zu unsern Verwundeten zu tragen, dem allmählig das Gehen schwer wurde. Auf unserem Wege begegneten wir mehreren langbärtigen, finsterblickenden Gestalten, die im Schein der brennenden Fackeln, die sie trugen, noch unheimlicher aussahen. Da wir bis jetzt von den Plänen, die diese Männer verfolgten, noch nichts wußten, ließen wir sie ruhig ziehen. Bald hierauf erfuhren wir von einer uns begegnenden Patrouille, daß die Leute mit den Fackeln von den Russen gedungen wären, das Feuer anzulegen. Kurze Zeit darauf hatten wir Gelegenheit, dies selbst zu beobachten. Wir überraschten drei Kerle, welche im Begriffe standen eine Kirche anzustecken. Zwei liefen davon, der dritte aber versuchte trotz unserer Annäherung sein Werk auszuführen. Erst ein Kolbenschlag auf den Hinterkopf machte seiner Hartnäckigkeit ein Ende. Solche obstinate Teufel wurden auch anderwärts angetroffen. Ich hörte von einem, der, nachdem ihm das Handgelenk der rechten Hand mit dem Säbel durchhauen war, die Fackel mit der Linken ergriff und nicht ruhte, bis man ihn erstach.

Während unseres weiteren Weges drangen plötzlich aus einem Hause Hilferufe von Frauenstimmen in französischer Sprache an unser Ohr. In dem Glauben, daß es Marketenderinnen von uns wären, die von Russen belästigt würden, eilten wir in das Haus und waren sehr erstaunt, in dem Zimmer, welches wir betraten, zwei Damen mit aufgelösten Haaren und einen Jungen von 12 bis 15 Jahren inmitten einer Anzahl anscheinend sehr reicher, in der Stube umhergestreuter Kostüme zu finden. Die Damen riefen sogleich unsern Schutz an gegen vier russische Polizeisoldaten, die ihre Wohnung anzünden wollten, ohne ihnen Zeit zu lassen, ihre Sachen zu retten, unter denen sich auch das Gewand Cäsars, der Helm des Brutus und der Küraß der Jeanne d'Arc be-

fanden. Unsere Schützlinge waren französische Schauspielerinnen, deren Männer die Russen mit fortgeschleppt hatten. Wir verhinderten für den Augenblick die Einäscherung ihrer Behausung, indem wir die vier Polizisten mit uns zum Regiment nahmen, welches wir endlich nach manchen Irrwegen noch auf seinem Platz trafen.

Als der Oberst von unserer Rückkehr hörte, kam er sogleich, um uns seine Unzufriedenheit über unser langes Ausbleiben auszusprechen und Rechenschaft von uns zu fordern, wo wir uns seit gestern abend sieben Uhr herumgetrieben hätten. Nachdem er aber unsere Gefangenen sowie unsern Verwundeten gesehen und von den Gefahren gehört hatte, denen wir ausgesetzt gewesen waren, gab er sich zufrieden und freute sich, daß wir wieder da wären, denn er hatte große Unruhe um uns ausgestanden.

Der Platz sah jetzt aus, als ob alle Völker der Erde sich auf ihm versammelt hätten, denn viele unserer Leute hatten sich als Kalmücken, Chinesen, Tartaren, Perser und Türken ausstaffiert und anderes kostbares Pelzwerk und sogar französische Hofbekleidung mit glänzenden Stahldegen angelegt. Alle aber ließen es sich wohl sein an den Getränken und Leckerbissen aller Art, die in Menge auf dem Platz zusammen getragen waren.

An diesem Tage, den 15., neun Uhr morgens verließ das Regiment den Platz, um sich in die Nähe des Kremls zu begeben, in dem der Kaiser sein Quartier aufgeschlagen hatte. Ich verblieb mit 15 Mann einstweilen im Gouvernementsgebäude auf Wache.

Um fünf Uhr kam unsere Kompagnie als Pikett auf den Platz wieder zurück, der andere Teil des Regiments war beschäftigt, das Feuer zu beschränken, welches in der Umgegend des Kremls wütete.

Bald nach Rückkehr der Kompagnie hatte der Kapitän Patrouillen in verschiedene Stadtteile ausgeschickt. Dieselben brachten am Abend und während der Nacht zwei russische Offiziere und mehrere Soldaten ein, die durch das Feuer aus den Häusern vertrieben worden waren, in denen sie sich versteckt hatten. Der eine der Offiziere, welcher zur Armee gehörte, ließ sich ruhig seinen Degen abnehmen und bat nur, ihm eine goldene Medaille, die an seiner Brust hing, zu belassen. Der andere, ein junger Mensch, welcher außer einem großen Säbel noch einen Gürtel mit Patronen trug, wollte sich nicht entwaffnen lassen, weil er, wie er uns in sehr gutem Französisch auseinander setzte, der Miliz angehöre. Dieser Umstand imponierte uns zwar sehr, indessen blieb uns doch nichts übrig, als ihm die Notwendigkeit unserer Forderung begreiflich zu machen.

Um Mitternacht brach das Feuer von neuem in der nächsten Umgebung des Kremls aus. Noch einmal gelang es, seiner Herr zu werden. Am 16. um drei Uhr morgens aber wiederholte sich der Ausbruch von Anfang an in so umfassender Weise, daß jede Anstrengung zur Dämpfung erfolglos blieb.

In dieser Nacht wandelte mich und zwei Freunde, Unteroffiziere wie ich, die Lust an, uns den Kreml, von dem so viel die Rede war, anzusehen. Wir machten uns also auf den Weg. Für diesen selbst bedurften wir ja keiner besonderen Beleuchtung, da wir aber auch den Wohnungen und Kellern der vornehmen Moskowiter einen Besuch abzustatten gedachten, nahmen wir jeder einen Mann der Kompagnie mit, den wir mit aufgefundenen Kerzen versahen.

Trotzdem meine Kameraden den Weg zum Kreml schon zweimal gemacht hatten, verirrten wir uns doch bald, denn das fortwährende Zusammenstürzen der Häuser gab den Straßen ein ganz verändertes Aussehen. Nachdem wir ohne

bestimmte Richtung, je nachdem es das Feuer erlaubte, umher gezogen waren, trafen wir auf einen Juden, der sich, beim Anblick seiner brennenden Synagoge, deren Rabbiner er war, Haar und Bart raufte. In deutscher Sprache klagte er uns, daß er und seine Glaubensgenossen all ihr Eigentum von Wert zur Sicherheit in den Tempel gebracht hätten und daß nun alles verloren wäre. Wir bemühten uns, ihn zu trösten, nahmen ihn am Arm und befahlen ihm, uns nach dem Kreml zu führen.

Noch heute muß ich lachen, wenn ich daran denke, wie der Jude mitten in all seinem Kummer und Herzeleid uns plötzlich fragte, ob wir nichts zu verschachern oder zu vertauschen hätten. Es mag wohl die Macht der Gewohnheit gewesen sein, die ihn diese Anfrage stellen ließ, denn im Augenblick war wahrhaftig kein Geschäft zu machen.

Nachdem wir durch mehrere Stadtviertel gekommen waren, welche größtenteils brannten und auch manche schöne Straßen bemerkt hatten, die noch verschont geblieben waren, erreichten wir nicht weit von der Moskwa einen kleinen, etwas hoch gelegenen Platz, von welchem aus uns der Jude die Türme des Kremls zeigte, die man bei dem Schein der Flammen so deutlich wie am hellen Tage erkannte. Wir hielten uns hier etwas auf, um einen Keller zu besuchen, den eben einige Gardereiter verließen. Wir nahmen uns von hier Wein, Zucker und viel eingemachte Früchte mit, was alles wir dem Juden aufpackten.

Es war Tag geworden, als wir bei der ersten Umwallung des Kremls ankamen. Wir gingen durch ein großes Thor von grauem Gestein, welches zu Ehren des heiligen Nikolaus mit einem kleinen Glockenturm gekrönt ist. Dieser große Heilige steht in reicher Kleidung und in mehr als sechs Fuß Höhe in einer Nische des Thorwegs. Jeder vorübergehende

Russe, selbst jeder Sträfling und Verbrecher erweist ihm göttliche Verehrung; er ist der Schutzheilige Rußlands.

Jenseits des ersten Walles bogen wir nach rechts ein, nachdem wir unter mancherlei Schwierigkeiten eine Straße entlang gezogen waren, auf welcher in mehreren Häusern, die von Marketenderinnen der Garde bewohnt wurden, Feuer ausgebrochen war, und gelangten an eine hohe Mauer, welche in bestimmten Zwischenräumen dicke Türme überragten, deren Spitzen vergoldete Adler trugen.

Nachdem wir wiederum ein mächtiges Thor passiert hatten, befanden wir uns dem Residenzschloß gegenüber, in welches der Kaiser am Tage vorher eingezogen war. Die Nacht vom 14. zum 15. hatte er in einer Vorstadt zugebracht.

Wir fanden hier Kameraden vom 1. Chasseurregiment, die auf Pikett lagen und uns aufforderten, an ihrem Frühstück teilzunehmen. Wir aßen frisches Fleisch, was wir lange nicht genossen hatten, und tranken vorzüglichen Wein. Unser Begleiter, der Jude, mußte trotz seines Widerstrebens Schinken kosten. Sein Widerstand aber wurde hauptsächlich wohl durch den Anblick von Silberbarren gebrochen, welche die Chasseure ihm zu verhandeln versprachen, wenn er Schinken äße. Die Barren stammten aus der Münze und hatten die Größe und Form eines Mauersteins. Man hatte viele davon gefunden.

Kurz vor Mittag schwelgten wir noch mit unsern Freunden, den Rücken gegen die Riesengeschütze gelehnt, die zu beiden Seiten des Thores des Arsenals stehen, welches dem Schloß gegenüber liegt, als der Ruf: „An die Gewehre!“ erschallte. Das Feuer war in den Kreml gedrungen. Wenige Minuten später fielen schon brennende Holzstücke in den Hof, wo sich alle Munitionswagen der Gardeartillerie befanden. Ganz in der Nähe derselben lag eine Menge Werg, welches die Russen zurückgelassen hatten und welches zum Teil schon brannte. Die

Furcht vor einer Explosion verursachte einige Unordnung, besonders durch die Anwesenheit des Kaisers, den man gewissermaßen mit Gewalt zwingen mußte, den Kreml zu verlassen.

Während dieses Wirrwarrs entfernten wir uns, um zum Regiment zurückzukehren. Wir hatten dem Juden begreiflich gemacht, wo sich dasselbe befand, und er ließ uns eine Richtung einschlagen, die unsern Weg abkürzen sollte. Doch es war unmöglich vorwärts zu gelangen, überall trieben die Flammen uns zurück. Wir mußten warten bis ein Durchlaß frei wurde, denn augenblicklich schien der Kreml völlig von einem Feuerring umschlossen und der sehr heftige Wind schleuderte uns brennendes Holz zwischen die Beine. Ein Kellerraum, der schon von Menschen überfüllt war, gewährte auch uns Schutz. Als wir denselben nach längerem Verweilen wieder verließen, trafen wir auf Regimenter der Garde, welche nach dem Schloße Peterskoi, dem für den Kaiser gewählten Zufluchtsort abrückten. Nur ein einziges Bataillon blieb im Kreml zum Schutz des Palais zurück, in welches der Kaiser am 18. wieder einzog.

Wind und Feuer rasten weiter, wir konnten aber nunmehr den für den Kaiser freigelegten Durchweg benützen. Er führte uns an das Ufer der Moskwa, welches wir zunächst verfolgten. Alsdann wandten wir uns Straßen zu, die vom Feuer noch weniger ergriffen waren, oder solchen, deren Häuser schon gänzlich zusammengefallen waren.

Aus einer dieser letzteren kamen wir in ein völlig eingeäschertes Stadtviertel, wo unser Jude mit vieler Mühe eine Straße zu erkennen suchte, die uns nach dem Gouvernementsplatz führen sollte.

In der Richtung, die wir jetzt eingeschlagen hatten, lag uns der Kreml zur Linken. Der Wind trieb uns die heiße

Asche in die Augen und der fast glühende Schutt, über den wir größtenteils gehen mußten, verbrannte uns die Sohlen.

Wir hatten schon eine große Strecke zurückgelegt, als wir plötzlich eine ganz offene Stelle sahen. Es war das Judenviertel, dessen kleine, ganz aus Holz erbaute Häuser vom Feuer bis auf den Grund verzehrt waren. Bei diesem Anblick stieß unser Führer einen Schrei aus und stürzte bewußtlos nieder. Wir befreiten ihn sogleich von der Last, die er trug, flößten ihm etwas Branntwein ein und gossen ihm davon auch ins Gesicht. Darauf schlug er die Augen auf und gab uns auf unsere Fragen zu verstehen, daß sein Haus ein Raub der Flammen geworden und in diesen wahrscheinlich seine Familie umgekommen wäre. Als er dies sagte, fiel er in eine neue Ohnmacht, sodaß wir uns entschließen mußten, ihn liegen zu lassen, obschon wir das sehr ungern thaten, denn wir wußten nicht, was inmitten eines solchen Labyrinthes, ohne Führer aus uns werden sollte. Indessen aufhalten konnten wir uns nicht länger, und so beluden wir einen unserer Leute mit den Sachen, die der Jude getragen hatte, und setzten unsern Weg fort. Bald aber waren wir gezwungen denselben zu unterbrechen.

Bis zur nächsten Straße hatten wir mindestens noch hundert Schritt. Auf dieser Strecke aber flog die glühende Asche so dick, daß wir fürchten mußten zu erblinden, wenn wir uns hinein wagten. Im Ueberlegen, was wir thun sollten, schlug der eine meiner Freunde vor, so schnell als möglich hindurch zu rennen; ich aber riet dazu, lieber noch zu warten, und die andern stimmten mir bei. Unmittelbar hierauf stürmt jedoch der, welcher den Vorschlag gemacht hatte mit dem Rufe davon: „Wer keine Memme ist, folge mir!“ und alle andern rennen sofort hinter ihm drein, nur ich und der Soldat, welcher unsere Beute trägt, bleiben zurück.

Letztere bestand noch aus drei Flaschen Wein, fünf Flaschen Likör und eingelegten Früchten.

Kaum hatten die Davongelaufenen dreißig Schritte gemacht, als sie unsern Augen in einem Wirbel heißer Asche entschwanden. Der vorderste war längelang hingeschlagen; er sah nichts mehr und schrie und fluchte wie ein Teufel. Die andern hoben ihn auf und mußten ihn führen, konnten aber bald nicht mehr vor- und rückwärts. Es verging über eine Stunde ehe wir uns wieder vereinigten. Während dieser Zeit versuchte der fast Erblindete sich die Augen mit Speichel auszuwischen, unzweifelhaft würde er aber dazu von unserm Wein genommen haben, wenn er ihn bei sich gehabt hätte. Da auf diese Weise jedenfalls eine Flasche verloren gewesen wäre, so leerte ich diese auf der Stelle mit dem mir treu gebliebenen Kumpanen.

Als wir endlich wieder zusammen waren, erkannten wir die Unmöglichkeit hier unsern Weg fortsetzen zu können. Schon beschlossen wir deshalb umzukehren, da kam uns der Gedanke, jeder sollte eine der herumliegenden Zinkplatten nehmen, um den Kopf gegen Wind, Flammen und Asche zu decken. Das geschah; wir gaben ihnen eine kleine Rundung, hielten sie mit den Händen fest, und fanden so den erwünschten Schutz.

Dicht hintereinander herschreitend gelangten wir nunmehr über die schwierige Strecke hinweg und in eine neue Straße, wo viele jüdische und einige chinesische Familien auf der Erde kauerten und ihre geringen Habseligkeiten bewachten, die sie gerettet oder auch vielleicht gestohlen hatten. Wir machten einem Juden begreiflich, daß er uns nach dem Gouvernementsplatz führen sollte, trotz seines Geleits erreichten wir aber, infolge der vielen Umwege, zu denen wir gezwungen wurden und verschiedener andern Schwierigkeiten halber, erst um elf Uhr nachts den Ort, den wir etwa vor vierundzwanzig Stunden

verlassen hatten. Ich legte mich sofort auf schöne Pelze, die unsere Leute in Menge zusammengeschleppt hatten, und schlief bis sieben Uhr morgens.

Die Kompagnie war noch immer nicht von ihrem Posten abgelöst worden, da alle Regimenter, über welche der Gouverneur der Stadt, Marschall Mortier, verfügte, seit 36 Stunden beschäftigt waren, das Feuer zu bekämpfen, welches immer, wenn es auf einer Stelle gelöscht war, auf einer andern wieder ausbrach. Zwar gelang es viel mehr Häuser zu retten, als wir zur Unterkunft bedurften, aber die Anstrengungen, welche das erforderte, waren groß, denn Rostoptschin hatte mit schlauem Vorbedacht alle Spritzen beiseite geschafft; jedenfalls waren die, welche er hatte stehen lassen, gänzlich unbrauchbar.

Am 16. wurde befohlen, alle auf der That ertappten Brandstifter zu erschießen. Dieser Befehl kam auch alsbald zur Ausführung. Ein in der Nähe des Gouvernementsplatzes gelegener kleiner Platz, auf dem mehrere Brandstifter erschossen und dann an Bäume gehängt wurden, hieß bei uns von da ab ‚der Platz der Gehängten‘.

Gleich beim Einzug in Moskau hatte der Kaiser dem Marschall Mortier aufgegeben, alles Plündern strengstens zu untersagen. Das war auch geschehen, als aber bekannt wurde, daß die Russen die Stadt in Brand steckten, waren die Mannschaften nicht mehr zu halten. Jeder nahm sich was er bedurfte und auch mehr.

In der Nacht des 17. schickte mich der Kapitän mit zehn Leuten aus, um nach Lebensmitteln zu suchen. Zwanzig Mann sandte er nach einer andern Seite. Er befahl uns, bei dem Geschäft die strengste Ordnung zu halten. Das Plündern war jetzt sozusagen stillschweigend erlaubt. Die Truppen nannten es: auf den Jahrmarkt gehen.

Zuerst zogen wir durch eine von unserem Platz ausgehende Straße, in der es zwar schon zweimal gebrannt hatte, deren Erhaltung aber doch gelungen war, und auf welcher viele höhere Offiziere und Beamte der Armee wohnten. Durch andere völlig zerstörte Straßen kamen wir dann in einen Stadtteil, der vom Feuer noch gar nicht berührt worden war. Die tiefste Stille herrschte; man sah nichts als einige unbespannte Wagen. Wir durchstöberten dieselben, es fand sich aber nichts darin vor. Kaum hatten wir sie verlassen, als ein durchdringender Pfiff hinter uns erschallte und zweimal in verschiedenen Richtungen beantwortet wurde. Nachdem wir eine Weile gestanden und gelauscht, aber nichts mehr vernommen hatten, beschlossen wir zwei Häuser zu durchsuchen, die so aussahen, als könnten sie nützliche Dinge bergen. Ich, mit fünf Mann, wollte das eine, ein Gefreiter mit den andern fünf Mann sollte das zweite nehmen. Wir zündeten unsere Laternen an und zogen die Säbel.

Das, in welches ich hinein wollte, war verschlossen und die Thür mit großen Eisenplatten beschlagen. Es war dies ärgerlich, denn wir wollten jeden Lärm vermeiden. Indessen bemerkten wir eine offene Thür, die in einen Keller führte. Zwei Leute stiegen hinab und entdeckten eine kleine Treppe, auf welcher sie durch eine Fallthür in den Hausflur gelangten. Dadurch konnten sie uns das Haus von innen öffnen. Wir traten ein und sahen, daß wir uns in einem Spezereiwarenladen befanden. Ueberall herrschte die größte Ordnung, nur ein Zimmer machte den Eindruck, als ob es in größter Eile verlassen worden wäre. Es stand noch gebratenes Fleisch auf dem Tisch und mehrere Säcke mit Geld lagen auf einem Koffer.

Nachdem wir das ganze Haus durchsucht hatten, begannen wir uns mit Lebensmitteln zu versehen, denn es gab hier Mehl, Butter, Zucker, Kaffee in Menge und auch ein

großes Faß voll Eier, schichtenweise in Haferstroh verpackt. Während wir unsere Auswahl trafen, ließ mir der Gefreite sagen, daß in dem Hause, wo er wäre, sich einige 30 kleine Wagen befänden, und in einem Zimmer 17 schwer verwundete Russen lägen, denen er Wasser zutragen lasse.

Ich begab mich sofort in das Haus und wählte zwei leichte kleine Wagen zum Transport unserer Lebensmittel. Darauf besuchte ich auch die Verwundeten und fand unter ihnen fünf Kanoniere der Garde mit zerschmetterten Beinen, im übrigen aber meist Asiaten.

Als ich mit meinen Wagen das Haus verließ, bemerkten wir drei Männer, von denen einer einen langen Spieß, ein anderer einen Säbel und der dritte eine brennende Fackel trug, und die eben daran waren, das Haus anzuzünden, in welchem meine Leute ahnungslos die ausgewählten Vorräte einpackten.

Wir schrieen, um die drei Schurken zu erschrecken; zu unserer Ueberraschung rührten sich aber diese fanatisierten Menschen nicht von der Stelle, und der mit dem Spieß legte denselben, unsern Angriff erwartend, gegen uns aus. Mit unsern kurzen Säbeln dieser langen Waffe gegenüber vermochten wir aber dem Burschen nicht an den Leib zu kommen. Wir hätten ihn nun einfach über den Haufen schießen können, denn der Gefreite hatte inzwischen zwei geladene Pistolen gebracht, die er bei den Verwundeten gefunden hatte, indessen nahm ich von dem Gebrauch der Schußwaffe Abstand, da ich befürchtete, daß der Knall uns am Ende noch mehr von dem Gesindel auf den Hals ziehen könnte.

Ein unter uns befindlicher Bretone bewaffnete sich nunmehr mit der Deichsel eines der kleinen Wagen, und diese in radförmiger Bewegung durch die Luft wirbelnd, schritt er gegen den Kerl vor. Nach wenigen Augenblicken brach derselbe

mit einem furchtbaren Schrei zusammen, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, der ihm ganz fremdartigen Kampfesweise zu begegnen. Beide Beine waren ihm zerschmettert und fast gleichzeitig durch die nochmals durch die Luft sausende Deichsel auch der Kopf. Eine Kanonenkugel hätte nicht schneller wirken können. Der erboste Bretone wollte dasselbe Manöver an den andern beiden Russen wiederholen, wir thaten ihm aber Einhalt. Der eine mit der Fackel floh in das Haus des Spezereiwarenhändlers, wohin ihm zwei der Unsrigen folgten. Er kam nicht wieder heraus. Der Dritte ließ sich ohne Widerstand gefangen nehmen und wurde sogleich mit einem andern Kerl, den wir inzwischen auf der Straße aufgegriffen hatten, vor den am schwersten beladenen Wagen gespannt. Dieser enthielt außer dem größten Teil der Ladenbeute auch unser kostbares Faß mit den Eiern. Um einem Durchgehen des Gespanns vorzubeugen, verbanden wir dasselbe in weiser Vorsicht durch einen festen, doppelt um den Leib geschlungenen Strick mit der Deichsel. Für den zweiten Wagen hofften wir auch noch ein paar Brandstifter zu bekommen, vorderhand aber mußten ihn vier von meinen Leuten ziehen.

Eben im Begriff abzufahren, bemerkten wir, daß das Haus, in welchem die russischen Verwundeten lagen, zu brennen anfing. Der Gedanke, die Unglücklichen in den Flammen umkommen zu lassen, war uns gräßlich. Wir eilten zu ihrer Hilfe, nachdem ich drei Mann zur Bewachung der Wagen bestimmt hatte, und trugen sie in eine vom Hause getrennt liegende Remise. Mehr ließ sich nicht thun, denn wir mußten eilen, wenn wir nicht uns selbst und die Wagen gefährden wollten, da sich auch schon Rauch und Flammen an mehreren Stellen zeigten, die in der Richtung des Weges lagen, den wir einschlagen mußten.

Kaum hatten wir jedoch 25 Schritt gemacht, als ein

furchtbares Geschrei der Verwundeten uns veranlaßte, noch einmal Halt zu machen. Ich schickte den Gefreiten mit vier Mann hin. Die Flammen hatten das Stroh erfaßt, welches in Massen auf dem Hofe herumlag und die Remise war dadurch bedroht. Der Gefreite that, was in seinen Kräften stand, die armen Menschen zu schützen und kam dann wieder zu uns zurück, wahrscheinlich sind sie aber doch noch verbrannt.

Wir setzten nun unsern Weg fort. In der Furcht von Feuer aufgehalten zu werden, trieben wir unsere Russen mit der flachen Klinge an, doch entgingen wir unserm Geschick nicht. Als wir schon dem Gouvernementsplatz ziemlich nahe waren, bemerkten wir, daß es in der großen Straße, wo so viele höhere französische Offiziere und Armeebeamte wohnten, abermals brannte; sie war jetzt also zum drittenmal angesteckt worden. Die ersten Häuser waren noch unversehrt, bald aber kamen wir an eine Stelle, wo Trümmerhaufen unser weiteres Fortkommen sehr fraglich machten. Wir hielten, um uns zu beraten. Dabei sahen wir, daß andere Häuser, an denen wir vorbei mußten, sich schon dem Einsturz nahe befanden und wir Gefahr liefen, verschüttet zu werden, wenn wir zwischen ihnen durch zu gehen wagten. Indessen blieb uns schließlich keine Wahl mehr, denn inzwischen war, wie wir jetzt plötzlich bemerkten, der Brand auch hinter uns ausgebrochen. Wir waren also gefangen. Rings um uns wütete das Feuer. Unter diesen Umständen beschlossen wir unser Glück vorwärts zu versuchen. Die Wagen sollten vorangehen, derjenige der Russen zuerst. Trotz aller Hiebe mit der flachen Säbelklinge waren diese halsstarrigen, verstockten Mordbrenner aber nicht von der Stelle zu bringen. So setzten sich also unsere Leute mit dem zweiten Wagen an die Spitze und gegenseitig sich anfeuernd, gelangten sie auch glücklich über die gefährliche Stelle. Als wir infolgedessen die Schläge

auf die Rücken der Russen verdoppelten und diese bei unserer zunehmenden Wut wahrscheinlich Schlimmeres befürchteten, legten sie sich plötzlich mit ‚Hurra‘ ins Zeug und eilten dem vorderen Wagen nach. Wir folgten ihnen in großen Sprüngen, leider aber nur, um an eine noch viel schlimmere Stelle zu gelangen, die jedes weitere Vorgehen ausschloß. Es goß zwar in diesem Augenblick förmlich vom Himmel, das Wasser verdampfte aber, wie ein Tropfen auf glühendem Eisen.

Hier nutzte kein langes Ueberlegen; wir mußten zurück. Wieder da angekommen, wo wir die Russen so nachdrücklich hatten vorwärts treiben müssen, zögerten sie diesmal nicht, als die Ersten voranzugehen. Kaum hatten sie aber die Hälfte der Strecke hinter sich, als ein furchtbares Getöse entstand und im Nu der Wagen unter brennenden Balken und glühenden Dachstücken begraben war.

So hatte ein Augenblick alles vernichtet. Der Verlust unserer schönen Vorräte schmerzte uns tief, besonders der der Eier. Er nahm uns so vollständig ein, daß wir der beiden Russen gar nicht gedachten und keinen Versuch machten, sie hervorzuziehen.

Wir setzten unsern Weg fort und gelangten endlich an eine Stelle, an welcher die Luft freier war. An dieser beschlossen wir so lange zu bleiben, bis alles vor uns niedergebrannt wäre. In der Nähe stand ein Haus, dessen Schild den Laden eines italienischen Zuckerbäckers anzeigte. Dieser Anblick reizte uns. Wir dachten, wie schön es wäre, wenn wir uns hier Ersatz für das eben verlorene schaffen könnten. Gedacht, gethan. Obwohl das Gebäude oben auch schon zu brennen begann und unten verschlossen war, drangen wir doch mittelst einer Leiter in dasselbe ein. Und unsere Mühe war nicht vergeblich. Wir retteten allerlei schöne Süßigkeiten vor allem aber auch, was uns am meisten freute, drei große

Säcke Mehl, und, was unsere freudige Ueberraschung verdoppelte, sogar mehrere Kruken Mostrich mit der Signatur: Rue Saint-André-des-Arts Nr. 13 à Paris.

Wir beeilten uns, den ganzen Laden auszuräumen und seinen Inhalt auf dem Platze aufzuspeichern, auf dem wir die Zeit der Rückkehr zur Kompagnie abzuwarten gedachten.

Da es noch fortfuhr zu regnen, machten wir uns aus den Thüren des Hauses ein Schutzdach, und brachten unter demselben vier Stunden zu, ehe die Passage für uns frei wurde.

Während dieser Zeit backten wir uns gefüllte Pfannkuchen, und als wir aufbrachen, nahmen wir so viel Waren mit, als jeder tragen konnte und ließen alles andere, nebst dem zweiten Wagen unter der Obhut von fünf Mann zurück. Den Wagen hätten wir ganz gern mitgenommen, aber die Straße war durch Möbel, Geräte aller Art und Schutt völlig versperrt.

Endlich um zehn Uhr morgens trafen wir wieder bei der Kompagnie ein, die wir gegen zehn Uhr des vorhergegangenen Abends verlassen hatten. Auf meine Meldung hin wurden sofort zehn Mann zur Abholung unserer Vorräte abgesandt. Schon nach einer Stunde kehrten sie schwer beladen zurück und brachten sogar den Wagen mit, für dessen Fortschaffung sie sich den Weg erst hatten frei machen müssen.

Am selben Tage, den 18., wurde die Kompagnie endlich abgelöst und bezog Quartiere nahe der ersten Umwallung des Kremls in einer schönen Straße, welche zum großen Teil vom Feuer verschont geblieben war. Die Mannschaften erhielten ein großes Kaffeehaus zugewiesen, in dessen einem Saal sich zwei Billards befanden, die sie, um mehr Raum zu gewinnen, auseinander nahmen und aus deren Tuch sie sich Kaputzen machten. Das Haus nebenan, welches einem Bojaren gehörte, wurde uns Unteroffizieren zugeteilt.

In den Kellern des Kaffeehauses fanden sich eine Menge Wein, Jamaikarum und viele Tonnen vortrefflichen Bieres, die auf Eis lagerten. Unser Bojarenhaus aber lieferte uns fünfzehn große Kisten mit Champagner und spanischen Wein.

Den nämlichen Tag entdeckten unsere Leute auch noch einen großen Zuckerspeicher, aus welchem wir uns einen bedeutenden Vorrat holten, der uns dazu diente, Punsch zu machen. Dies angenehme Geschäft versäumten wir keinen Tag während unsres ganzen Aufenthalts in Moskau und waren stets sehr lustig dabei. Jeden Abend brauten wir uns einen solchen in einer großen silbernen Terrine, welche der Bojar vergessen hatte mitzunehmen und die wenigstens sechs Flaschen faßte. Wir tranken dieselbe alle Abend drei- bis viermal leer und rauchten dazu aus den schönen Pfeifen des Bojaren den köstlichsten Tabak. Das war herrlich!

Am 19. besichtigte uns der Kaiser im Kreml dem Palais gegenüber. Gegen Abend wurde ich zu einem gemischten Detachement kommandiert, welches aus Jägern, Grenadieren und einer Eskadron polnischer Lanzenreiter, im Ganzen aus zweihundert Mann unter Befehl des Generals Kellermann zusammengesetzt war. Dasselbe hatte den Auftrag, das Sommerpalais der Kaiserin, welches an dem einen Ende der Stadt lag, vor der Feuersbrunst zu schützen.

Wir marschierten um acht Uhr ab und kamen um halb zehn an. Das Palais erschien mir so groß wie das Schloß der Tuilerien, doch war es von Holz erbaut und von Stuck überdeckt, der gerade wie Marmor aussah. Es wurde sogleich mit Posten umstellt und eine starke Wache in das Wachthaus gelegt, welches sich dem Schloß gegenüber befand. Zur größeren Sicherheit gingen auch noch von Zeit zu Zeit Patrouillen. Ich mit einigen Mann erhielt Befehl, das Innere des Schlosses zu durchsuchen, um zu sehen, daß sich niemand darin versteckt hätte.

Hierdurch bot sich mir die Gelegenheit, diesen mit äußerster Pracht ausgestatteten Sommerwohnsitz näher in Augenschein nehmen zu können. Er enthielt was Asien und Europa an Luxus zu liefern vermochte. Es schien mir, als wenn alle Schätze der Welt hier zusammengetragen wären, und doch, nach kaum einer Stunde war fast nichts mehr davon vorhanden. Trotz der rundum getroffenen sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln züngelten doch, wie zum Hohn, schon nach einer Viertelstunde die Flammen aus allen Dachluken.

Der General berief eiligst Sappeure, um das Feuer zu isolieren, indessen, da es nicht allein an Spritzen, sondern auch sogar an Wasser gebrach, erwiesen sich alle Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden, als vergeblich.

Bald nach Beginn des Brandes wurden einundzwanzig Kerle festgenommen, die sich aus dem Schlosse schleichen wollten und von denen einige noch glimmende Fackeln trugen. Später ergriffen wir noch elf, die sich meist als Sträflinge kennzeichneten.

Wir retteten einige Gemälde und andere Kunstgegenstände, sowie auch kaiserliche Festgewänder und ähnliche kostbare Dinge; bei unserm späteren Abzug mußten wir das alles aber leider zurücklassen.

Nachdem es etwa eine halbe Stunde gebrannt hatte, erhob sich ein scharfer Wind, der das Feuer zu immer furchtbarerer Gewalt anfachte und brennende Holzstücke durch die Luft führte, die beim Niederfallen mehrere unserer Leute nicht unerheblich verletzten. Ein Flächenraum von mehr als zwei Kilometern wurde in kürzester Zeit ein Raub der Flammen, denn alle die auf ihm befindlichen Prachtbauten bestanden nur aus Holz. Wir wurden fast geröstet von der uns umgebenden Glut, mußten aber stundenlang in derselben aushalten. Erst um zwei Uhr morgens verließen wir diese Hölle, um wieder nach dem Kreml abzurücken.

Da ich während der Nacht die Bewachung der zweiunddreißig Gefangenen gehabt hatte, so wurden sie auch für den Marsch meiner Obhut übergeben. Ich hatte Befehl, jeden ohne weiteres mit dem Bajonett niederstoßen zu lassen, der einen Fluchtversuch oder sonst Schwierigkeiten machen sollte. Zwei Drittel des Transports bestand aus Sträflingen, der Rest aus Bürgern des Mittelstandes und russischen Polizeisoldaten in Uniform.

Im Laufe des Marsches fielen mir zwei Gefangene auf, die sich fest an den Armen hielten, und sich gegenseitig Mut zuzusprechen schienen. Der eine war jung, der andere alt. Unwillkürlich überkam mich eine lebhafte Teilnahme für sie. Ich erfuhr, daß sie Vater und Sohn und beide Schneider seien.

Als wir um fünf Uhr morgens den Kreml erreichten, wurde befohlen, die Gefangenen in Gewahrsam zu bringen. Dabei erhaschte ich eine Gelegenheit, die beiden Schneider verschwinden zu lassen, da ich sie für ganz unschuldig hielt und mir inzwischen der Gedanke gekommen war, daß sie uns sehr nützlich werden könnten. Und das wurden sie auch; sie leisteten uns, so lange wir in Moskau waren, vortreffliche Dienste.

Am 20. ließ der Brand etwas nach. Marschall Mortier, der Gouverneur und General Milhaud, der Kommandant der Stadt, waren überein gekommen, eine Polizeiverwaltung einzurichten und erwählten in dieselbe auch italienische, deutsche und französische Einwohner, denen es gelungen war, sich den harten Maßnahmen Rostoptschins zu entziehen, nach welcher vor unserer Ankunft alle Einwohner gezwungen worden waren, die Stadt zu verlassen.

Als ich zu Mittag aus dem Fenster blickte, sah ich wie ein Sträfling erschossen wurde. Er starb als mutiger Mann, aufrecht stehend und mit der Hand auf seine Brust zeigend.

Einige Stunden später fand die gleiche Exekution an sämtlichen Gefangenen statt, die wir mitgebracht hatten.

Den Rest des Tages brachte ich ziemlich ruhig zu, d. h. bis sieben Uhr abends, wo der Feldwebel erschien und mir mitteilte, daß er mich in Arrest bringen solle, weil, wie er sagte, ich zwei meiner Hut anvertraute Gefangene hätte entspringen lassen. Ich suchte mich natürlich nach Kräften weiß zu brennen, indessen tröstete ich mich im stillen damit, daß ich zwei Menschen das Leben gerettet hatte.

Im Arrestlokal fand ich schon zwei andere Unteroffiziere vor. Dasselbe lag in einem engen Gang, welcher zur Verbindung mit einem Anbau diente, der jedoch zum Teil niedergebrannt war und deshalb nicht mehr benützt wurde. Da ich jedoch einen gewissen Unternehmungsgeist besitze und vielleicht von Natur etwas neugierig bin, so erregte der vom Feuer verschonte Teil des Anbaues sogleich mein lebhaftes Interesse. Eingeschlossen waren wir nicht und zu thun hatte ich nichts, ich begab mich also alsbald auf die Forschungsreise.

Am Ende des Ganges angekommen, glaubte ich in einem Zimmer, dessen Thür verschlossen war, ein Geräusch zu vernehmen. Ich lauschte und hörte sprechen, aber in einer Sprache, die ich nicht verstand. Da ich wissen wollte, wer in dem Zimmer verborgen wäre, klopfte ich. Niemand antwortete; die tiefste Stille trat ein. Nun guckte ich durch das Schlüsselloch. Da sah ich einen Mann auf einem Sopha liegen und neben ihm zwei Frauen stehen, welche, wie mir schien, sich bemühten ihn zum Schweigen zu bewegen. Da ich einige Worte polnisch kann, was mit dem Russischen viel Aehnlichkeit hat, klopfte ich ein zweitesmal und bat um Wasser. Wieder keine Antwort. Als ich nunmehr aber meine Bitte wiederholte und dieselbe mit einem kräftigen Tritt gegen die Thür begleitete, wurde mir geöffnet.

Ich trat also ein. Die beiden Frauen flohen in ein Nebenzimmer; der Kerl auf dem Sopha jedoch rührte sich nicht. Sein Anzug und ganzes Aussehen ließ mich sogleich in ihm einen Sträfling erkennen. In dem Gurt, den er trug, steckten zwei Pistolen. Diese nahm ich an mich und dann versetzte ich ihm mit der geballten Faust einen festen Stoß in die Seite. Derselbe genügte, um ihn die Augen aufschlagen zu lassen. Einen Augenblick sah er mich stier an, dann schnellte er plötzlich auf, als wollte er mir an den Hals, schlug aber in seiner ganzen Länge zu Boden. Nun richtete ich eine Pistole auf ihn; dem ungeachtet suchte er auf die Beine zu kommen; erst nach wiederholten Bemühungen gelang ihm das. Er war so betrunken, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Somit hatte ich leichtes Spiel mit ihm. Ich faßte ihn am Arm, führte ihn an die Treppe, die so steil wie eine Leiter war und gab ihm einen Stoß. Er rollte hinunter wie ein Faß bis an die Thür der Wache, welche der Treppe gegenüber lag. Einige Mann der Wache ergriffen ihn sogleich und schleppten ihn nach einem Raum, der zur Aufnahme Gelichters seiner Art bestimmt war. Dann hörte ich nichts weiter.

Hiernach kehrte ich nach dem entdeckten Zimmer zurück und verschloß dasselbe, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mir nirgends Gefahr drohe. Dann öffnete ich die Thür des Nebenzimmers, wo ich die beiden Dulcineen auf einem Sopha vorfand. Sie schienen durchaus nicht überrascht mich zu sehen und sprachen sofort alle beide zugleich auf mich ein, ich verstand aber kein Wort. Um zu versuchen, ob sie mich verständen, begann nun auch ich meinerseits, und fragte, ob sie mir etwas zu essen geben könnten. Mein Versuch zeigte sich von bestem Erfolg, denn alsogleich beeilten sie sich mir Gurken, Zwiebeln, ein großes Stück eingesalzenen Fisch und Bier vor-

zusetzen. Bald darauf brachte die Jüngste auch noch eine Flasche ‚Kosalki‘, wie sie das Getränk nannte. Als ich davon kostete, erkannte ich, daß es Danziger Wachholderbranntwein war. Derselbe war sehr gut und in kaum einer halben Stunde hatten wir die Flasche geleert, denn meine beiden Moskauerinnen zechten wie ein paar Landsknechte. Ehe ich wieder in mein Arrestlokal zurückging, wußte ich, daß die beiden Schwestern waren.

Ich traf dort einen Unteroffizier der Kompagnie an, der mich sprechen wollte und deshalb gewartet hatte. Er erkundigte sich, wo ich gewesen wäre, und nachdem ich ihm von meiner Entdeckung erzählt, wunderte er sich nicht mehr über meine Abwesenheit. Er war entzückt und meinte, der Zufall hätte mir gar nichts Besseres in die Hände spielen können als diese beiden Moskowiterinnen, die sich gewiß bereit finden würden, das Waschen und Ausbessern unserer Wäsche zu übernehmen. Wir besprachen, daß wir ihnen in dem uns überwiesenen Hause ein Zimmer einräumen wollten, und er sie in der Dunkelheit heimlich dorthin führen sollte, weil wir nicht wünschten, daß unsere neueste Errungenschaft in weiteren Kreisen bekannt würde.

Um zehn Uhr, als alles schlief, kam er, unsere Schönen abzuholen. Sie machten zuerst Schwierigkeiten, weil sie nicht wußten, wohin man sie führen wollte und weigerten sich mitzugehen, wenn ich sie nicht begleitete. Als ihnen dies aber zugesagt wurde, folgten sie uns ganz bereitwillig und lachend. Sie erhielten nicht allein ein Kabinett, das auf das Wohnlichste eingerichtet wurde, sondern auch kostbare Kleider entflohener vornehmer Moskauerinnen, so daß die Mägde (denn das schienen sie zu sein) sich bald in elegante Damen verwandelten, die sich aber nicht scheuten, unsere Wäsche zu waschen.

Am andern Morgen, den 21., kam der Feldwebel und

verkündete mir, daß ich wieder frei sei. Ich fand bei meiner Rückkehr ins Quartier die beiden von mir geretteten Schneider schon fleißig an der Arbeit; sie fertigten aus dem Tuch der Billards große Schulterkragen. Unsere Frauen, dich ich alsbald in dem Zimmer besuchte, in welchem sie eingeschlossen waren, traf ich bei der Wäsche. Sie legten aber mit ihrer Arbeit wenig Ehre ein. Das war indessen auch nicht zum verwundern, denn was konnte man füglich von Damen in Sammet und Seide am Waschzuber erwarten!

Den Rest des Tages benutzten wir uns so einzurichten, als wenn wir Gott weiß wie lange in der Stadt bleiben würden. Vornehmlich ordneten wir auch in unserem Keller die dort aufgespeicherten sieben großen Kisten Champagner, den vielen Port- und andern spanischen Wein, sowie fünfhundert Flaschen Jamaika-Rum nebst über hundert Zuckerhüten; all das für sechs Unteroffiziere, zwei Frauen und einen Koch.

Fleisch war knapp; an diesem Abend jedoch wurde eine Kuh eingebracht. Wo sie herkam weiß ich nicht, jedenfalls aber wohl von einem unerlaubten Ort, denn wir schlachteten sie in der Nacht, um nichts davon merken zu lassen.

Im übrigen bestanden unsere eingeheimsten Wintervorräte aus einer Menge Schinken, eingesalzenen Fischen, mehreren Säcken Mehl und zwei großen Tonnen mit Fett, deren Inhalt wir bei der Rettung für Butter gehalten hatten. Auch an Bier fehlte es nicht. Mit diesen Beständen durften wir hoffen, es eine ganze Weile gut aushalten zu können.

Um zehn Uhr erhielten wir plötzlich Befehl, die Mannschaftsquartiere zu revidieren, um zu sehen, ob alles von der Kompagnie zu Hause wäre; es fehlten achtzehn Mann. Die übrigen schliefen ruhig im Billardsaal. Sie lagen auf kostbaren Zobelpelzen, Löwen-, Fuchs- und Bärenfellen. Einige hatten sich den Kopf turbanartig mit wertvollen Kaschmirshäwlen

umhüllt, so daß sie mehr Sultanen als Grenadieren glichen; es fehlte ihnen nichts als die Huris.

Ich hatte die Revision meiner Leute bis um elf Uhr ausgedehnt, um die Abwesenden nicht melden zu müssen; sie kehrten glücklicherweise auch bis zu dieser Zeit zurück, keuchend unter der Last geretteter Sachen. Unter den bemerkenswerten Gegenständen, die sie heimbrachten, befanden sich mehrere prachtvoll ciselierte silberne Tabletts; jeder hatte auch einen von den Silberbarren in Größe und Form eines Ziegelsteins, die ich schon früher einmal erwähnte. Alles andere bestand aus Pelzwerk, indischen Shawls und seidenen, Gold und Silber durchwirkten Stoffen. Die unermüdlichen Jungens baten mich, die Reise gleich noch zweimal unternehmen zu dürfen, da sie in einem Keller noch Wein und verschiedene Büchsen zurückgelassen hatten. Na, ich drückte ein Auge zu und gewährte ihnen die Erlaubnis und gab ihnen auch noch einen Gefreiten mit. Hierbei möchte ich erwähnen, daß wir Unteroffiziere von allen vor dem Feuer geretteten Gegenständen eine Steuer von mindestens zwanzig Prozent erhoben.

Der 22. wurde der Ruhe, der fortgesetzten Vermehrung unserer Vorräte, dem Rauchen, Singen, Lachen, Essen und Trinken und dem Umherschlendern gewidmet.

Am 23. wurde ein Sträfling im Hofe des Kaffeehauses erschossen. Später kam der Befehl uns bereit zu machen, am nächsten Morgen vom Kaiser besichtigt zu werden.

Am 24. marschierten wir um acht Uhr morgens nach dem Kreml. Als wir eintrafen, waren schon mehrere Regimenter versammelt. Es wurden an diesem Tage viele befördert und dekoriert, lauter Leute, die sich durch Tapferkeit besonders hervorgethan und ihr Blut mehr als einmal im Kampf vergossen hatten.

Ich fand hierbei Zeit und Gelegenheit, mir einige der

Sehenswürdigkeiten, die der Kreml barg, genauer zu betrachten. Während andere Regimenter besichtigt wurden, besuchte ich z. B. die St. Michaelskirche, die Begräbnisstätte der russischen Kaiser. In den ersten Tagen nach unserer Ankunft waren Gardechasseure, die im Kreml als Wache zurückgelassen worden waren, in das großartige Grabgewölbe eingedrungen. Statt der erhofften Schätze hatten sie aber nur mit Sammetdecken verhüllte Sarkophage, und eine Anzahl angesehene Persönlichkeiten der Stadt vorgefunden, die bei den Toten Schutz gesucht hatten. Unter diesen war auch ein junges schönes Mädchen, welches, wie man sagte, einer der besten Familien Moskaus angehörte. Dieselbe beging die Thorheit, sich in einen höheren Offizier der Armee zu verlieben, und die noch viel größere, ihm auf dem Rückzug zu folgen. Während desselben kam sie dann, wie so viele andere, vor Hunger und Kälte elend um.

Aus den Grabgewölben der St. Michaelskirche begab ich mich zu der berühmten Glocke. Ihre Höhe beträgt neunzehn Fuß. Ein großer Teil war durch ihr ungeheures Gewicht in die Erde gesunken, als sie bei der Zerstörung des Turms durch das Feuer herabstürzte.

Nicht weit von der Kirche, dem Schloß gegenüber, liegt das Arsenal, an dessen Eingang zu beiden Seiten des Thors zwei mächtig große alte Geschütze stehen. Ein wenig mehr nach rechts befindet sich die Kathedrale mit ihren neun Türmen, die mit vergoldetem Kupfer gedeckt sind. Auf dem höchsten derselben ragte das Kreuz Iwan des Großen über alles andere empor. Es war dreißig Fuß hoch, aus Holz gefertigt und mit stark vergoldeten Silberplatten beschlagen; mehrere gleichfalls vergoldete Ketten hielten es auf allen Seiten.

Einige Tage später wurden Zimmerleute und Dachdecker von den Truppen kommandiert, um es herabzuholen, weil es

als Trophäe nach Paris geschickt werden sollte. Als es aber von seinem Halt gelöst war, erwies sich seine Schwere zu groß und die Leute, die es an den Ketten hielten, mußten loslassen, um nicht herabgerissen und zerschmettert zu werden. Ganz ebenso erging es mit den großen Adlern, welche die Spitzen der in der Umwallungsmauer des Kreml stehenden Türme krönten.

Um Mittag war die Besichtigung beendet; beim Abmarsch kamen wir durch das schon einmal erwähnte Thor, wo der große Heilige Nikolaus steht. Dort sahen wir viele russische Leibeigene zu dem Heiligen beten. Wahrscheinlich riefen sie seine Hilfe gegen uns an.

Am 25. streifte ich mit mehreren Freunden wieder durch die Stadt. Wir gelangten dabei durch Stadtviertel, in denen wir noch nicht gewesen waren. Ueberall, mitten unter Schutt und Trümmern begegneten wir russischen Bauern, widerwärtig schmutzigen Frauen, Juden und anderen Leuten, vermengt mit Soldaten unserer Armee, welche in den entdeckten Kellern nach versteckten Sachen suchten, die das Feuer nicht erreicht hatte. Alle waren schwer beladen mit vollen Flaschen, kostbaren Kleidungsstücken von Pelzwerk und Seide, goldenem und silbernem Tafelgerät und Schmucksachen. Wir bemerkten auch, wie Juden samt ihren Frauen und Töchtern unsere Soldaten mit Angeboten jeder Art verfolgten, um einige der von diesen gefundenen Sachen zu erlangen, welche ihnen dann aber oft von anderen Soldaten wieder abgenommen wurden.

In Erwartung des Friedens, den man für nahe bevorstehend hielt, befahl der Kaiser, in Moskau alles so einzurichten, als ob wir den Winter dort zubringen wollten. Der Anfang wurde mit Lazaretten gemacht, in denen unsere Verwundeten und die der Russen ganz gleiche Pflege erhielten.

Ueberall durchsuchten Fouragier-Kommandos die Stadt

und brachten die aufgefundenen Lebensmittel jeder Art nach Magazinen. In den Kirchen, welche der Zerstörung entgangen waren, fand wieder Gottesdienst statt. In einer derselben, nicht fern von unserm Quartier, las ein emigrierter französischer Priester alle Tage die Messe. Selbst ein Theater sollte wieder eröffnet werden. Man hat mir versichert, daß von französischen und italienischen Schauspielern auch wirklich gespielt worden sei. Ob es wahr ist, kann ich nicht sagen* aber das weiß ich bestimmt, daß den Schauspielern die Gagen auf ein halbes Jahr voraus bezahlt wurden, um die Russen glauben zu machen, daß wir den Winter in Moskau zu bleiben beabsichtigen.

Da bei unsern verschiedenen Beutezügen auch eine Menge zum Teil sehr prächtige männliche und weibliche National-Kostüme zusammengebracht worden waren, selbst solche aus der Zeit Ludwigs XVI., so veranstalteten wir eines Abends einen kostümierten Ball. Es wurde ein richtiger Faschingsball, denn wir erschienen alle verkleidet.

Unsere beiden russischen Weiber mußten sich in französische Damen verwandeln, nämlich in Marquisen, und da sie damit nicht Bescheid wußten, übernahm ich und mein Landsmann Flament die Beaufsichtigung ihrer Toilette. Das größte Kopfzerbrechen hierbei machte uns, da wir keine Perücken hatten, die Herstellung der Frisur. Ein herbeigeholter Haarkünstler der Kompagnie half uns aber mit Fett und Mehl, in Ermanglung von Pomade und Puder, über die Schwierigkeit hinweg. Die beiden russischen Schneider erschienen als Chinesen, ich als russischer Bojar, Flament als Marquis, kurz jeder in einer andern Tracht. Selbst Mutter Dubois, unsere Marketenderin, die uns gerade besuchte, legte das glänzende Nationalkostüm einer vornehmen Russin an.

* Diese Thatsache ist richtig. Der Uebers.

Als endlich jeder aufs beste herausstaffiert war, begann der Tanz. Natürlich hatten wir in unserer Lust schon während der ganzen Zeit des Ankleidens es an Punsch nicht fehlen lassen und unsere Marquisen, sowie Mutter Dubois, die sonst einen gehörigen Puff vertrugen, waren infolge der großen Gläser, die sie von Zeit zu Zeit heruntergegossen hatten, nicht mehr ganz richtig im Kopf und taktfest auf den Beinen.

Die Tanzmusik bestand in einer Flöte, die ein Sergeant blies und in einer Trommel, auf welcher ein Tambour der Kompagnie den Takt schlug. Kaum aber hatte das Spiel der beiden begonnen und Mutter Dubois mit dem Fourier der Kompagnie den Ball eröffnet, als plötzlich unsere Marquisen, wohl von dem Feuer dieser Musik erfaßt, Arme und Beine hoch in die Luft werfend, wie die Wilden umherzuspringen anfingen, dabei bald auf ihr Gesäß fielen und wieder empor schnellten, um dasselbe Kunststück gleich darauf zu wiederholen. Sie waren rein des Teufels. Dieser Anblick wäre nun für uns gar nichts Ungewöhnliches gewesen, wenn sie ihre eigene russische Kleidung getragen hätten, aber französische Marquisen, die sich meist mit so feierlicher Würde tragen, wie Besessene springen zu sehen, das brachte uns vor Lachen beinahe zum Bersten. Der Flötenspieler vermochte nicht weiter zu spielen, der Tambour aber suchte diesen Ausfall gut zu machen, indem er Sturm schlug. Dies begeisterte die Marquisen erst recht, und toller als zuvor wurden ihre Bewegungen. Endlich ging ihnen die Luft aus und sie sanken vor Erschöpfung auf den Boden. Unter einem ungeheuren Beifallssturm hoben wir sie auf und brachten sie zu der Terrine, an der wir uns alle erst wieder eine Weile stärkten, ehe wir den Tanz bis vier Uhr fortsetzten.

Mutter Dubois, welche eine ebenso richtige echte Marketenderin, wie eine Frau war, die den Wert eines goldburch-

wirkten Seidenkleides zu schätzen wußte, hatte sich inzwischen unbemerkt entfernt. Auf ihrem Heimweg erspähte sie das Auge des Sergeanten der Polizeiwache. Eine fremde Dame zu so früher Morgenstunde auf der Straße schien ihm ein guter Fang. Er schritt auf sie zu, faßte sie am Arm und wollte sie abführen, aber Mutter Dubois, welche ihren Mann hatte und jetzt obendrein sehr viel Punsch im Leibe, versetzte dem Sergeanten eine so derbe Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte. Er schrie nach der Wache und da wir das hörten, stürzten wir hinaus, um die inzwischen Ergriffene zu befreien. Es wurde uns das aber gar nicht leicht, denn der Sergeant war zu erbost, um gleich ein Einsehn für das Unrecht zu gewinnen, eine so ehrbare Frau wie Mutter Dubois arretieren zu wollen.

Der 28. und 29. wurden der erneuten Einheimsung von Lebensmitteln gewidmet. Am Tage unternahmen wir zu dem Zweck Rekognoszierungen, und in der Nacht — um die Konkurrenz zu vermeiden — zogen wir aus, das zu holen, was wir ausgekundschaftet hatten.

Am 30. besichtigte uns der Inspekteur auf der Straße unserm Quartier gegenüber. Nachdem das vorüber war, fiel dem Oberst plötzlich ein, die Quartiere sehen zu wollen. Als wir an die Reihe kamen, mußte der Hauptmann, der Offizier und der Unteroffizier vom Tagesdienst, sowie unser Feldwebel Roustan den Oberst begleiten. Der Feldwebel ging voraus, um die Stuben zu öffnen, in denen die Mannschaften der Kompagnie lagen. Nachdem diese besehen waren, fragte der Oberst: „Und die Unteroffiziere, wie sind die untergekommen?“ „Vortrefflich“, antwortete Roustan und beeiferte sich sogleich die Verbindungsthür zu öffnen, welche wir aus unserm Hause nach dem der Mannschaften hatten anbringen lassen. Unglücklicherweise hatten wir vergessen, den Schlüssel von der Thür

des Kabinetts abzuziehen, in welchem unsere Dulcineen hausten, und welches wir stets für einen Schrank ausgegeben hatten. Der Feldwebel öffnet, und überrascht, einen Wohnort dort zu finden, sieht er hinein und erblickt dort unsere Vögel. Er sagt kein Wort, verschließt die Thür und steckt den Schlüssel in seine Tasche.

Bald nachdem der Oberst fort war, begegne ich Roustan auf der Straße. Schon von weitem zeigt er mir den Schlüssel und sagt dann lachend: „Ah, ihr habt Wildbret im Käfig und verheimlicht das euern Freunden, das ist nicht kameradschaftlich von euch. Aber zum Teufel, wo habt ihr die Frauenzimmer aufgefischt? Man sieht doch nirgends welche.“ Nun erzählte ich ihm, wie und wo ich sie gefunden, und daß sie uns die Wäsche wüschen. „O, wenn das der Fall ist,“ rief er, „werdet ihr wohl so gut sein, sie auch mir auf einige Tage zu überlassen, denn ich habe einen ganzen Sack voll schmutziges Unterzeug liegen. Als gute Kameraden werdet ihr mir das nicht abschlagen.“ Am selben Abend noch ließ er sie holen. Sie müssen dann wohl alle Hemden des Regiments gewaschen haben, denn sie kamen erst nach sieben Tagen wieder.

Am 1. Oktober wurde ein starkes Fouragier-Kommando des Regiments nach einem einige Stunden entfernt liegenden Schloß entsandt, doch bestand unsere ganze Ausbeute nur in einem einzigen Wagen voll Heu. Auf dem Rückweg stießen wir auf russische Kavallerie, die uns umschwärmte, aber nicht ernstlich anzugreifen wagte, nachdem wir einige Reiter vom Pferde geschossen hatten, doch verfolgte sie uns bis dicht vor Moskau.

Am 2. erfuhren wir, daß der Kaiser Befehl zur Armierung des Kremls gegeben hätte. Es sollten dreißig Kanonen und Haubitzen verschiedenen Kalibers auf den Türmen der Mauer aufgestellt werden.

Am 3. wurden Mannschaften von jedem Regiment der

Garde kommandiert, um alte, in der Umgebung des Kremls befindliche Mauern nieder zu legen und den Schutt derselben, sowie den von Fundamenten, welche Sappeure sprengten, fortzuschaffen. Andern Tags beaufsichtigte ich das von der Kompagnie gestellte Arbeitskommando und behielt diesen Dienst auch für den 5., wo ein Oberst vom Geniekorps an meiner Seite von einem Ziegelstein getötet wurde, den eine auffliegende Mine ihm an den Kopf schleuderte. Denselben Tag sah ich bei einer Kirche mehrere Leichname, deren Arme und Beine von Wölfen oder Hunden angefressen waren. Von letzteren trieben sich große Scharen umher.

Die Tage, an welchen wir keinen Dienst hatten, brachten wir mit Trinken, Rauchen und Scherzen zu, und plauderten von der Heimat und von der Möglichkeit, uns noch weiter von ihr zu entfernen. Wenn es Abend wurde, gewährten wir auch unsern beiden moskowitischen Leibeignen, oder vielmehr unsern Marquisen, Zutritt, denn seit dem Ball wurden sie nicht mehr anders genannt. Dieselben zechten dann mit uns Punsch um die Wette.

Die übrige Zeit unsers Aufenthalts in der Stadt verging unter Paraden und Besichtigungen. Während einer solchen überbrachte ein Kurier dem Kaiser die Meldung, daß die Russen den Waffenstillstand gebrochen, und unversehens die Kavallerie Murats überfallen hätten.

Unmittelbar nach der Besichtigung wurde der Abmarsch angeordnet. Unser Regiment erhielt am Abend Befehl, sich für den andern Morgen bereit zu halten.

Die beiden Frauen und die russischen Schneider blieben natürlich zurück. Wir verteilten unter sie alle Beute, die wir nicht mitnehmen konnten. Sie warfen sich wohl zwanzigmal auf die Erde, um uns die Füße zu küssen und zu danken, denn niemals im Leben hatten sie solche Reichtümer besessen.

Drittes Kapitel.

Abmarsch von Moskau. — Was mein Tornister enthielt. — Der Kaiser in Gefahr. — Ueber Moshaisk nach Slawkowo.

Den 18. Oktober abends, als wir Unteroffiziere wie gewöhnlich gleich Paschas auf Löwen-, Bären- und andern kostbaren Fellen hingestreckt, aus Prachtpfeifen den duftigen Tabak Indiens rauchten, in der Mitte zwischen uns der Punsch in der Terrine des Bojaren dampfte, und wir von Frankreich und der Freude sprachen, nach mehrjähriger Abwesenheit als Sieger dahin zurückzukehren, trat plötzlich der Unteroffizier vom Dienst ein und brachte den Befehl zum Abmarsch für den folgenden Tag.

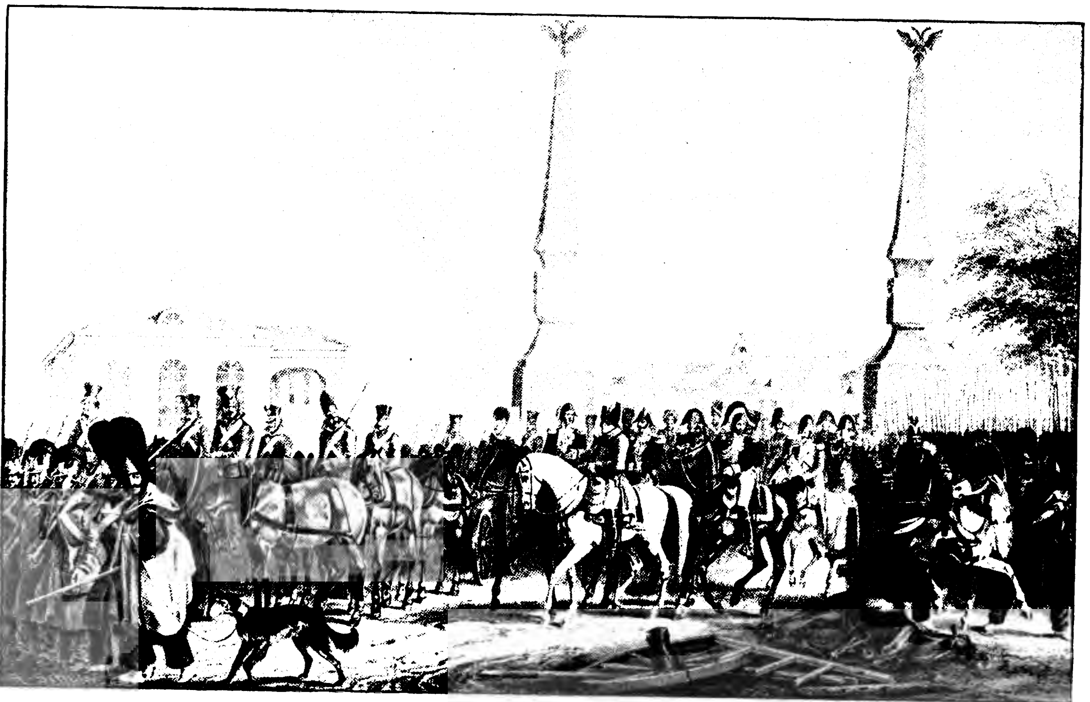
Dieser war kaum angebrochen, als sich auch schon die Stadt mit Juden und russischen Bauern füllte. Die ersteren kamen, um uns das abzuschachern, was wir nicht mitnehmen konnten, die andern, um das zusammenzuraffen, was wir auf die Straße warfen. Nur Marschall Mortier sollte mit 10,000 Mann im Kreml zurückbleiben, um denselben im Notfall zu verteidigen.

Da wir uns erst nachmittags in Marsch setzten, war uns die Zeit geblieben, noch einen Teil unserer flüssigen Kellervorräte, sowie unser Silbergefäß auf den Wagen von Mutter Dubois zu verladen. Es dunkelte schon, als wir, die Stadt im Rücken, unsere Marschstraße betraten. Auf dieser stießen wir alsbald auf eine große Menge zur Armee gehörigen Fuhrwerks, welches fast die ganze Straße versperrte und wenigstens die Länge einer Wegstunde einnahm. Unter dem Fuhrpersonal waren alle Nationalitäten vertreten. Man hörte in deutscher, französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer Sprache und in noch andern Mundarten schreien und zetern, denn

auch russische Bauern und viele Juden waren dem Ausmarsch der Truppen gefolgt. Alle diese Menschen in ihren verschiedenen Trachten und Sprachen, dazu die Marketender mit ihren Frauen und plärrenden Kindern, wimmelten in einem so wüsten Durcheinander, wie es sich schwer vorstellen läßt. Es waren schon einige Wagen zerbrochen und diese erhöhten das Wirrsal und das ganze tumultuarische Treiben. Wir waren froh, als wir endlich, nach vielen Stockungen im Marsch, den langen Wagenzug hinter uns, und die Straße nach Kaluga frei vor uns hatten. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als wir in einem Gehölz unser Lager zu einer kurzen Ruhe aufschlugen.

Kaum war es hell geworden, da ging es schon wieder weiter. Wir hatten noch keine halbe Stunde zurückgelegt, als wir abermals auf die verwünschte Wagenkolonne stießen. Ein großer Teil derselben hatte uns während der Nacht überholt und steckte jetzt in dem tiefen Sande des Weges fest. Die Franzosen schrieen, die Deutschen fluchten, die Italiener riefen Gott und alle Heiligen an, und die Spanier und Portugiesen die heilige Jungfrau.

Nachdem wir uns an diesem Tröbel wieder glücklich vorbei gearbeitet hatten, machten wir Halt, um die noch nachkommenden Truppen abzuwarten. Ich benutzte diese Gelegenheit, den Inhalt meines Tornisters einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, denn er erschien mir sehr schwer und ich wollte sehen, wie er sich erleichtern ließe. So packte ich dann nacheinander aus: mehrere Pfund Zucker, Reis, Zwieback, eine Flasche Branntwein, einen seidenen, golddurchwirkten Rock einer Chinesin, sowie einige Gold- und Silbersachen, unter anderen auch ein Stück des Kreuzes Iwan des Großen, d. h. ein Stück des vergoldeten Silberbeschlags desselben, welches mir ein Mann der Kompagnie gegeben



Abmarsch von Moskau.

(19. Oktbr. 1812.)

hatte, der mit andern Dachdeckern und Zimmerleuten bei der Abnahme des Kreuzes thätig gewesen war.

Außer diesen Gegenständen barg mein Tornister auch meine Paradeuniform, und neben dieser ein mit grünem Sammet besetztes Damenreitkleid, dessen Bestimmung mir damals fremd war und mich daher zu dem Glauben veranlaßte, daß die betreffende Dame über sechs Fuß groß sein mußte; ferner: zwei silberne Bilder, jedes einen Fuß lang und acht Zoll hoch, deren mythologische Figuren erhaben gearbeitet waren; mehrere Medaillons und einen mit Brillanten besetzten Ordensstern eines russischen Fürsten. Alle diese Gegenstände hatte ich zu Geschenken bestimmt und in Kellern gefunden, deren Häuser vom Feuer zerstört gewesen waren.

Ich sah ein, daß ich mich nicht wundern durfte, wenn der Tornister auf diese Weise zu schwer war, und daß irgend etwas heraus müsse. Meine Wahl fiel auf meine weiße Paradehose, die mir von allen Dingen am entbehrlichsten erschien. Auf dem Leibe trug ich über dem Hemd eine wattierte gelbseidene Weste, und über der Uniform an einer breiten Silbertresse eine Jagdtasche. In dieser hatten noch verschiedene Gegenstände Platz gefunden, darunter ein Kruzifix von Gold und Silber, sowie eine kleine Schale aus chinesischem Porzellan. Letztere beiden Stücke sind wie durch ein Wunder dem Schiffbruch entgangen, und ich besitze sie noch heute und hüte sie wie Reliquien.

Zu dem allen kamen noch mein Säbel, mein Gewehr und die Patronentaschen mit sechzig Patronen — nicht zu vergessen: Gesundheit, froher Mut, guter Wille und die Hoffnung, bald mongolischen, chinesischen und indischen Mädchen meine Huldigungen darbringen zu können, da in der Armee das Gerücht verbreitet war, daß der Kaiser nach der Mongolei, China und Indien ziehen wolle, um sich dort, der Kontinentalsperre

wegen, der englischen Besitzungen zu bemächtigen. Mir wäre das schon recht gewesen. In dieser Weise gestimmt und ausgerüstet, zog ich also von Moskau fort.

Kaum war ich mit der besseren Packung meines Tornisters fertig, als vor uns Flintenschüsse knatterten. Wir brachen eiligst auf und eine halbe Stunde später kamen wir auf eine Stelle, an welcher ein russisches Streifkorps eine unserer Wagenkolonnen überfallen hatte. Es lagen daselbst mehrere tote Franzosen, Russen, sowie Pferde. Am Abend schlugen wir unser Biwak wieder in einem Gehölz auf.

Den 21. bei Tagesanbruch marschierten wir weiter. Um Mittag trafen wir auf reguläre Kosaken, die mit Kanonenschüssen vertrieben wurden. Die Nacht brachten wir auf einer Wiese am Ufer eines Flusses zu.

Am 22. regnete es und der Marsch ging nur langsam vorwärts. Während der Nacht hörten wir eine starke Explosion. Wir erfuhren später, daß dieselbe vom Kreml hergerührt habe, den Marschall Mortier in die Luft gesprengt hatte.

Am 23. kamen wir nur eine kleine Strecke vorwärts, obwohl wir den ganzen Tag marschierten. Den 24. aber gelangten wir schon ziemlich nahe an Kaluga. Die Russen wollten uns den Weg dahin streitig machen und es kam daher bei Malo-Jaroslawetz zu einem Kampf zwischen ihnen und der italienischen Armee unter dem Prinzen Eugène, sowie Truppen des Generals Corbineau.

Für die Nacht vom 24. zum 25. war mir die Bewachung eines kleinen alleinstehenden Hauses übertragen, in welchem der Kaiser Quartier genommen hatte. Die Sonne war kaum hinter einem dicken Herbstnebel aufgegangen, als ich sah wie der Kaiser zu Pferde stieg und nur in Begleitung einiger Ordonnanzoffiziere fortritt. Kurze Zeit danach hörten wir lautes Geschrei. Im ersten Augenblick hielten wir es für das

gewöhnliche ‚Vive l'Empereur!' bald aber überzeugten wir uns, daß es Alarmrufe waren. Unter dem Schutz des Nebels und der Schluchten hatte uns der Hetman Platow mit wenigstens 6000 Kosaken überfallen und einen Teil unserer Wagen entführt. Sofort saßen unsere Eskadrons im Sattel und stürzten dem Feinde nach. Wir folgten und durchschritten eine Schlucht, um den Weg abzukürzen. Bald darauf bekamen wir die Wilden zu Gesicht. Sie heulten wie die Wölfe als unsere Schwadronen sie erreichten, viele von ihnen niederhieben und ihnen alle uns geraubten Gepäck- und Proviant-Wagen wieder abnahmen.

Zur Zeit, als wir aus der Schlucht auf die Ebene stiegen, sahen wir den Kaiser mitten unter einem Teil der Kosaken nur von einigen Generalen und den Ordonnanzoffizieren umgeben. Von diesen letzteren war soeben einer infolge eines unglücklichen Irrtums durch einen unserer eigenen Reiter schwer verwundet worden. Um den Kaiser zu verteidigen, der in Gefahr war gefangen genommen zu werden, hatte nämlich, ehe noch unsere Schwadronen heran waren, seine Begleitung eine Abteilung der Kosaken abwehren müssen. Bei dem Handgemenge war einem der Ordonnanzoffiziere Kopfbedeckung und Säbel entfallen. Um beides sich zu ersetzen, hatte er einem Kosaken Mütze und Lanze entrissen und so ausgerüstet weiter gekämpft. Als nun unsere Schwadronen anstürmten, hielt ihn ein Grenadier zu Pferde für einen Feind und stieß ihm seinen Säbel durch den Leib. Nachdem der Grenadier seinen Irrtum erkannt hatte, war er so verzweifelt, daß er den Tod suchte; er fand ihn zwar nicht, kehrte aber erst, nachdem das Gefecht längst beendet war, ganz allein und von vielen Wunden bedeckt zurück. Der Offizier genas später in Frankreich; er war in einem Schlitten dahin zurückgebracht worden.

Bald nach diesem Scharmützel befand ich mich zufällig

ganz in der Nähe des Kaisers. Er sprach mit König Murat und lachte darüber, daß er beinahe gefangen genommen worden wäre. Es hatte das auch nur an einem Haar gehangen.

Bei unserm kurze Zeit hiernach erfolgten Weitermarsch ließen wir Kaluga links liegen und gingen auf einer sehr schlechten Brücke über einen schmutzigen Fluß mit steilen Böschungen. Wir schlugen jetzt die Richtung auf Moshaisk, die Heerstraße, die wir hergekommen waren, ein.

Am 26. machten wir nur einen kleinen Tagemarsch, den 27. aber marschierten wir ohne Unterbrechung, bis wir am Abend in der Nähe von Moshaisk ins Biwak rückten. In dieser Nacht trat der erste Frost ein.

Der 28. brachte uns nach Ueberschreitung eines kleinen Flusses an das große Schlachtfeld zurück, auf dem vor zweiundfünzig Tagen so erbittert gekämpft worden war. Leichname und Trümmer jeder Art erinnerten noch daran. Schädel und Totengebeine ragten aus der Erde. Fast alle gehörten Russen an, denn soweit als irgend möglich hatten wir unsere Gefallenen beerdigt. Doch da alles nur in Eile ausgeführt war, hatte der seitdem gefallene Regen Teile der Leiche bloßgelegt. Es läßt sich nichts Grausigeres denken, als diese verwesenden menschlichen Ueberreste, die uns von allen Seiten entgegenstarrten.

Wir suchten unsern Lagerplatz weiter vorwärts und kamen dabei an der großen Schanze vorbei, deren Erstürmung dem General Caulaincourt das Leben kostete und in welcher er jetzt ruhte. Als wir Halt gemacht hatten, gingen wir gleich daran, uns vor Wind und Wetter zu schützen. Zu den Lagerfeuern benutzten wir die noch zahlreich umherliegenden zerbrochenen Waffen, Wagen und Lafetten, Wasser aber war schwer zu erlangen, denn der Bach, welcher vorüberfloß, war voller Leichen. Es blieb uns nichts übrig, als eine große Strecke stromauf zu gehen, um genießbares Wasser zu erhalten. Der Hunger

begann sich schon fühlbar zu machen, denn viele hatten schon alles verbraucht, was sie an Lebensmitteln gehabt hatten. Bis jetzt war es üblich gewesen, daß jeder sein Teil zur Mahlzeit lieferte, nunmehr aber, wo einzelne nichts mehr beitragen konnten, kochte und aß jeder möglichst heimlich, was er besaß. Nur Pferdefleischsuppe wurde noch gemeinschaftlich gekocht.

Am nächsten Tage kamen wir bei einer Abtei vorüber, in welche ein Teil der Verwundeten aus der großen Schlacht gebracht worden war. Es befanden sich noch eine ganze Menge darin und der Kaiser befahl, sämtliche Wagen zu ihrer Mitnahme zu benutzen und mit den seinigen den Anfang zu machen. Die Marketender aber, denen eine Anzahl der Unglücklichen anvertraut wurde, ließen dieselben unter verschiedenen Vorwänden auf dem Wege zurück und zwar aus keinem andern Grunde, als um die Beute, die sie auf ihrem Wagen mitführten, nicht im Stiche lassen zu müssen. Wir biwakierten in einem Gehölz hinter Gshatsk, woselbst der Kaiser seine Unterkunft genommen hatte. Während der Nacht fiel der erste Schnee.

Der Marsch am 30. wurde sehr anstrengend durch den schlechten Weg. Viele mit Beute beladene Wagen kamen kaum mehr vorwärts; mehrere brachen, und da man das für andere auch befürchten mußte, so entschloß man sich, sie zu erleichtern und warf unnütze Dinge herunter. Ich gehörte an dem Tage zur Nachhut und kam deshalb an all dem vorüber, dessen sich die Wagen entledigt hatten. Die Straße war wahrhaft übersät mit Gemälden, Kronleuchtern und Büchern. Länger als eine Stunde beschäftigte ich mich damit, elegant gebundene Bände aufzuheben, hinein zu gucken und wieder wegzuwerfen. Ich fand darunter Werke von Voltaire und Rousseau, sowie auch die Naturgeschichte von Buffon in rotem Maroquin mit Goldschrift.

An diesem Tage hatte ich das Glück, ein Bärenfell zu

erwerben, welches ein Mann der Kompagnie, wie er sagte, von einem zerbrochen daliegenden Wagen genommen hatte, der mit Pelzwerk beladen war. Kurz darauf vernahm ich die Unglücksbotschaft von dem Verlust unsres Marketenderwagens. Mit ihm waren auch gleichzeitig unsere wenigen Lebensmittel und die schöne silberne Terrine verloren, an die sich so angenehme Erinnerungen knüpften.

Am 30. kamen wir nach Wjasma, der Schnapsstadt, wie unsere Leute sie des vielen Branntweins wegen nannten, den sie dort auf dem Durchmarsch nach Moskau gefunden hatten. Der Kaiser nahm in dieser Stadt einen Aufenthalt, das Regiment aber marschierte weiter, da es schon vor der Stadt eine längere Rast gemacht hatte. Während dieser traf ich einen portugiesischen Unteroffizier, der mir erzählte, daß er zu der Eskorte von beinahe achthundert russischen Gefangenen gehöre, und diese Menschen vor Hunger sich einander auffräßen, d. h. jeden von ihren Toten in Stücke schnitten und unter sich verteilten. Als ich das nicht glauben wollte, meinte er, ich könne mich mit eigenen Augen davon überzeugen, wenn ich hundert Schritt mit ihm käme; ich that das aber nicht. Nach einigen Tagen hörte ich, daß die Gefangenen frei gelassen worden wären, weil es unmöglich war sie zu ernähren.

Bei uns war auch schon seit einigen Tagen Pferdefleisch fast die einzige Nahrung, und die Kälte erhöhte das Elend. Ich für meine Person besaß noch eine kleine Portion Reis, ich berührte dieselbe aber nicht, da ich voraussah, daß die Not bald noch größer werden würde.

Hunger und Kälte begann auf den Geist und die Willenskraft der Truppe zu wirken. Viele Mannschaften blieben auf dem Marsche zurück, um sich an den Feuern zu wärmen, welche andere beim Aufbruch verlassen hatten. Schon am 1. November wurde deshalb ein Nachtrupp aus Unteroffizieren

gebildet. Ich befand mich in demselben und wurde vom Führer zu Leuten verschiedener Regimenter geschickt, die ruhig bei einem Feuer saßen und über demselben Pferdefleisch rösteten, welches sie auf ihre Säbelspitzen gespießt hatten. Ich sollte diese Leute auffordern, uns zu folgen, sie weigerten sich aber dies eher zu thun, als bis sie sich gesättigt hätten. Die meisten der so Zurückbleibenden fielen dem Feinde in die Hände, oder gingen sonstwie zu Grunde.

Am 2., ehe wir nach Slawkowo kamen, sahen wir links in der Nähe der Straße ein Blockhaus oder eine Militärstation liegen, eine Art befestigter Baracke, die von Soldaten verschiedener Regimenter und von Verwundeten besetzt war. Die, welche leichter krank und imstande waren zu folgen, schlossen sich uns an, die andern wurden soweit als möglich auf Wagen gesetzt. Die Nichttransportablen blieben aber unter Obhut von Aerzten der Gnade des Feindes überlassen.

Viertes Kapitel.

Dorogobusch. — Kleine Ereignisse. — Hunger und Kälte.

Am 3. November machten wir bei Slawkowo Halt. Während des ganzen Tages hatten wir russische Reiterei in unserer linken Flanke beobachtet. Gegen Abend stießen Regimenter des Korps zu uns, die bisher etwas hinter uns zurückgeblieben waren.

Den 4. gelangten wir nach einem sehr anstrengenden Marsch bis Dorogobusch. Diese Stadt führte bei uns den Namen ‚die Kohlstadt‘, weil wir bei ihr ganz ungeheure

Massen von Kohl vorfanden, als wir nach Moskau marschierten. Um sieben Uhr abends waren wir beinahe noch zwei Stunden von ihr entfernt und nur mit Aufbietung aller Kräfte vermochten wir sie zu erreichen, denn der Schnee erschwerte das Marschieren furchtbar. Eine Zeit lang liefen wir sogar in der Irre, und damit diejenigen, welche liegen geblieben waren, uns einholen konnten, wurde während der Nacht länger als zwei Stunden getrommelt.

Es war über elf Uhr, als wir endlich ins Biwak rückten. Unter dem Schutt der abgebrannten Häuser fanden wir zwar noch genügend Holz, um Feuer zu machen und uns zu wärmen, im übrigen aber litten wir Mangel an allem, was uns hätte stärken können. Unsere Erschöpfung war so groß, daß keiner mehr die Energie besaß, ein Pferd zum Schlachten zu stehlen; jeder suchte vor allem nur Ruhe. Einer meiner Leute hatte irgendwo eine Binsenmatte ergattert und mir gebracht. Ich legte sie vor das Feuer, warf mich darauf nieder, und den Kopf auf meinem Tornister, die Füße am Feuer, schlief ich sogleich ein.

Ich mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, als ich von einem unerträglichen Gekribbel am ganzen Leibe erwachte. Mechanisch griff ich mit der Hand nach meiner Brust und andern Teilen des Körpers; im nächsten Augenblick sprang ich wie von der Tarantel gestochen auf und schüttelte mich vor Entsetzen, denn ich war über und über von Ungeziefer bedeckt. Sofort riß ich mir alles vom Leibe; in weniger als zwei Minuten stand ich splitternackt da und schleuderte Hemd und Hose ins Feuer. Mit einer gewissen Wollust hörte ich, wie es in den Flammen knisterte, und trotzdem der Schnee in großen Flocken auf meinen nackten Körper fiel, erinnere ich mich nicht, daß ich gefroren hätte. Abscheu und Schrecken ließen mich momentan nichts fühlen. Als ich wieder etwas zu mir gekommen war, schüttelte ich die Kleidungsstücke, welche

ich nicht entbehren konnte, über dem Feuer aus und zog alsdann das Hemd und die Hose an, die ich noch in meinem Tornister hatte. Traurig, ja mit Thränen kämpfend, setzte ich mich sodann auf den Tornister, und den Kopf auf die Hand gestützt, mit meinem Bärenfell bedeckt, brachte ich fern von der verfluchten Matte den Rest der Nacht zu. Diejenigen, die nach mir den Platz auf derselben einnahmen, erwischten nichts, es mußte mir also wohl alles zugekrochen sein.

Vor unserem Aufbruch am 5. November erhielt jedes Regiment einige kleine Handmühlen zum Mahlen von Korn. Das war aber sehr überflüssig, denn wir fanden absolut nichts zum Mahlen. Vierundzwanzig Stunden darauf waren die Dinger schon alle weggeworfen.

Am Abend machten wir bei einem Walde Halt und erhielten Befehl, uns für die Nacht Schutzdächer zu bauen, denn es war Schneetreiben und eine Kälte von zwanzig Grad. Bei diesem Wetter schenkte Mutter Dubois, die Frau des Barbiers der Kompagnie, plötzlich einem kräftigen Jungen das Leben. Das war natürlich unter den Umständen schrecklich für die arme Frau, aber das allgemeine Mitleid mit ihrer Lage suchte ihr dieselbe möglichst zu erleichtern. Besonders that sich hierbei Oberst Bodel, unser Regimentskommandeur, hervor; er gab sogar seinen Mantel her, um die Hütte zu bedecken, die wir für sie hergestellt hatten. Ebenso war der Regiments-Chirurg sehr fürsorgend. Auf diese Weise lief noch alles glücklich ab, zumal die Frau ihre Leiden staunenswert mutig ertrug.

Außer diesem Ereignis brachte die Nacht noch ein anderes, welches trotz aller Müdigkeit alles aufrüttelte. Einige unserer Leute nämlich erlegten einen Bären, der so neugierig gewesen war, bei uns herumzuschnüffeln. Er wurde noch in derselben Stunde verzehrt.

Für den Weitermarsch am nächsten Tage überließ der Oberst Mutter Dubois sein Pferd. In die Mäntel von zwei Leuten verpackt, die in der Nacht gestorben waren, wurde sie hinaufgehoben. Das in ein Schaffell gewickelte Kind hielt sie auf ihren Armen.

Der Marsch an diesem Tage, dem 6. November, war entsetzlich, denn bei einer Kälte von 22 Grad umhüllte uns ein so dicker Nebel, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Die Lippen froren aufeinander, das Innere der Nase vereiste und das Gehirn erstarrte. Später trat ein Schneesturm ein, welcher Flocken in einer Größe mit sich führte, wie solche noch keiner je gesehen hatte. Die ganze Atmosphäre schien von Eis zu sein.

Als wir an einem Gehölz in der Nähe eines elenden Dorfes Namens Miekalowska Halt gemacht hatten, kam in rasender Eile ein Reiter an, der nach dem Kaiser fragte. Wie wir bald erfuhren war es ein General, der die Nachricht von einer Verschwörung überbrachte, die in Paris von einem General Malet angestiftet worden war.

Da der Weg, auf dem wir hielten, sehr schmal war, drängte sich alles dicht zusammen. Ich stand mit mehreren Kameraden am Rande der Straße. Wir trampelten mit den Füßen, um sie zu erwärmen und sprachen von unsern Leiden und dem Hunger, der uns verzehrte, da auf einmal steigt mir der Duft warmen Brotes in die Nase. Ich wende mich schnüffelnd um und bemerke dicht hinter mir einen Mann in einem großen Pelz, unter welchem der Geruch hervorzukommen schien. Ich sehe ihn scharf an und sage barsch: „Herr, Sie haben Brot! Sie werden mir ein Stück davon verkaufen!“ Er dreht sich ohne eine Erwiderung um und will fortgehen, ich aber halte ihn am Arm fest und wohl von meinem eisernen Griff überzeugt, daß er mich nicht loswerden würde, zieht er nunmehr

wirklich unter seinem Pelz einen warmen Fladen hervor. Hastig mit der einen Hand danach greifend, will ich ihm mit der andern ein Fünffrankstück hinreichen, als mir das Gebäck auch schon mit wilder Gier von den neben mir stehenden Kameraden entrissen wird. Mir blieb von dem Ganzen nichts, als das kleine Stückchen, welches ich zwischen dem Daumen und den beiden ersten Fingern festhielt.

Während dies vor sich ging, verschwand der Mann im Pelz eiligst und er that wohl daran, denn man würde ihn zu Boden geschlagen und vielleicht getötet haben, um ihm noch das zu nehmen, was er an Eßbarem möglicherweise noch unter seinem Pelz verborgen hatte. Trotz seines schnellen Verschwindens hatte ich im letzten Moment doch noch erkannt, daß er ein Arzt der Armee war. Vermutlich war er als einer der ersten in das Dorf gekommen, hatte das Glück gehabt, Mehl zu finden und sich sogleich davon Fladen gebacken.

Unser Aufenthalt dauerte nicht viel über eine halbe Stunde, in dieser Zeit starben aber mehrere Leute auf der Stelle, auf welcher sie niedergesunken waren. Viele andere waren vor Entkräftung schon auf dem Marsch zusammengebrochen. Kurz, unsere Reihen begannen sich zu lichten und doch standen wir erst im Anfang all des Elends, was über uns kommen sollte. Wenn ein längerer Halt gemacht wurde, ließ man den Pferden, die man unbemerkt erwischen konnte, mit einem Messer zur Ader, fing das Blut in Feldkesseln auf, kochte und genoß es. Oft kam es vor, daß es eben erst ans Feuer gesetzt worden war, wenn wieder aufgebrochen werden mußte, weil die Russen uns zu sehr auf den Leib rückten. Dabei habe ich aber häufig gesehen, daß einzelne Leute ganz ruhig am Kessel sitzen blieben, während schon die Kugeln hin und her flogen. Mußte schließlich denn doch das Feld geräumt werden, nun dann wurde der Kessel mitgenommen und unterwegs mit der hohlen Hand aus

ihm geschöpft, mochte dabei Gesicht und Kleidung noch so sehr von Blut besudelt werden.

Trat die Notwendigkeit ein, ein Pferd, welches man gerade zerlegen wollte, im Stiche lassen zu müssen, so geschah es oft, daß sich Mannschaften beim Abmarsch versteckten und dann, wenn alles fort war, wie Wölfe über das Fleisch herfielen. Diese Leute sah man selten wieder, denn wenn sie nicht vom Feinde gefangen wurden, erlagen sie der Kälte.

An diesem Tage wurde nicht so lange marschiert wie am vorhergegangenen, denn wir machten bei einem niedergebrannten Dorfe Rast, als es noch hell war. Nur einige Giebelwände standen hier noch, an welchen höhcre Offiziere sich ihr Lager bereiteten, um gegen den Wind geschützt zu sein. Außer den Leiden, welche wir infolge der Kälte und der großen Anstrengungen zu erdulden hatten, quälte uns der Hunger in unerträglicher Weise. Diejenigen, welche vielleicht noch eine Kleinigkeit von Reis oder Grütze besaßen, versteckten sich bei der Zubereitung und beim Essen. Schon gab es keine Freunde mehr, jeder betrachtete den andern mit Mißtrauen; alle Kameradschaft hatte aufgehört; jeder war nur bemüht, für sich allein zu sorgen. Ich selbst muß mich in dieser Beziehung anklagen und ich kann nicht leugnen, ganz besonders heute hatte sich eine wahrhaft räubermäßige Stimmung meiner bemächtigt. Ich hätte kalten Blutes morden können, eines Stück Brotes wegen. Der in meinen Eingeweiden nagende Hunger und das nicht mehr los zu werdende, schreckliche Ungeziefer aus der Matte machte mich fast rasend. Wir hatten nicht einen einzigen Bissen Pferdefleisch und hofften auf das Eintreffen von Leuten der Kompagnie, die während des Marsches bei gefallenen Pferden zurückgelassen worden waren, um von diesen einige Stücke abzuschneiden und nachzubringen. Die Leute kamen und kamen nicht und endlich vor Hunger fast wahn=

sinnig, begann mein Gehirn sich in die wildesten Phantasien zu verwirren. Dieselben zaubern mir plötzlich im nahen Walde ein Bild der Linderung meiner Qualen vor die Seele und unverweilt eile ich mit langen Schritten diesem zu. Am Holze angelangt, drücke ich mich über eine Viertelstunde, vorsichtig und aufmerksam nach allen Seiten spähend, am Rande entlang. Da, endlich sehe ich an demselben einen Mann an einem Feuer. Behutsam schleiche ich näher und erkenne einen Kessel, in den der Mann soeben mit einem Messer langt und eine Kartoffel herauszieht. Er befühlt sie mit den Fingern und wirft sie wieder hinein. Ich zittere vor Gier und will gleich auf ihn los, überlege aber in demselben Augenblick, daß er bei einem so offenen Angriff leicht in den Wald entfliehen könnte. Der Anfall mußte von hinten geschehen. Ich umschleiche ihn in einem Bogen. Fast dicht hinter ihm knackt unter mir ein morscher Zweig. Der Mann dreht sich um, gleichzeitig aber mache ich einen Satz nach dem Kessel und schreie: „Halbpart, Kamerad, oder ich nehme den ganzen Kessel!“ Der Erschrockene stammelt: „Die Kartoffeln gehören ja meinem Herrn!“ — er nennt einen polnischen General. „Und wenn sie dem Kaiser gehörten,“ rufe ich, „mir sollte es gleich sein, ich muß davon haben, denn ich sterbe vor Hunger!“ „Gut, Sergeant,“ entgegnete er wieder ruhiger, „dann sollen Sie einige haben, aber lassen Sie mich dieselben wenigstens erst fertig abkochen. Ueberzeugen Sie sich selbst,“ fügte er hinzu, indem er eine herausfischte und mir reichte, „sie sind noch ganz hart.“ Ich verschlang die Kartoffel auf der Stelle und war alsdann bereit zu warten, worauf er mir riet, mich in der Nähe zu verbergen, damit ich nicht gesehen würde. Ich trat also hinter einen Busch, von dem aus ich ihn im Auge behalten konnte. Nach Verlauf von etwa zehn Minuten bemerkte ich, wie er wiederum eine Kartoffel drückte und dabei scheu nach rechts

und links schielte. Auf einmal war er auf den Beinen und rannte mit dem Kessel davon. Doch ich war schneller als er und hatte ihn bald am Kragen. Jetzt wußte er, daß er ohne Tribut nicht loskam und gab mir elf Stück. Ich zahlte ihm dafür fünfzehn Franken, worauf er noch zwei Kartoffeln zulegte. Es kam mir schwer an, aber ich aß nur noch eine, die übrigen steckte ich in meine Jagdtasche, denn ich berechnete, daß ich drei Tage davon leben konnte, wenn ich nebenbei Pferdefleisch hatte.

Ganz erfüllt von dem Gedanken an meine Kartoffeln, irrte ich mich im Wege und merkte das erst durch das Geschrei und Fluchen von fünf Leuten, die sich wie Wölfe um einen Pferdeschenkel stritten. Der eine von ihnen erblickte mich und kam auf mich zugelaufen, um meinen Beistand gegen drei Soldaten zu erbitten, die ihm und seinem Kameraden das Fleisch wegnehmen wollten, welches sie im Begriff waren, nach ihrem Lagerplatz zu tragen. Da ich indessen für meine Kartoffeln fürchtete, lehnte ich meine Hilfe unter dem Vorgeben ab, daß ich mich nicht aufhalten könnte und schritt mit dem Versprechen weiter, andere zu Hilfe zu senden; solange sollten sie sich nur tapfer wehren.

Nach einer Weile begegnete ich zwei Leuten vom Regiment, denen ich die Sache mitteilte. Diese machten sich auch gleich nach der bezeichneten Stelle auf, am nächsten Tage aber hörte ich von ihnen, daß sie nur einen Erschlagenen gefunden hätten, neben dem ein dicker blutiger Knüppel gelegen habe.

Als ich in unserm Biwak wieder angelangt war, höhlte ich mir am Feuer ein Bett im Schnee aus, breitete mein Bärenfell darüber und legte mich nieder. Ehe ich einschlief, genoß ich noch heimlich eine Kartoffel, wobei ich mich sehr in acht nahm, durch eine Bewegung zu verraten, daß ich etwas aß. Mit einer Prise Schnee löschte ich meinen Durst und dann legte ich mich, meine Jagdtasche fest an mich gedrückt,

auf die Seite. So oft ich in der Nacht erwachte, fühlte ich leise in die Tasche und zählte meine Kartoffeln.

Der starke eisige Wind weckte mich noch vor der Reveille. Ich setzte mich auf meinen Tornister, schnitt in mein Bärenfell ein Loch und hing es mir über, indem ich meinen Kopf durch das Loch steckte. Hinten war ich auf diese Weise in meiner ganzen Länge durch das Fell bedeckt, während der Bärenkopf auf meiner Brust lag.

Als wir aufbrachen, war es noch nicht hell. Wir ließen eine große Zahl Toter und Sterbender auf dem Lagerplatz und die Menge derselben steigerte sich in erschreckendem Maße, nachdem wir eine Weile marschiert waren. Immer von neuem mußten wir über die Leiber von Leuten hinwegsteigen, die bei den uns voraus marschierenden Truppen tot zusammen gebrochen oder sterbend liegen geblieben waren. Wie unbeschreiblich muß aber erst das Bild des Grauens gewesen sein, welches sich den noch hinter uns herkommenden Korps der Marschälle Ney und Davout und des Prinzen Eugène darbot.

Erst eine Stunde nachdem wir das Biwak verlassen hatten, wurde es Tag und erreichten wir den Versammlungsort. Mutter Dubois wollte den kurzen Halt hier benutzen, um ihrem Neugeborenen die Brust zu geben, stieß aber einen furchtbaren Schrei aus. Ihr Kind war tot und so hart wie ein Stück Holz. Wir suchten sie zu trösten, indem wir ihr vorstellten, daß es für sie und das Kind so am besten wäre, indessen war sie doch nur schwer zu bewegen, es zur Beerdigung herzugeben. Endlich nahm es der Vater auf seine Arme und ging mit einem Sappeur ein Stück abseits der Straße, woselbst dieser ein Loch in die gefrorene Erde arbeitete. Der Vater kniete mit der kleinen Leiche an demselben nieder, küßte noch einmal sein Kind und bettete es dann in das Grab. Darauf wurde dieses zugeschüttet und alles war vorüber.

Ungefähr nach einer Stunde machten wir bei einem größeren Gehölz aufs neue Rast. An dieser Stelle hatten Artillerie und Kavallerie übernachtet. Viele ihres Fleisches schon beraubter Pferde lagen hier umher, noch mehr aber fanden wir, die lebendig zurückgelassen worden waren und regungslos dastanden; sie ließen sich töten ohne sich zu rühren. Diejenigen, welche in der Nacht verendet waren, erwiesen sich so steinhart gefroren, daß kein Messer in sie einzudringen vermochte. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß man uns auf diesem unseligen Marsch soviel als möglich hinter Kavallerie und Artillerie marschieren und da rasten ließ, wo dieselben die Nacht zugebracht hatten, um an deren zurückgelassenen Pferden Nahrung zu finden.

Während der Rast begab ich mich tiefer in den Wald, weil ich ungesehen von meinen Kartoffeln essen wollte. Ich nahm eine heraus und wollte ein Stück abbeißen, ich hätte aber ebenso gut in einen Stein beißen können, so fest war sie gefroren. Ein Versuch mit den andern hatte kein besseres Ergebnis; sie waren alle für mich nutzlos geworden; ich warf eine nach der anderen weg und schlich sehr niedergeschlagen zurück.

Nach einer Stunde der Ruhe ging es weiter. Wir zogen durch das Gehölz und trafen in gewissen Zwischenräumen auf Häuser, die vollkommen aus Holz erbaut, großen Scheunen glichen. Wie bei solchen, befand sich auf jeder der beiden Langseiten ein großes Thor d. h. eine Einfahrt und eine Ausfahrt, denn die Häuser dienten als Poststationen. Fast alle drei Stunden fanden sich solche Stationen, ein großer Teil derselben bestand aber nur noch aus einem Trümmerhaufen, denn sie waren bei unserm ersten Durchmarsch niedergebrannt worden.



Napoleon an der Straße bei Pnewa.
(8. Novbr. 1812.)

Fünftes Kapitel.

Eine Feuersbrunst. — Ein Familiendrama. — Marschall Mortier. — Siebenundzwanzig Grad Kälte. — Ankunft in Smolensk. — Eine Räuberhöhle.

Als wir das Ende des Waldes erreicht hatten, sahen wir in kurzer Entfernung wiederum eins jener eben erwähnten Posthäuser. Ich schlug sofort einem neben mir gehenden Sergeanten der Kompagnie vor, dort für die Nacht ein Unterkommen zu suchen. Er war ganz meiner Meinung und wir setzten uns in Laufschritt. Trotz unserer Eile fanden wir aber, am Hause angekommen, dasselbe schon so von höheren Offizieren, Mannschaften und Pferden überfüllt, daß für uns kein Platz mehr war. Es sollen über achthundert Menschen darin gewesen sein, wie ich später hörte.

Während wir auf allen Seiten vergeblich umherspähten, wo wir etwa eindringen könnten, hatte uns die Marschkolonne inzwischen überholt und wir beschlossen deshalb, uns unter dem Bauch der an einem der Thore angebundenen Pferde niederzulegen. Ruhe fanden wir da aber auch nicht viel, denn es kamen häufig Leute der rings umher biwakierenden Truppen, welche die Bretterbekleidung des Hauses abzureißen versuchten, um Holz zum Feuer und für Schutzdächer zu gewinnen. Gleicherweise wollten sie sich auch in Besitz von Stroh setzen, welches sich auf einem bodenähnlichen Raum der einen Seite des Einfahrtsthores befand, auf dem aber schon eine Menge Mannschaften wie Heringe neben- und übereinander lagen. Zwischen den beiden Thoren auf der Tenne hatten sich andere Leute kleine Feuer angezündet und kochten sich Pferdefleisch. Außer den Menschen befanden sich auf derselben

auch noch Pferde, die an den fest verschlossenen Thoren angebunden waren. Nicht gesonnen, sich etwas von ihrer Behausung wegnehmen zu lassen, drohten die im Innern befindlichen auf jeden zu schießen, der es versuchen sollte, das Haus zu beschädigen. Einige, die aufs Dach gestiegen waren und schon angefangen hatten, die Schindeln abzureißen, mußten eiligst flüchten, um nicht getötet zu werden.

Es mochte elf Uhr sein, als wir plötzlich durch Lärm aufgeschreckt wurden. Die Pferde, welche an der Innenseite des Thores, an dessen Außenseite wir lagen, angebunden waren, trampelten und suchten sich offenbar loszureißen. Ein furchtbarer Tumult ließ sich hören. Qualm drang zu uns heraus. Das Stroh hatte an mehreren Stellen Feuer gefangen. Alle Versuche, die Thore von innen zu öffnen, scheiterten an der Tollheit der Pferde und dem Umstande, daß die Leute um ein weiteres Eindringen anderer zu verhindern, die Thore noch durch schwere Querbalken geschlossen hatten. Dies verhinderte auch das Oeffnen von außen, welches wir sofort versuchten. Inzwischen wurde der Qualm immer dicker; das Geheul und Geschrei der Eingeschlossenen klang nicht mehr menschlich; sie versuchten, sich einen Ausweg durch das Dach zu schaffen, doch als dadurch Luftzug entstand, schlugen die Flammen gleich hoch empor und rißen diejenigen Leute, die mit brennenden Kleidern und abgesengtem Haar sichtbar geworden waren, wieder herab. Innerhalb zwei Minuten war nunmehr das ganze Haus ein Feuermeer und mit den darin befindlichen, vor Schmerz und Qual heulenden und rasenden Menschen ein echtes Bild der Hölle.

Mit vieler Mühe gelang es unsern Anstrengungen endlich, ein Brett los zu reißen und durch die dadurch entstandene Oeffnung sieben Menschen zu retten. Sie hatten alle mehr oder weniger schwere Brandwunden und waren mehr tot als

lebendig. Noch andere auf diese Weise zu retten erwies sich als unmöglich, denn sie lagen quer vor der Spalte und waren schon von dem Qualm und dem Gewicht der auf ihnen Liegenden halb erstickt. Wir mußten sie mit den übrigen verbrennen lassen. Mehreren gelang es zwar schließlich doch noch, sich durch das Dach zu arbeiten und von diesem herab zu springen, sie waren aber fast alle derartig verbrannt, daß sie uns anflehten, ihren Leiden durch eine Kugel ein Ende zu machen.

Der Schein der Feuersbrunst lockte vereinzelte Soldaten verschiedener Regimenter, die in der Nähe umher lagen und an ihren erlöschenden Feuern dem Erfrieren nahe waren, herbei, nicht aber um Hilfe zu leisten, sondern um sich zu wärmen und Stücke Pferdefleisch auf den Spitzen ihrer Bajonette oder Säbel in die Glut zu halten und zu rösten. Wenn man sie sah und hörte, hätte man meinen mögen, daß der Brand ein Gottesgericht wäre, denn allgemein herrschte unter ihnen der Glaube, daß die, welche hier so schrecklich umgekommen waren, die größten Schätze an Diamanten, Gold und Silber in Moskau gefunden und mitgenommen hätten. Daher sah man auch viele, trotz ihres Elends und ihrer Schwäche, sich mit Kräftigeren vereinigen und auf die Gefahr hin, sich schwere Brandschäden zuzuziehen, Leichen aus der Glut zu holen, um nach den bei ihnen vermuteten Schätzen zu suchen. Andere äußerten: „Es ist ihnen schon recht geschehen, denn hätten sie uns das Dach nehmen lassen, wäre ihnen das nicht widerfahren,“ und noch andere hielten ihre Hände über die Glut als wüßten sie gar nicht, daß mehrere Hundert ihrer Kameraden, vielleicht eigene Verwandte, das Feuer mit ihren Leibern nährten, und sagten: „Was für ein herrliches Feuer, da wird man doch endlich einmal warm!“ und dabei rieben sie sich die Hände vor Behagen.

Es war noch nicht hell, als ich mit meinem Kameraden aufbrach, um das Regiment einzuholen.

Wir schritten schweigend, bei einer noch heftigeren Kälte als am vorigen Tage, über Tote und Sterbende dahin und dachten an das Erlebte. Zwei Liniensoldaten schlossen sich uns an. Sie versicherten gesehen zu haben, wie Kroaten, die auch einen Teil unserer Armee bildeten, aus dem Feuer einen noch nicht ganz verkohlten Leichnam gezogen, davon abgeschnitten und gegessen hätten. Ich glaube, daß das im Verlaufe dieses unglückseligen Feldzugs öfter vorgekommen sein mag, habe es indessen niemals selbst gesehen. Welches Interesse aber hätten diese Leute, denen der Tod eben Augenblick nahen konnte, daran gehabt, uns zu belügen? In solcher Zeit lügt man nicht. Ueberdies würde ich selbst, wenn ich kein Pferdefleisch gefunden hätte, auch Menschenfleisch gegessen haben und meine, daß niemand darüber urteilen kann, der nicht selbst die rasende Pein des Hungers empfunden hat.

Seit wir Moskau verlassen hatten, sah man jeden Tag einen hübschen russischen, mit vier Pferden bespannten Wagen der Marschkolonne der Garde folgen. Seit zwei Tagen fehlten zwei Pferde; sie waren also entweder gestohlen und geschlachtet worden oder an Entkräftung draufgegangen. In dem Wagen fuhr eine noch junge Witwe mit ihren beiden Töchtern, von denen die eine siebzehn, die andere fünfzehn Jahre sein mochte. Diese Damen hatten in Moskau gelebt, sollten aber französischer Abkunft sein und hatten, wie man sich erzählte, den Bitten eines Oberstleutnants der Garde nachgegeben, sich von ihm nach Frankreich geleiten zu lassen.

Vielleicht hegte er die Absicht die Mutter zu heiraten, denn er war schon ein Mann in vorgerückten Jahren; kurz diese unglücklichen interessanten Damen folgten uns, und litten

an Hunger und Kälte und an all den, den Rückzug begleitenden Schrecknissen noch schwerer als wir.

Der Tag brach an, als wir die Stelle erreichten, wo unser Regiment übernachtet hatte. Das Korps setzte sich soeben in Bewegung. Es war nicht mehr zu verkennen, daß sich die Regimenter gewiß schon um ein Drittel verringert hatten, und daß ein Teil der Leute, die sich mühselig dahinschleppten, den Tag nicht mehr überleben würden. Am Ende der Marschkolonne fuhr der Train und hinter diesem der Wagen mit den Damen, begleitet von einigen Sappeuren und dem Oberstleutnant. Letzterer sah tief bekümmert und verstört aus. Das Regiment folgte als Nachhut.

Es entstand ein Aufenthalt im Marsch. Ich befand mich gerade dicht bei dem Wagen und hörte in demselben lautes Wehklagen und Weinen. Der Offizier öffnete die Thür, sprach einige Zeit und übergab gleich darauf zwei Sappeuren, die er zu sich heran gerufen hatte, einen Leichnam. Eine der jungen Damen war ihren Leiden erlegen. Sie trug ein grauseidenes Kleid und einen ebensolchen mit Hermelin besetzten Pelz. Obgleich tot, sah sie trotz ihrer Abgezehrtheit noch immer sehr schön aus.

Nach all dem was wir erlebt hatten, waren wir allmählich gegen tragische Scenen ganz abgestumpft worden, dieser Anblick hier jedoch übte auch auf uns seine Wirkung. Mir, für meine Person, traten vor Bewegung Thränen in die Augen, besonders, als ich dem alten, kriegsabgehärteten Offizier die hellen Zähren über die Wangen laufen sah.

Als die Sappeure das junge Mädchen forttrugen und in einen der bedeckten Trainwagen legten, warf ich einen Blick in den noch offenstehenden Wagen der beiden Trauernden. Sie waren über einander hingesunken und schienen bewußtlos zu sein. Um mich kurz zu fassen — am Abend hatten auch

sie ausgelitten. Bei Valutina wurden sie alle drei in dasselbe Grab gelegt. Der Oberstleutnant, der sich vielleicht nicht ohne Grund an dem traurigen Schicksal der Damen schuldig fühlte, und es sich sehr zu Herzen nahm, suchte in den nächstfolgenden verschiedenen Gefechten, die wir noch zu bestehen hatten, den Tod, er starb indessen erst im Januar, einige Tage nach unserer Ankunft in Elbing, vor Gram.

Dieser ganze 8. November war ein schrecklicher Tag. Der Marsch dauerte bis zum späten Abend. Am nächsten Tage sollten wir Smolensk erreichen und dort, wie es hieß, Quartiere beziehen. Diese Aussicht und die Hoffnung, somit auch endlich wieder einmal Lebensmittel und Ruhe zu finden, hatte auch die Elendesten zu übermenschlichen Anstrengungen getrieben, um nicht zurückzubleiben und zu Grunde zu gehen, doch boten die Unglücklichen einen Anblick, der auch dem Verhärtetsten Erbarmen abnötigte.

Um unser Biwak zu erreichen, mußten wir erst durch eine tiefe Schlucht und darauf einen Hügel erklimmen. In der Schlucht hielten Gardeartilleristen mit ihren Geschützen, denn die Pferde, die ebenso kraftlos waren, wie die Menschen, vermochten nicht mehr den Hügel hinauf zu kommen. Die Artillerie schlug deshalb ihr Biwak in der Schlucht auf, mit der Hoffnung, am nächsten Morgen die Höhe erreichen zu können, auf der wir unser Lager rechts des Weges bezogen. Wenn ich nicht irre, war dies bei Valutina, demselben Ort, an welchem am 19. August das blutige Gefecht stattfand, in dem der tapfere General Gudin fiel.

Ich wurde für die Nacht als Wache zum Marschall Mortier kommandiert. Seine Behausung war eine große Scheune ohne Dach, man hatte aber Schutzvorrichtungen hergestellt, um ihn die Unbilden des Wetters möglichst wenig empfinden zu lassen. Auch unser Oberst mit dem Adjutanten

hatten dort Unterkunft genommen. Als Feuerungsmaterial benutzten wir die Reste der noch vorhandenen Scheunthore und hatten so wenigstens ein Feuer, an dem wir uns alle wärmen konnten.

Schon gegen neun Uhr lag ein Teil von uns in einem von Kälte, Hunger und den von Strapazen hervorgerufenen Schmerzen sehr unterbrochenen Schlummer. Mein armseliges Mahl bestand in Pferdeleber und etwas Schnee. Auch der Marschall aß ein Stück von derselben Leber, doch hatte er dazu etwas Zwieback und hinterdrein sogar einen Schluck Branntwein. Das war für einen Marschall von Frankreich gerade kein sehr leckeres Mahl, jedoch unter den obwaltenden Umständen ein so luxuriöses als möglich.

Vor dem Eingang zur Scheune stand, auf sein Gewehr gestützt, einer meiner Leute. Der Marschall fragte, was er da mache. Der Soldat antwortete, er sei als Posten für ihn hingestellt. „Wozu denn?“ entgegnete der Marschall, „das wird weder die Kälte hindern einzudringen, noch unser Elend vermindern. Geh also ans Feuer und wärme dich!“ Darauf legte sich der Marschall in seinen Mantel gehüllt nieder und ließ sich von seinem Bedienten einen Mantelsack unter den Kopf legen.

Als ich seinem Beispiel folgen und mich auf mein Bärenfell strecken wollte, erschreckte uns ein ungewöhnliches Geräusch. Es war ein starker Nordwind, der durch den Wald heranbrauste und dichte Schneemassen und eine Kälte von siebenundzwanzig Grad mitbrachte. Die Mannschaften vermochten es nicht mehr, auf ihren Plätzen auszuharren und schreiend liefen sie irgend einer Richtung zu, in der sie Feuer sahen. Doch bald von den Schneewirbeln eingehüllt, verloren sie den Lichtschein, irrten umher und gerieten dabei in tiefe Schneewehen, aus denen sie sich bei ihren schwachen

Kräften nicht mehr herauszuarbeiten vermochten. Viele Hunderte kamen in dieser Weise um, viele Tausende aber starben auf ihren Plätzen in hoffnungsloser Ergebung. Was uns betraf, so konnten wir uns glücklich preisen, durch die eine Seite der Scheune vor dem eisigen Winde geschützt zu sein. Mehrere Leute suchten bei uns Zuflucht und entgingen dadurch dem Tode.

Diese unheilvolle Nacht, in der die ganze Hölle gegen uns losgelassen schien, barg unter ihrem Schleier aber auch eine Aufopferung, die ich hier nicht unerwähnt lassen will.

Der Prinz Emil von Hessen-Kassel bildete mit seinem Kontingent einen Teil unserer Armee. Sein kleines Korps bestand aus mehreren Regimentern Infanterie und Kavallerie. Er biwakierte mit dem Rest seiner auf fünfhundert bis sechshundert Mann zusammengeschmolzenen Truppen ganz in unserer Nähe. Unter denselben befanden sich noch etwa einhundertfünfzig Dragoner, aber fast alle unberitten, da ihre Pferde gefallen oder geschlachtet waren. Diese braven Soldaten, die bei dem schrecklichen Wetter ihre Lagerstellen verlassen mußten, um nicht unter dem Schnee begraben zu werden, opferten ihr Leben um das ihres jugendlichen, kaum zwanzig Jahre zählenden Prinzen zu retten, indem sie ihn in ihre Mitte nahmen, Wind und Kälte von ihm abzuhalten. In ihre großen weißen Mäntel gehüllt, scharten sie sich dicht gedrängt um ihn und schützten ihn auf diese Weise, wie eine Mauer, die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen waren Dreiviertel tot und gleich zehntausend anderen unter dem Schnee begraben.

Als wir bei Tage die Straße wieder erreichten, waren wir genötigt, mit dem Marschall die Schlucht herabzusteigen, nahe der Stelle, wo wir am Abend vorher die Artillerie getroffen hatten. Sie war verschwunden; Menschen und Pferde lagen unter dem Schnee; die Menschen um ihre Feuerstellen



Im Biwak erfroren.

und die Pferde noch angespannt an den Geschützen; letztere mußten zurückgelassen werden.

Es geschah fast immer, daß nach einem Sturm und einer so übermäßigen Kälte das Wetter wieder erträglicher wurde. Fast schien es, als ob die Natur, erschöpft von dem Kampf, den sie gegen uns geführt, erst wieder frische Kräfte sammeln wollte, ehe sie aufs neue gegen uns losbrach.

Inzwischen setzte sich alles, was noch atmete, in Marsch. Rechts und links der Straße sah man halbtote Leute unter undichten, aus Tannenzweigen hergestellten und vom Schnee überdeckten Schutzhütten hervorkriechen; andere kamen von weiter her und schleppten sich mühsam aus dem Gehölz heran. Es wurde Halt gemacht, um all diese Leute abzuwarten. Ich stand während dessen mit einigen Kameraden zusammen und sprach mit ihnen über unser Elend und die furchtbare Menge Menschen, die in der Nacht umgekommen waren. Da und dort fiel unser Blick auf Gewehrpyramiden, die aus dem Schnee hervorragten. Keiner von denen, die diese Gewehre zusammengesetzt hatten, war noch am Leben. Nur einzeln und in kleinen Trupps fanden sich die Mannschaften der verschiedenen Regimenter bei ihren Adlern wieder zusammen.

Nachdem soweit als möglich alles gesammelt war, begann der Marsch. Unser Regiment bildete die Nachhut, was an diesem Tage für uns zu einer großen Beschwernis wurde wegen der Menge von Leuten, die sich kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochten und die wir deshalb unter die Arme nehmen und schleppen mußten, um sie zu retten und wenn möglich bis nach Smolensk zu bringen.

Ehe wir nach dieser Stadt kamen, mußten wir durch einen kleinen Wald. Hier trafen wir auf die gesamte Artillerie. Die Pferde waren nur noch Gerippe; es that einem weh, die armen Tiere zu sehen. Auf den Lafetten der Kanonen,

sowie den Protzen lagen Kranke und Sterbende. Ein Schulfreund von mir stand bei der Artillerie und es war mir bekannt, daß er seit zwei Tagen in dieser Weise transportiert wurde. Ich erkundigte mich nach ihm und hörte, daß er auf der Passage durch einen langen Hohlweg gestorben und die ganze Artillerie über seine Leiche hinweg gefahren wäre, da dieselbe bei der Enge des Hohlwegs nicht hätte beiseite geschafft werden können.

Auf einem nicht weit von der Marschstraße führenden Waldpfade, den ich mit noch einem Unteroffizier der Kompagnie eingeschlagen hatte, stießen wir auf einen Gardekanonier, der einen andern auf der Erde liegenden Artilleristen ausraubte. Der letztere war noch nicht tot, denn er bewegte noch die Beine und schlug ab und zu mit den geballten Händen auf den Erdboden.

Mein Kamerad versetzte dem rohen Gesellen, ohne ein Wort zu verlieren, einen derben Kolbenstoß in den Rücken. Der Kerl sprang mit einem Fluch auf und erwiderte auf unsere Empörung über sein Verhalten trotzig: wenn der Mann auch noch nicht ganz tot wäre, so würde er es doch bald sein und er als sein früherer Bettgenosse hätte das meiste Anrecht auf seinen Nachlaß.

Was ich hier erzählt habe, ist vielen unserer unglücklichen Soldaten widerfahren, besonders solchen, die in dem Rufe standen, besondere Reichtümer bei sich zu führen. Es gab Schurken, die bei denen, welche zusammenbrachen, zurückblieben, nicht aber um ihnen wieder aufzuhelfen, sondern um es ebenso zu machen, wie hier der Kanonier.

Zur Ehre des Soldatenstandes hätte ich vielleicht diese traurigen Thatsachen verschweigen sollen, doch habe ich es mir zur Pflicht gemacht, alles zu erzählen, was ich erlebt und gesehen habe. Es ist mir das sogar ein gewisses Bedürfnis,

denn ich hoffe, wenn ich es einmal zu Papier gebracht habe, werde ich nicht mehr so oft daran denken. Anderweitig muß ich aber auch sagen, daß wenn Abscheulichkeiten begangen wurden, es doch auch nicht an Zügen fehlte, die von kameradschaftlichem Geiste zeugten und die Truppe ehrten. So habe ich z. B. gesehen, wie ein verwundeter Offizier mehrere Tage lang unter den größten Mühsalen von seinen Leuten auf den Schultern getragen wurde.

Am Ausgang des Waldes begegneten wir gegen hundert gut berittenen, neu bekleideten Lanciers. Sie waren von Smolensk, welches sie nie verlassen hatten, zu unserer Nachhut geschickt worden. Diese Leute erschraken sichtlich, als sie uns so elend und abgerissen sahen, und wir unsererseits waren überrascht, sie in so vortrefflicher Verfassung zu finden. Viele Soldaten liefen wie Bettler hinter ihnen her in der Hoffnung, ein Stück Brot oder Zwieback zu erhalten.

Außerhalb des Gehölzes machten wir Halt, um auf die zu warten, welche die Kranken führten. Ein traurigeres Bild kann man sich nicht vorstellen, denn alles, was man diesen Unglücklichen von der Hoffnung auf baldige bessere Zeiten, von guten Quartieren und Verpflegung sagte, ließ sie vollständig stumpf und gleichgültig; sie waren wie Automaten, die ihre Beine bewegten, solange man sie führte und stehen blieben, sowie man sie losließ. Die armen Menschen hatten, abgesehen von ihrer körperlichen Schwäche auch zum Teil am Verstande gelitten und Zehen und Finger durch den Frost verloren.

In solcher Verfassung sahen wir endlich zu unserer Linken den Dnjepr wieder und bemerkten auf dem andern Ufer Tausende, die auf dem Eis den Fluß schon überschritten hatten, und jetzt so rasch sie es vermochten, liefen, um ein ihnen in der Ferne sichtbar gewordenes Dorf zu erreichen. Nachdem

wir uns mühselig noch eine Stunde weitergeschleppt hatten, kamen wir endlich abends zu Tode erschöpft am Ufer des verhängnisvollen Dnjepr an, gingen sofort hinüber und befanden uns nun unter den Mauern von Smolensk.

Ungeordnete Tausende aller Korps und aller Nationen warteten schon lange hier an den verschlossenen Thoren. Man hatte bis jetzt Anstand genommen diese führerlosen, wüsten Massen einzulassen, denn nicht mit Unrecht befürchtete man, daß dieselben sich sogleich auf die Magazine werfen und die geringen Vorräte plündern würden. Man hatte dagegen erst Vorkehrungen treffen müssen. Mehrere Hundert der Wartenden hatte inzwischen der Tod ereilt und noch viele waren ihm nahe.

Erst als wir, d. h. das Gardekorps, dessen Verbände sich noch ziemlich geschlossen erhalten hatten, eingetroffen waren, wurden die Thore geöffnet und wir zogen ein.

Kurz zuvor war bekannt gemacht worden, daß Lebensmittel nur an Kommandos der Regimenter verabfolgt, einzeln erscheinende Leute aber unbedingt abgewiesen werden würden. Dies hatte zur Folge, daß sich das Durcheinander der verschiedenen Truppenteile noch vor dem Einrücken etwas klärte, d. h. die zu einem Regiment gehörigen Mannschaften sich nach Möglichkeit zu sammeln strebten. Führerlos wie sie waren, erwählten dieselben alsdann aus ihrer Mitte einen Vertrauensmann, der den Empfang und die Verteilung der Viktualien leiten sollte. Auf diese Weise wurde wenigstens einige Ordnung erreicht. Die Abgefertigten zerstreuten sich meist sogleich wieder eiligst nach allen Seiten, um ein Unterkommen für die Nacht zu suchen. Wir, die kaiserliche Garde, mußten aber, trotz unserer großen Erschöpfung, noch einen höchst mühseligen Marsch durch die ganze Stadt und über eine ziemlich steile, gänzlich vereiste Anhöhe machen, bei deren Ersteigung

die Schwächsten fortwährend ausglitten und hinfielen, sodaß wir sie zum Teil tragen mußten.

Endlich erreichten wir todesmatt die uns zu Quartieren angewiesene Vorstadt; sie war bei dem am 15. August stattgehabten Bombardement in Brand geraten und bestand fast nur noch aus Ruinen von Häusern. Dieselben boten indessen immerhin noch einige schützende Räume, in deren besten wir zunächst die Kranken und Verwundeten unterbrachten.

Unsere Hoffnung war gewesen, in eine Stadt zu kommen, in welcher wir uns bis zum Frühjahr würden erholen können. Wie anders aber hatten wir es getroffen. Das ersehnte Smolensk war nur noch das Skelett einer Stadt. Die Holzhäuser waren bis auf den Erdboden zu Asche verbrannt, und von den vorhandenen Steinhäusern standen meist nur noch die Mauern. Ebenso sah es in den Dörfern der Umgegend aus. Stadt und umliegende Ortschaften existierten eigentlich nur noch dem Namen nach.

Bei Dunkelheit erwies es sich bald als gefährlich, den großen Brandplatz zu durchschreiten. Der Schnee hatte die Brandstellen überdeckt und ließ bei vielen auch nicht die Spur davon entdecken. Ahnungslos ging man darüber hinweg. Trat dabei einer unglücklicherweise auf einen vom Schnee verschütteten Keller oder sonstigen Tiefraum, so versank er und kam in der Tiefe um. Gar mancher erlitt dieses Schicksal.

An Nahrungsmitteln hatte bald nach unserer Ankunft jeder etwas Mehl und Zwieback erhalten. Ein Teil kochte sich daraus einen Brei, ein anderer Teil backte sich Brotfladen in der Asche. Die meisten verschlangen das Gebäck halb gar, und diese Gier strafte sich in schweren Erkrankungen. Ich für meine Person machte mir eine Suppe. Seit dem 1. November hatte ich keine solche mehr genossen; sie war

dick wie Morast, schadete mir aber nichts. Mein Magen war also noch gut.

Nach kurzer Ruhe packte mich die Sehnsucht, meinen besten Freund, den Sergeanten Grangier aufzusuchen, von dem ich gehört hatte, daß er als Bedeckung eines Gepäckwagens des Marschalls Bessières vorausmarschiert, und schon seit zwei Tagen in der uns entgegengesetzten, am Dnjepr liegenden Vorstadt einquartiert worden war. Sieben Jahre ununterbrochenen Zusammenseins hatten ein wahrhaft brüderliches Verhältnis zwischen uns erzeugt. Alles was wir besaßen, gehörte dem einen so gut wie dem andern, selbst unsere Kasse war stets eine gemeinschaftliche gewesen.

Ohne Zweifel hatte er sich vor unserm Einrücken gut verproviantiert, ich durfte also auch hoffen bei dem guten Jungen einen rechtschaffenen Bissen und vielleicht auch einen lang entbehrten guten Tropfen vorzufinden. Trotz Kälte und Schneetreibens machte ich mich somit auf, und ging den ganzen Weg durch die Stadt, den wir gekommen waren, zurück.

So gelangte ich auch wieder an die Thorwache, die eine Abteilung Badenser unter einem Offizier besetzt hatte. Ich hielt mich hier eine Weile auf, sah, wie noch viele vereinzelte Leute langsam über das Eis angehumpelt kamen und hörte vom jenseitigen Ufer Hilferufe herüberschallen. Dies veranlaßte mich, den wachhabenden Offizier, einen noch jungen Mann, der zum Glück französisch sprach, anzureden und ihn zu bitten, den Hilferufenden Beistand zu senden. Er entgegnete mir, daß er seit unserer Ankunft fast noch nichts anderes gethan hätte als Hilfe zu leisten, und sein Wachgebäude schon so mit Kranken und Verwundeten überfüllt wäre, daß seine Mannschaften kaum mehr Platz hätten.

Auf meine Bitte schickte er jedoch gleich drei Mann ab, die bald mit einem alten Gardechasseur à cheval zurückkehrten,

den sie unter den Armen stützten. Dem Aermsten waren beinahe alle Zehen abgefroren; er hatte sie mit einem Stück Fell umwickelt. Lange Eiszapfen hingen an seinem Bart. Er wurde ans Feuer gesetzt, wo er sofort ganz gotteslästerlich auf den russischen Kaiser, das ganze Moskowiterland und den Russengott zu fluchen anfing. Gleich darauf erkundigte er sich, ob Branntwein verteilt worden wäre, und als ich dies verneinte und hinzufügte, daß es überhaupt keinen zu geben scheine, sagte er ganz gebrochen: „Dann bleibt mir nichts übrig als zu sterben!“

Der junge deutsche Offizier brachte es nicht über das Herz den alten Kriegsmann so leiden zu sehen. Er faßte unter seinen Mantel, zog eine Flasche Branntwein hervor, und reichte sie ihm hin: „Da, nehmt einen Schluck!“ — Der Alte nahm die Flasche, hielt sie einen Augenblick vor seine Augen gegen das Feuer und setzte sie dann an. Mit einem lang gezogenen: „Ah! — das thut gut!“ gab er sie zurück und fuhr gleich fort: „Verdammt, wenn ich Ihnen das je vergesse, ich danke Ihnen mein Leben und wenn je das Ihrige in Gefahr ist, und ich kann es mit meinem Leben retten, so will ich ewig in der Hölle dürsten, wenn ich's nicht blindlings thue. Das sagt Ihnen Roland, Chasseur à cheval der alten Kaisergarde, freilich jetzt sozusagen ohne Füße, der aber, erst wieder mit vier festen Beinen unter sich, noch seinen Mann so gut wie einer stellen wird.“

Hierauf legte er seinen Tornister vor sich und entnahm demselben ein geröstetes Stück von einer Pferdelende. Indem er davon zuerst dem Offizier und dann mir anbot, sprach er kräftig einbeißend weiter: „Wär's nicht der Hunger, keinen Bissen könnt' ich davon herunter würgen, denn das Stück ist von meinem treuen Tier, das mich Jahre lang getragen. Vor drei Tagen machte ich seinen Qualen durch einen Schuß ein Ende.“

Der Offizier reichte ihm noch einmal die Flasche und bat ihn, sie zu behalten. Da wußte der Alte gar nicht wie ihm geschah. Er überbot sich in Versicherungen ewiger Dankbarkeit und wurde, nachdem er hintereinander noch mehrere Schluck genommen, immer redseliger. Er erzählte von Aegypten und was er da durchgemacht, und schloß endlich, indem er rief: „Zum Teufel, das war aber alles nichts gegen hier. Na, jetzt kann man ja aber hoffen, daß unsere Leiden ein Ende haben, denn man sagt doch, daß wir bis zum Frühjahr hier in Quartier bleiben sollen und dann, ah dann wollen wir blutige Revanche nehmen!“

Der Aermste, wenn er geahnt hätte, was alles noch folgen sollte!

Es war schon elf Uhr vorüber, doch hatte ich die Hoffnung, meinen Freund zu finden, noch nicht aufgegeben. Ich fragte den Offizier der Wache, ob er mir Auskunft über die Richtung geben könne, die ich zu dem Quartier des Marschalls Bessières einschlagen müßte. Er wies mir die Gegend, indessen sei es, daß er selbst nicht genau Bescheid wußte, oder ich ihn falsch verstanden hatte, kurz, der Weg wurde immer schlechter, ich kam immer tiefer in den Schnee und ermüdete bald so, daß ich meine Exkursion bereute und schon im Begriffe war umzukehren, um die Suche morgen zu erneuern, als ich in kurzer Entfernung hinter mir Schritte hörte, und bald einen Badenser erkannte, der auf der Schulter ein Fäßchen trug, welches mir gerade so aussah, als müßte es Branntwein enthalten. Ich rief ihn an, erhielt aber keine Antwort, er wandte sich vielmehr seitwärts einen ziemlich steilen Abhang hinab. Als ich ihm folgte, lief er schneller und ich natürlich auch, dabei kam ich jedoch ins Gleiten, fiel hin, rollte unaufhaltsam die Böschung hinunter und traf mit dem Fäßchenträger zugleich an einem Keller zusammen, dessen Thür das Gewicht meines Körpers

aufriß, und in den ich als erster mit voller Wucht hinein polterte.

Ich war halb betäubt von dem Fall, unterschied aber doch ein wüstes Geschrei und bemerkte mindestens zwölf Franzosen, Deutsche und Italiener, die auf Stroh um ein Feuer lagen. Mir wurde sofort klar, daß ich hier unter eine jener Banden geraten war, deren sich seit einiger Zeit viele gebildet hatten, und die der Armee vorauszogen, sich an entlegenen Stellen versteckten, nach dem Eintreffen der ermüdeten Truppen ihre Schlupfwinkel in der Nacht verließen, in die Biwaks schlichen, dort raubten, was ihnen erreichbar wurde und dann mehrere Stunden vor Aufbruch der Truppen ihren Weg fortsetzten.

Während ich noch an der Kellertreppe lag, trat einer der Kerls mit einem Feuerbrand an mich heran und beleuchtete mich. Beim Erblicken des kaiserlichen Adlers auf meinem Tschako schrie er höhnisch: „Ah! Ah! kaiserliche Garde? Große Ehre!“ worauf die andern sofort: „Raus mit ihm! Raus mit ihm!“ riefen. Verdutzt, aber durchaus nicht eingeschüchtert von dem Geschrei, erhob ich mich und sagte, da der Zufall oder das Glück mich einmal zu ihnen geführt hätte, möchten sie mir auch erlauben, bis zum Morgen bei ihnen zu bleiben. Aber der Mensch mit dem Feuerbrande, welcher der Anführer der Bande zu sein schien, wollte davon nichts wissen, riet mir in befehlendem Tone mich auf der Stelle zu packen und seine Spießgesellen wiederholten ihren Ruf: „Raus! raus!“ Ein Deutscher legte sogar Hand an mich, ich versetzte ihm aber einen Faustſtoß vor den Magen, daß er die Erde mit seiner ganzen Länge maß. Der Anführer lachte aus vollem Halse über den Purzelbaum des Deutschen und meinte, es wäre ihm ganz recht geschehen, denn einem deutschen Krautkopf käme es nicht zu, Hand an einen Franzosen zu legen.

Da ich hiernach den Anführer für mich gewonnen zu

haben glaubte, erklärte ich entschlossen, nicht vom Platze zu weichen, lieber wolle ich mich töten lassen als draußen erfrieren. Es waren zwei Frauen da, von denen die eine ein gutes Wort für mich einzulegen suchte, rohe Flüche und unflätige Schimpfworte brachten sie aber alsbald zum Schweigen und der Anführer bedeutete mir, ich solle es nicht darauf ankommen lassen, daß er etwa Hand an mich legen müßte, ich würde sonst schneller herauskommen, als mir lieb sein dürfte und bei meinem Regiment würden sie sich auch schon wundern, wo ich wäre. Ich fragte nun, warum er und seine Leute denn dann nicht auch zu ihren Regimentern gingen, wenn er sich solche Sorge um mich mache, worauf er grob erwiderte, das ginge mich nichts an, vorläufig wäre er hier in seinem Hause und ließe sich nicht stören, sie würden später schon auch noch gehen. „Nun,“ entgegnete ich, „so laßt mich wenigstens eine halbe Stunde bei euch, damit ich mich wärmen und mir mein Fußzeug in Ordnung bringen kann.“

Nach einigem Besinnen bewilligte mir der Kerl das, wies aber gleichzeitig einen Tambour, der wohl der zweite nach ihm im Kommando sein mochte, an, zu überwachen, daß ich die Zeit inne hielte.

Hierauf setzte ich mich und fragte, ob einer mir etwas zu essen, besonders aber einen Schluck Branntwein verkaufen wolle. Keiner machte jedoch dazu Miene, ich bekam nur die Antwort: „Wenn wir Branntwein hätten, würden wir ihn selbst trinken!“

Indessen bemerkte ich, wie der Tambour mit einigen heimlich flüsterte und gleich darauf fragte er mich, ob ich Fünffrankstücke in Gold besäße, um Branntwein bezahlen zu können. Ich leugnete das nicht.

Im nächsten Augenblick erregte die Frau, die vorher für mich gebeten hatte, meine Aufmerksamkeit, weil sie in gebückter

Stellung um mich herum etwas zu suchen schien. Ich wandte mich ihr deshalb zu und hörte sie flüstern: „Fliehen Sie, sonst werden Sie umgebracht. Seit Wjasma schleppt mich die Bande wieder meinen Willen mit sich. Ich flehe Sie an, kommen Sie mit Soldaten und retten Sie mich!“ Ich hatte eben auf eine leise Frage noch von ihr erfahren, daß die andere Frau eine Jüdin sei, als eine rauhe Stimme aus dem Hintergrund des Kellers ihr zurief: „Halt's Maul, du Kröte, und schere dich da fort. Sprich, was hast du gesagt?“

Sie erwiderte, daß sie mir nur einen Juden genannt hätte, bei dem ich vielleicht noch Branntwein bekommen würde und schlich dann in einen Winkel.

So hatte ich mich also nicht getäuscht, ich war in eine richtige Mördergrube geraten. Kurze Zeit blieb ich noch sitzen, stand dann auf, näherte mich wie zufällig der Thür und ging hinaus. Man rief mich zurück und schrie mir nach, ich könne bis zum Morgen bleiben und schlafen, ich hielt mich indessen mit einer Antwort nicht auf und suchte den Ausgang ins Freie. Hierbei fand ich mein Gewehr wieder, welches mir bei dem Sturze entfallen war, konnte mich aber gar nicht orientieren. Indem ich noch überlegte, nach welcher Seite ich mich wenden müsse, kam der Badenser, welcher das Fäßchen getragen hatte, um mich noch einmal aufzufordern zurückzukehren, ich ließ mich aber nicht darauf ein und sagte, daß ich doch fürchtete, meine Abwesenheit könnte bei der Kompagnie bemerkt werden, er möchte mir deshalb den Gefallen thun und mich auf den Weg bringen. Er that das endlich nach wiederholtem Bitten und führte mich durch ein Gewirr von Häusertrümmern und dann einen Abhang hinauf. Auf diesem angekommen drehte er mich, um wie er sagte mich zu orientieren, einigemal nach den verschiedenen Seiten, ich merkte aber wohl, daß er das nur that, um mich die

Richtung nach dem Keller verlieren zu lassen. Indessen ich hatte mir unterwegs genügend Merkmale eingeprägt, um sie wieder zu finden, da ich mir fest vorgenommen hatte, bei Tage mit der nötigen Zahl Mannschaften einen kleinen Ueberfall zu machen und nicht allein die Frau zu retten, sondern mich auch nach der Herkunft der verschiedenen Mantelsäcke zu erkundigen, die ich in der Räuberhöhle bemerkt hatte.

Sechstes Kapitel.

Eine unruhige Nacht. — Abmarsch von Smolensk. — Schlacht bei Krasnoi.

Mein Führer war, ohne daß ich es gemerkt hatte, auf einmal verschwunden, so daß ich mich wiederum nicht zurechtzufinden wußte. Ich bereute es jetzt sehr, mein Quartier verlassen zu haben. Doch ein Entschluß mußte gefaßt werden, und da es kurz vor meiner unfreiwilligen Landung im Keller aufgehört hatte zu schneien, spähte ich umher, ob ich vielleicht meine Fußstapfen noch finden könnte. Es dauerte auch nicht lange, da erkannte ich die Stelle wieder, wo ich den Badenser getroffen hatte. Um aber sicher zu sein, dieselbe auch bei Tage wieder zu erkennen, stieß ich mit meinem Gewehrkolben zwei große Kreuze in den Schnee.

Es mochte Mitternacht vorüber sein, denn ich hatte in dem Keller wohl gegen eine Stunde zugebracht. In der Zeit hatte die Kälte beträchtlich zugenommen.

Zu meiner Linken bemerkte ich viele Lagerfeuer, wagte es aber nicht darauf zuzugehen, aus Furcht, in verschneite Löcher zu fallen und darin umzukommen. So schritt ich, fort-

während mit den Füßen tastend und den Kopf weit vorgestreckt, weiter. Der Weg führte seit einiger Zeit bergab und war plötzlich von Kanonen versperrt, die man wahrscheinlich auf dem Wall hatte aufstellen wollen. Unten angekommen war die Dunkelheit so groß, daß ich keinen Weg mehr zu erkennen vermochte. Ich setzte mich deshalb auf eine Lafette um auszuruhen und zu überlegen, nach welcher Seite ich mich wenden müßte.

In dieser peinlichen Lage, mein Gewehr zwischen den Beinen, den Kopf in beide Hände gestützt, hörte ich gerade in dem Augenblick, wo ich im Begriffe stand, einzuschlafen, um nie wieder aufzuwachen, ganz wunderbare Klänge. Ich fuhr auf, tief erschüttert in dem Gedanken an die Gefahr, die über mir geschwebt, als ich mich bei solcher Kälte vom Schlummer hatte überraschen lassen. Darauf lauschte ich mit schärfster Aufmerksamkeit auf die Wiederholung der Töne, es blieb aber alles still. Ich glaubte also geträumt oder vom Himmel eine Warnung erhalten zu haben, und setzte mit neuem Mut auf gut Glück vorsichtig meinen Weg fort.

Endlich, nachdem ich mehrmals in Gefahr gewesen war die Beine zu brechen, hatte ich die schlimmste Stelle überwunden und ruhte einen Augenblick um Atem zu schöpfen. Da auf einmal schlugen dieselben Töne, die mich vorher erweckt hatten, wiederum an mein Ohr und ließen mich von neuem gespannt horchen. Was ich hörte war Musik, waren die feierlichen Klänge einer Orgel, welche aus der Ferne zu dieser mitternächtigen Stunde in meine Einsamkeit bringend, einen nicht zu beschreibenden Eindruck auf mich machten. Eine kleine Weile lausche ich noch wie gebannt, dann aber eile ich, alle Müdigkeit vergessend, der Richtung der Klänge nach. Hastig ersteige ich eine vor mir liegende Rampe, doch oben angekommen halte ich nach wenigen Schritten plötzlich er-

schrocken inne, denn, noch einen Tritt vorwärts und ich wäre von der Höhe des Festungswalles mindestens fünfzig Fuß jäh zum Dnjepr abgestürzt. Nur der Schein eines am Ufer desselben befindlichen Feuers hatte mich vor dem Tode bewahrt.

Ich wich zurück und blieb einen Augenblick aufatmend und horchend stehen, doch von den Tönen war nichts mehr zu vernehmen. Mich nunmehr aufs Geratewohl nach links wendend, hatte ich das Glück, bald wieder gebahnten Weg zu finden. Ab und zu stand ich immer wieder still um zu lauschen, da sich jedoch nichts mehr als das leise Pfeifen des Windes hören ließ, überredete ich mich schließlich, daß mir meine Einbildung einen Streich gespielt haben müßte. Wer in aller Welt von uns sowohl, wie von den wenigen in der Stadt verbliebenen Einwohnern hätte auch bei der trostlosen Lage, in der wir uns befanden, auf den Einfall kommen sollen, zu musizieren und nun gar zu so später Nachtstunde. Das war kaum denkbar.

Versunken in Betrachtungen hierüber fürbaß wandernd, stieß mein erfrorener rechter Fuß gegen einen harten Gegenstand, so daß ich längelang mit einem Schmerzensschrei hinschlug und zwar, wie ich trotz der Dunkelheit erkannte, auf einen Leichnam, denn mein Gesicht lag auf dem der Leiche. Schaudernd stand ich auf und sah nun, daß der Tote ein Dragoner war. Der Schrei, den ich ausgestoßen hatte, wurde zu meinem Erstaunen beantwortet: „Kommst du endlich! ich habe schon lange auf dich gewartet!"

Aufs angenehmste überrascht hier, wo ich ganz allein zu sein glaubte, jemand zu finden, schritt ich, hin und wieder rufend, auf die mir stets antwortende Stimme zu. Je näher ich ihr kam, desto bekannter erschien sie mir. Endlich wußte ich, wem sie angehörte und ich rief: „Beloque! bist du es?" Ein freudiges: „Ja!" kam zurück, und gleich darauf trafen

wir aufeinander. Beloque war ein alter Freund von mir und stand, wie ich, bei den Gardejägern. Er hatte mich für einen Gefreiten gehalten, den er fortgeschickt hatte, um Leute zum Transport von zwei Kranken seiner Kompagnie zu holen, die beim Einmarsch in die Stadt am Thore zurückgelassen worden waren. Beauftragt, sie mit dem Gefreiten zusammen später nachzubringen, hatte er, um die eisbedeckte Anhöhe, welche die Truppen hinauf marschierten, zu vermeiden, den bequemeren Weg um die Umwallung gewählt, auf diesem längeren Wege waren aber die Kranken dann auf der Stelle, wo wir uns trafen, zusammengebrochen und lagen jetzt hier im Schnee.

Ich erzählte ihm nun mein Abenteuer im Keller und wie ich mich verirrt hatte, von der Musik aber wagte ich nichts zu sagen, um nicht am Ende hören zu müssen, ich wäre krank. Er bat mich, bei ihm zu bleiben, was ich gern that, da ich es mir schon vorgenommen hatte. Dann fragte er, warum ich so geschrieen hätte und als ich ihm das gesagt und erwähnt hatte, wie ich mit meinem Gesicht gerade auf das des Toten gefallen wäre, meinte er: „Da hast du also vor Grauen geschrieen, armer Kerl?“ „Nein das nicht,“ erwiderte ich, „aber ich schlug mich ganz niederträchtig.“ „Na siehst du, das war doch ein Glück,“ scherzte er, „denn hättest du nicht so geschrieen, dann würdest du mich nicht getroffen haben.“

Während wir bei solchem Geplauder, in Erwartung der Träger hin und her schritten, um uns zu erwärmen und die auf einem Fell dicht aneinander liegenden beiden Kranken schon wie Sterbende röchelten, ließ sich plötzlich die geisterhafte Musik aufs neue hören, aber viel näher. Ich machte Beloque darauf aufmerksam und gestand ihm nun, daß ich die Klänge jetzt schon zum drittenmal vernähme, worauf er mir erwiderte, daß es ihm ganz ebenso erginge, er hätte je-

doch zwischendurch auch einen Höllenlärm zu unterscheiden vermocht und wenn der von Menschen ausgegangen wäre, die sich belustigten, so müßten sie rein vom Teufel besessen sein. „Uebrigens," fügte er bedrückt und leise hinzu: „weißt du, lieber Freund, mir sind diese Klänge unheimlich, sie haben etwas wie Grabmusik, paß' auf, in einigen Tagen werde auch ich sterben, gerade so wie diese armen Menschen da!" wobei er auf die beiden im Schnee liegenden Unglücklichen zeigte. „Nun aber," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „Gottes Wille geschehe! wenn man nur hier nicht gar so viel leiden müßte, ehe der Tod kommt." Ich erwiderte nichts, denn die Orgeltöne in Verbindung mit unserer Umgebung konnten schon solche Gedanken erwecken.

Wir lauschten in düsterem Schweigen; endlich unterbrach Beloque dasselbe wieder, indem er flüsterte: „Ich weiß nicht, mir scheint es immer, als käme die Musik von oben." Er hatte recht, es klang in der That so, als wäre sie über unsern Köpfen. Plötzlich verstummte sie wieder und gleichzeitig durchdrang die unheimliche Stille ein tief schmerzlicher Seufzer; es war der letzte des einen der beiden Leute, die wir hier bewachten.

Kurze Zeit hierauf traf der Gefreite mit acht Mann ein; der noch lebende Kranke wurde aufgenommen und wir schritten der Stadt zu.

Es war zwischen ein und zwei Uhr morgens; die Kälte hatte etwas nachgelassen, aber ich war so erschöpft, daß ich vor Müdigkeit beinahe taumelte und Mühe hatte, mit Beloque, der mich unter den Arm genommen hatte, gleichen Schritt zu halten.

Endlich kamen wir an einen Punkt, wo unsere Wege sich trennten und ich wieder allein weitergehen mußte. Beloque hatte mir über den von mir einzuschlagenden Weg einige An-



Vernagelung der Geschütze in Smolensk auf dem Rückzuge.

weisungen gegeben. Völlig schlaftrunken, fast mit geschlossenen Augen stolperte ich vorwärts. Da auf einmal reiße ich sie weit auf, denn klarer denn zuvor hebt abermals das Orgelspiel an und gleichzeitig sehe ich in der Richtung desselben einen hellen Schein. Ich schreite neu belebt auf diesen zu, doch da der Weg bergab führt, verschwindet er wieder meinem Auge. Dem Schall der Töne folgend gelange ich endlich an Häusertrümmern vorbei an eine niedrige Mauer, innerhalb welcher ich nun eine erleuchtete Kirche erkenne, aus der das Orgelspiel herausdringt.

Um nicht durch das Suchen nach einem Eingang noch mehr zu ermüden, klettere ich auf die Mauer und sondiere mit meinem Gewehr die andere Seite. Da die Höhe nur zwischen drei bis vier Fuß beträgt, springe ich hinunter, merke aber sogleich, daß der Boden voller Unebenheiten ist. Mein Gewehr als Stütze gebrauchend, wird mir schon nach wenigen Schritten klar, daß ich fortwährend auf Leichen trete, die nur leicht vom Schnee bedeckt sind. Meine im Schnee einsinkenden Füße bleiben häufig zwischen den Armen und Beinen der Toten stecken, die, wie ich allmählig erkenne, in geordneten Reihen liegen. Während dieses schaurigen Ganges klingt aus der Kirche ein Trauergesang. Ich glaube eine Totenmesse zu hören; mir bricht der kalte Schweiß aus, ich stürze fast besinnungslos vorwärts und gelange endlich an die Kirche, an deren Gemäuer gestützt ich weiter wanke, bis ich an eine offene Thür komme, aus welcher dicker Rauch dringt. Ich trete ein und befinde mich Gestalten gegenüber, die mir in dem dichten Rauch wie Geisterschatten erscheinen. Gesang und Orgel dauern fort, bis plötzlich eine der Gestalten auf mich zuspringt und ruft: „Da ist ja unser Sergeant!" — Das war mir eine große Beruhigung. Ich erkannte jetzt mehrere Soldaten der Kompagnie und zwar in sehr fröhlicher

Stimmung wie alle andern Anwesenden. In meiner Ueberraschung hatte ich noch kein Wort hervorgebracht, als mir auch schon einer einen silbernen Becher voll Branntwein brachte. Nun erriet ich, woher ihre Lustigkeit stammte; sie waren alle miteinander in angeheitertem Zustande.

Der Mann, welcher mich zuerst begrüßte, erzählte mir, daß sie beim Einrücken in die Stadt zur Arbeit kommandiert worden wären und der Zufall sie dabei die hierher gebrachten Sachen hätte entdecken lassen. Dieselben bestanden in einem Tönnchen Branntwein und einem Sack Reis, sowie verschiedenen Pelzröcken und Pelzmützen, die sie gleich angelegt hatten, nachdem sie ihrer Verabredung gemäß in der Kirche zusammengetroffen waren. Diese Vermummung in Verbindung mit dem zwischen mir und den Gestalten bei meinem Eintritt liegenden Rauch, hatte sie mir so geisterhaft erscheinen lassen, zumal bei dem gleichzeitigen, rauschenden Orgelspiel. Letzteres wurde von einem unter den Leuten befindlichen Regimentsmusiker ausgeführt, der sich immer während der Pausen, die er im Trinken machte, an das Instrument begab.

Um mich an der Beute teilnehmen zu lassen, erhielt ich eine prachtvolle Pelzmütze von schwarzem Fuchs und eine Portion Reis. Die Mütze setzte ich mir sofort auf, den Reis verpackte ich mir sorgfältig in meinen Tornister. Alsdann streckte ich mich auf ein Brett am Feuer nieder, um endlich zu schlafen. Kaum aber hatte ich es mir bequem gemacht, als ein Gerumpel, begleitet von Geschrei und Flüchen, vor der Thür hörbar wurde. Wir sahen nach was es gäbe. Es waren sechs Leute mit einem Wagen, der von einem elenden Gaul gezogen wurde. Auf dem Wagen befanden sich mehrere Leichen, die hinter der Kirche bei den andern im Schnee verscharrt werden sollten, da der Boden zu hart gefroren war, um ein Grab ausheben zu können. Die Leute

schimpften, wenn das so fortginge, würde man bald nicht mehr wissen, wohin mit den vielen Toten. Alle Kirchen, bis auf diese hier, wären als Lazarette in Anspruch genommen und von Kranken überfüllt, daß es aber aus Mangel an Personal unmöglich wäre, denselben die nötige Pflege zu gewähren, und die deshalb wie die Fliegen stürben. Sie baten bis zum Morgen bei uns bleiben zu dürfen, holten ihr Pferd herein, und legten sich dann nieder.

Hierauf schlief ich an dem warmen Feuer ziemlich gut, wenn auch häufig durch die Blutgier der Läuse gestört, die sich seit ihrer Einnistung bei mir noch nie so mobil gezeigt hatten. Bis jetzt, so lange ich in der Kälte im Freien geschlafen hatte, waren sie ziemlich friedlich gewesen, nunmehr aber in der behaglichen Wärme schienen sie die Gelegenheit schnell benutzen und mich fressen zu wollen.

Es war noch nicht hell, als ich durch einen Schrei geweckt wurde. Der Musiker, welcher an der Orgel zuletzt eingeschlafen war, hatte, als er nach seinem Erwachen die Treppe herunter zum Feuer gehen wollte, ein Bein gebrochen. Im Dunkeln hatte er nicht bemerkt, daß einige Stufen fehlten, die inzwischen als Feuerungsmaterial verwandt worden waren, und war herabgestürzt. Was aus dem armen Menschen später noch geworden, weiß ich nicht, er wird aber jedenfalls elend zu Grunde gegangen sein.

Am Morgen sah ich, wie meine Kameraden fast alle am Feuer standen und Fleisch rösteten. Ich fragte, woher sie es hätten und erhielt die Antwort, daß es von dem Pferde des Totenwagens stamme; sie hätten es geschlachtet, denn der Mensch müßte doch leben.

Eine Stunde später, als schon ein gutes Viertel des Pferdes verzehrt war, bemerkten die Leichenträger, die bis dahin geschlafen hatten, ihren Verlust. Sie tobten und drohten,

uns eine gute Suppe einbrocken zu wollen, wir aßen jedoch mit großer Gelassenheit weiter, und thaten, als ob uns das ganze Geschimpfe nichts anginge, indem wir uns nur ärgerlich über die Magerkeit und Zähigkeit des Fleisches äußerten. Die Leute verließen uns in voller Wut und verstopften aus Rache die Kirchenthür mit den Leichen, sodaß wir später unsern Ausweg über sie nehmen mußten.

Es war sieben Uhr, als ich es für die hier anwesenden vierzehn Mann des Regiments an der Zeit hielt, zurückzukehren. Ich sagte ihnen, daß ich sie in einem ordnungsmäßig geschlossenen Trupp nach Hause führen würde, und daß sie sich zurecht machen sollten. Nachdem das geschehen war, verließen wir die Kirche, die sich schon mit neuen Ankömmlingen, d. h. Kranken und andern Leuten zu füllen begann, welche die Nacht irgendwo zugebracht hatten und nun hier ein besseres Unterkommen zu finden gedachten. Die Leichen, welche den Eingang versperrten, störten sie in keiner Weise, sie stiegen achtlos darüber, als wären sie aus Holz.

Unterwegs erzählte ich meinen Leuten von der Räuberhöhle, in welche ich in der Nacht geraten war, und machte ihnen den Vorschlag, derselben einen Besuch abzustatten. Sie waren sofort sehr bereit dazu und wir lenkten somit unsere Schritte dorthin. Ich fand den Weg jetzt bei Tageslicht ohne große Schwierigkeiten und in kurzer Zeit standen wir vor der Kellerthür. Sie war verschlossen, und da auf unser Klopfen nicht geöffnet wurde, schlugen wir sie ein. Leider aber waren die Vögel ausgeflogen; wir fanden nur den Deutschen, der mich hatte herauswerfen wollen, doch lag er sinnlos betrunken da. Vollständig enttäuscht mußten wir wieder abziehen, denn auch die vielen umhergestreuten Mantelsäcke enthielten nichts mehr.

Auf unserm Wege hatte ich übrigens zu meinem Er-

staunen gesehen, daß ich während der Nacht bei all meinem ermüdenden Umherlaufen beständig nur die Kirche umkreist hatte.

Wie unüberlegt und thöricht meine Nachtwanderung gewesen, erfuhr ich jetzt auf dem Rückwege, denn kurze Zeit nachdem wir den Keller verlassen, sah ich einen Unteroffizier kommen, in dem ich auf der Stelle meinen gesuchten Freund erkannte. Ich fiel ihm um den Hals, die in der Zeit mit mir vorgegangene Veränderung ließ ihn aber mich nicht sogleich erkennen. Wir hatten einer den andern gesucht; er erzählte mir, daß er schon eine Stunde nach unserer Ankunft in Smolensk bei der Kompagnie nach mir gefragt hätte, um mich in sein Quartier abzuholen, wo er schon eine gute Suppe und ein Strohlager für mich vorbereitet hatte. Nun kam er mit zu mir und wir verlebten den ganzen Tag zusammen, während dessen er mir, ungesehen von andern, gebratenes Rindfleisch und ein Stück Brot zusteckte, über welches ich nach dreiundzwanzigtägiger Entbehrung wie ein Wolf herfiel.

Am nächsten Tage rückten wir schon um vier Uhr aus, um eine Viertelstunde von der Stadt eine Aufstellung zu nehmen, weil die Russen uns beunruhigten. Trotz furchtbar strenger Kälte verblieben wir dort bis zum hellen Morgen. Die folgenden Tage wiederholte sich ganz dasselbe.

Man sprach fortwährend von der Unmöglichkeit, noch länger in Smolensk verbleiben zu können, da wir weder genügendes Unterkommen, noch ausreichende Verpflegung gefunden hatten, doch warteten wir vergeblich auf den Befehl zum Abmarsch.

Endlich am 14. November morgens verließ der Kaiser mit den Grenadier- und Chasseurregimentern die Stadt und wir folgten als Nachhut. Hinter uns kamen dann noch die sehr zusammengeschmolzenen Korps des Prinzen Eugène und der Marschälle Davout und Ney. Nicht weit von dem kleinen Dorfe

Koruitnja lag ein tief eingeschnittener Hohlweg vor uns. Wir machten Halt, um die Artillerie zuerst durchzulassen. Ich suchte inzwischen Grangier und einen andern Kameraden auf und machte ihnen den Vorschlag, mit mir voraus zu gehen, statt beim Warten zu erfrieren. Auf der andern Seite angekommen, mußten wir jedoch wiederum eine Weile halten, ehe wir weiter konnten, und sahen in unserer Nähe drei Leute an einem toten Pferde. Zwei derselben mit blutbesudeltem Mund und Händen taumelten und schienen betrunken zu sein, der dritte lag über das Pferd gebeugt und versuchte mit seinen letzten Kräften in der Verzweiflung des Hungers in den steinharten Kadaver hinein zu beißen. Er starb, noch während wir da standen, in seiner Lage auf dem Pferde. Die beiden andern, die wir ansprachen, grinsten uns statt einer Antwort nur wie blödsinnig an, und setzten sich dann neben den eben Verschiedenen, wo sie wahrscheinlich eingeschlafen und nicht mehr erwacht sind.

Als wir Platz zum Weitergehen fanden, begaben wir uns etwas nach rechts, um vielleicht ein verlassenes Feuer zu entdecken, an dem wir unser Regiment erwarten könnten. Dabei fiel uns in kurzer Entfernung ein Husar auf, der wiederholte Anstrengungen machte sich aufzurichten, aber immer wieder umsank. Wir schritten zu seinem Beistand, als wir jedoch bei ihm anlangten, erkannten wir, daß es sein Todeskampf gewesen war; er rührte sich nicht mehr. So traf man jeden Augenblick auf Tote und Sterbende.

Während wir auf dem Felde zur rechten Seite der Straße mühsam unsern Weg fortsetzten, um an dem langen Zug der Artillerie vorbeizukommen, sahen wir an einen Baum gelehnt einen Mann bei einem kleinen Feuer sitzen, über welchem er in seinem Feldkessel Schnee schmolz; neben ihm lagen die Leber und das Herz eines Pferdes, welche Stücke

er, wie er erzählte, aus dem gefrorenen Körper nur dadurch hätte erlangen können, daß er den Bauch des Pferdes mit dem Bajonett zerrissen hätte. Da wir Reis und Grütze besaßen, schlugen wir ihm vor, uns zusammen zu thun und ein gemeinschaftliches Mahl zu halten. Ihm war das sehr recht und so kochten wir uns eine nahrhafte Suppe, die in Ermangelung von Salz mit einem Stück Zucker gewürzt wurde, welches Grangier spendete. Während sie am Feuer stand, rösteten wir an den Säbelspitzen Stücke von Leber und Nieren, die wir sehr wohlschmeckend fanden. Den Reis aßen wir halbgar dazu, da das Regiment inzwischen vorbeimarschiert war und wir ihm eilig nach mußten. Der Kaiser nächtigte an diesem Tage in Koruitnja und wir ein wenig dahinter in einem Walde.

Am nächsten Morgen wurde ganz früh aufgebrochen, um Krasnoi zu erreichen. Während des Marsches stieß die Vorhut auf 25000 Russen, die uns den Weg sperrten. Sie wurden zuerst von vereinzelt marschierenden Leuten bemerkt, die sich größtenteils zu den ihnen folgenden Truppen zurückzogen; andere, die kräftiger oder mutiger waren, vereinigten sich aber und boten dem Feinde Trotz. Manche stürzten sich sogar aus Verwegenheit oder Lebensüberdruß dem Feinde blind entgegen.

Die vordersten Regimenter rückten sogleich in dichten Kolonnen zum Angriff vor. Der Feind wartete diesen aber nicht ab, sondern zog sich, den Weg frei machend, auf die Höhen zur Linken der Straße, von denen aus er einige Kanonenschüsse abgab. Der Geschützdonner belebte alles und wir in der Nachhut machten doppelte Schritte, um nach vorn zu kommen. Wir trafen in der formierten Gefechtslinie ein, als gerade einige Geschütze von uns auffuhren. Gleich nach ihren ersten Schüssen verschwand der Feind hinter den Höhen und wir setzten unsern Marsch ohne weitere Belästigung fort.

Zwei Stunden später erreichten wir Krasnoi und bezogen Biwak hinter der Stadt, in welcher der Kaiser inzwischen Quartier genommen hatte. Ich wurde mit fünfzehn Mann als Wache zum General Roguet kommandiert, welcher sich in einem elenden strohgedeckten Hause der Stadt untergebracht hatte. Ich erwählte einen Pferdestall als Wachhaus und pries mich glücklich, die Nacht unter Dach und Fach und an einem Feuer zubringen zu können. Meine Freude sollte aber nicht lange dauern.

Es waren Meldungen eingegangen, nach welchen wir ringsum, vorn, hinten und auf beiden Seiten vom Feinde umgeben waren, dessen Stärke man auf 90000 Mann schätzte. Vermutlich glaubten die Russen mit uns leichtes Spiel zu haben, der Kaiser indessen wollte ihnen zeigen, daß wir doch noch Zähne hätten und beißen könnten, denn wenn er auch sah, daß wir vor Hunger und Kälte starben, so wußte er doch auch, daß trotz allen Elends eins nicht in uns ersterben konnte, und das war der Mut und das Ehrgefühl. Müde, sich fortwährend von Barbaren und Wilden verfolgen zu lassen, beschloß er deshalb, diesen eine Lehre zu geben.

Noch am Abend erhielt General Roguet Befehl, den vor uns befindlichen Feind während der Nacht mit einem Teil der Garde anzugreifen. Er traf sogleich Maßnahmen, die feindliche Aufstellung in der Richtung auf zwei Dörfer rekognoszieren zu lassen, vor denen die Feuer eines großen Lagers zu erkennen waren.

Es mochte etwa ein Uhr sein, als der General mich rufen ließ und sagte: „Kehren Sie mit Ihrer Wache zum Regiment zurück, es wird bald zu thun geben; nur ein Gefreiter und vier Mann bleiben hier, um mein Quartier und die mir noch verbliebenen wenigen Sachen zu bewachen!“

Ich gestehe offen, daß dieser Befehl mir nichts weniger

als angenehm war, nicht etwa des in Aussicht stehenden Kampfes wegen, nein, das ganz gewiß nicht, aber der Schlag, meine Hoffnung vernichtet zu sehen, endlich die Ruhe genießen zu können, deren ich so dringend bedurfte, traf mich schwer. Ich ließ den Kopf ziemlich hängen, als ich meinem warmen Stall den Rücken kehrte.

Im Lager angekommen, fand ich schon alles beschäftigt, die Waffen in stand zu setzen und sich zum Aufbruch vorzubereiten. Jeder war voll Kampfesfreude. Gar manchen hörte ich sagen, wie er hoffe, nun das Ende seiner Leiden zu finden, denn mehr zu ertragen wäre ihm unmöglich.

Um zwei Uhr setzten wir uns in drei Kolonnen gegen das feindliche Lager in Marsch, und zwar eine auf die Mitte und je eine auf die Flanken desselben. Ich befand mich bei der ersteren Kolonne. Die Kälte war ebenso wie die Tage vorher und unser Marsch sehr beschwerlich, da wir auf dem freien Felde bis über die Kniee in den Schnee versanken.

Schon nach einer halben Stunde befand sich unsere Kolonne inmitten des Feindes, der uns jedenfalls zeitig bemerkt und danach seine Maßnahmen für unsern Empfang getroffen hatte. Von rechts, auf ungefähr achtzig Schritt, überschüttete uns eine lange Linie Infanterie mit einem mörderischen Feuer, links, in fast gleicher Entfernung, zeigte sich eine starke Kavalleriemasse aus Kürassieren mit schwarzen Kürassen bestehend, die wie die Wölfe heulten, aber nicht angriffen, und uns gerade gegenüber stand Artillerie, die mit Kartätschen schoß. Trotz dieses Feuers und der vielen Verluste, die wir hatten, drangen wir aber im Sturmschritt unaufhaltsam vorwärts und warfen die ganze vordere Linie auf ihr Lager, in welchem wir ein entsetzliches Blutbad mit dem Bajonett anrichteten.

Inzwischen hatten sich die weiter zurückliegenden feind-

lichen Truppen gesammelt und kamen ihren Vortruppen zu Hilfe. Der Kampf nahm nunmehr eine ganz andere Gestalt an. Der Feind wollte sehen und setzte sowohl sein Lager wie die beiden Dörfer in Brand. Der Schein der Feuersbrunst reichte weithin und zeigte uns jetzt auch unsere beiden Flügelkolonnen, die soeben auf den Flanken des Lagers einbrachen.

Bevor wir jedoch bis hierher gelangten, trug sich ein kurzer Zwischenfall zu, den ich doch nachholen will. Als wir mit schlagenden Tambours unsern ersten Angriff machten und der Feind vor uns her nach seinem Lager floh, kamen wir an mehreren Hundert Russen vorüber, die auf dem Schnee lagen und von uns für tot oder schwer verwundet gehalten wurden. Kaum aber waren wir eine Strecke an ihnen vorüber, als sie sich erhoben und uns ein solches Rückenfeuer gaben, daß wir kehrt machen und uns gegen sie wenden mußten. Unglücklicherweise für sie traf hinter ihnen aber zur selben Zeit noch ein ihnen unbemerkt gebliebenes Bataillon der Reserve ein, sodaß sie auf diese Weise zwischen zwei Feuer gerieten. Dies brachte ihnen in wenigen Minuten ihre völlige Vernichtung; kein Mann kam davon. Diese Kriegslist wandten die Russen häufig an, und zwar nicht immer, wie hier, ohne Erfolg.

Unter den ersten, die gleich im Anfang unseres Vorrückens fielen, befand sich übrigens auch Beloque, der zu mir in der Nacht, wo ich ihn bei Smolensk traf, von seinen Todesahnungen gesprochen hatte. Er erhielt einen Schuß durch den Kopf und war auf der Stelle tot.

Nachdem wir das Lager der Russen genommen und sie genötigt hatten, einen Teil ihrer Artillerie in einen See zu werfen, gelangten wir in das Dorf, wo sich eine Menge der Zurückgehenden in Häuser geworfen hatte, die zum Teil in

Flammen standen. Hier entspann sich ein Kampf größter Erbitterung Mann gegen Mann. Das Gemetzel war schrecklich; alle festen Verbände hatten sich gelöst; jeder kämpfte auf eigene Faust. Ein Teil des Regiments, bei dem auch ich mich befand, war nach dem Eindringen ins Dorf auf eine Art Gutshof gestoßen, in dessen geräumigem Gebäude und großem, von einer niedrigen Mauer umgebenen Hof sich viele Russen festgesetzt hatten. Wir schritten sofort zum Angriff und es gelang uns nach einiger Zeit, über die Mauer hinweg in das Innere des Hofes zu dringen. Was hier geschah, entzieht sich jeder Beschreibung. Schüsse fielen nur noch vereinzelt; hier arbeitete Kolben, Bajonett und Säbel. Der Schein der Feuersbrunst beleuchtete grauenvolle Scenen. Das war kein Gefecht mehr, das war ein Kampf wilder Bestien. Franzosen und Russen wälzten sich im Schnee und mordeten einander. In wildem Taumel verfolgte ich einen russischen Offizier, der nach hinten über die Mauer entfliehen wollte, da schlug ein Russe zwei Schritt von mir sein Gewehr auf mich an und drückte ab. Zum Glück versagte der Schuß. Im nächsten Moment lag er von meiner Kugel getroffen am Boden.

Inzwischen war den Russen im Hause das Feuer immer mehr auf den Leib gerückt, sie rösteten schon förmlich, und schickten deshalb einen Parlamentär, um sich zu ergeben. Der Oberst befahl das Schießen einzustellen, doch unsere Leute hörten nicht mehr. Ich teilte den Befehl einem Mann mit, der ins Bein verwundet dasaß und fortwährend feuerte. Er antwortete: „Was! das Schießen einstellen? mögen das andere thun, ich nicht; ich bin verwundet, kann nicht mehr fort und werde elend zu Grunde gehen, da will ich wenigstens noch meine Patronen verbrauchen.“ Es war nichts zu machen, der Kampf dauerte weiter, und als den Russen im Hause

keine andere Hoffnung blieb, dem Flammentod zu entgehen, als der Versuch sich durchzuschlagen, so brachen sie aus. Doch die ersten, die herauskamen, wurden sogleich niedergemacht und die noch folgenden zurückgetrieben. Keiner von diesen, gewiß über vierzig Mann, sah die Sonne wieder. Das Haus brach über ihnen zusammen und begrub alle unter seinen glühenden Trümmern.

Nach dieser furchtbaren Scene sammelten wir unsere Verwundeten und vereinigten uns alle um unsern alten Oberst, der so erschöpft und von den Leiden der letzten Zeit mitgenommen war, daß er augenblicklich nur gestützt durch seinen Adjutanten zu stehen vermochte. Er war der älteste Oberst des ganzen kaiserlichen Heeres und schon in Aegypten mitgewesen. Wir machten auf seinen Befehl jetzt eine Gefechtspause bis Sonnenaufgang. An andern Punkten dauerte inzwischen der Kampf noch fort. Das Schießen, untermischt mit Geheul und Geschrei, nahm kein Ende. Rings um uns stöhnten und wimmerten Verwundete und röchelten Sterbende.

Als es endlich hell wurde und wir sehen konnten, bot sich uns ein schauerlicher Anblick. Leichen über Leichen und dazwischen zu Krüppeln geschossene, gestochene und mit dem Kolben oder Säbel schrecklich zugerichtete Menschen. Ich erkannte auch den, der mich hatte erschießen wollen. Mein Schuß hatte ihn nicht getötet, und ich bemühte mich nun, ihn wenigstens in eine bequemere Lage zu bringen. Unser Bataillonskommandeur lag mit zerschmettertem Schenkel da; er starb nach zwei Tagen. Einige Regimenter hatten noch größere Verluste als wir. Hauptmann Débonnez, ein Bekannter von mir aus meiner Vaterstadt, der eine Kompagnie Gardevoltigeure befehligte, hatte ein Drittel seiner Mannschaft verloren.

Infolge dieses mörderischen Nachtgefechtes verließen zwar

die Russen die von ihnen innegehabte Stellung, setzten sich aber aufs neue nicht weit von uns fest. Wir verblieben den ganzen Tag und die Nacht vom 16. zum 17. auf dem Gefechtsfeld, während welcher Zeit wir in beständiger Bewegung erhalten und in der Nacht öfter alarmiert wurden, so daß von Ruhe keine Rede war und wir nicht einmal Zeit fanden uns am Feuer zu wärmen.

Am Morgen des 17. mit der ersten Dämmerung brachen wir auf und nahmen Stellung an der dem letzten Kampffelde entgegengesetzten Seite der Straße.

Wir konnten von da aus einen Teil der russischen Armee sehen, welche mit dem Rücken gegen ein Gehölz auf einer Anhöhe stand. Es wurden alsbald zwei Linien gebildet. Die hintere derselben, zu der ich gehörte, lehnte ihren linken Flügel an einen die Straße durchschneidenden Grund, in welchem ein Teil der Truppen gute Deckung fand, und den rechten Flügel an Krasnoi. In die vordere Linie, zweihundertfünfzig Schritt von uns, rückte ein Regiment der Jungen Garde, unter Befehl des Oberst Luron, und noch weiter rechts vorwärts ein Teil der Alten Garde, sowie die gesamte übrige Garde nebst Kavallerie und Artillerie, die an dem letzten Nachtgefecht nicht teilgenommen hatte.

Dieser ganze Aufmarsch vollzog sich unter dem feindlichen Geschützfeuer. Als er beendet war erschien der Kaiser. Er kam zu Fuß und begab sich festen Schrittes wie zu einer Parade nach der Mitte der Aufstellung, woselbst er seinen Standpunkt den feindlichen Batterien gegenüber nahm. Die Schlacht begann.

Das Rollen des Geschützfeuers glich einem ununterbrochenen Donner. Jede neue Lage des Feindes trug vielfachen Tod in unsere Reihen. Wohl rissen auch die wenigen Geschütze, die wir noch besaßen, beim Feinde große Lücken,

indessen bei der entgegenstehenden bedeutenden Uebermacht wurde bald manches unserer Geschütze zum Schweigen gebracht. Wir standen unter diesem verheerenden Feuer bis zwei Uhr nachmittags und unsere Leute empfingen den Tod ohne mit der Wimper zu zucken.

Während sich unsere Lage immer mehr verschlimmerte und unsere Zahl verringerte, bemerkten wir zu unserm Trost, daß Marschall Davout mit den schwachen Ueberresten seines Korps hinter uns erschien. Wir sahen ihn heranziehen umgeben von dichten Kosakenschwärmen, durch die er sich aber nicht aufhalten ließ, da sie ihn nicht angriffen. Gerade als ich hinüberblickte schlug eine der Kanonenkugeln, die uns galt, in seinen Troß und zwar in einen Marketenderwagen, auf dem eine Frau und ein paar Kinder saßen.

Noch war das Korps im Anmarsch, als die holländischen Grenadiere der Garde aus einer sehr wichtigen Position verdrängt wurden, welche die Russen sogleich stark mit Artillerie besetzten. Unsere ganze Stellung war dadurch unhaltbar geworden. Der Kaiser schickte zwar wiederholt Regimenter vor, die Position wieder zu nehmen, doch es gelang nicht. Den letzten Versuch machte das Voltigeurregiment des Oberst Luron. Diesem glückte es zwar, bis an den Fuß der Batteriestellung heranzukommen, hier aber wurde er durch Kavallerie aufgehalten. Zwei Attaquen schlug das Regiment, welches Carré formiert hatte, mit großen Verlusten für den Feind ab, bei der dritten brachte dieser aber zwei Geschütze mit, die das Carré öffneten. Hierauf in dasselbe eindringend, hatten die feindlichen Reiter leichte Arbeit, denn die unglücklichen, meist jungen Soldaten vermochten bei ihren erfrorenen Händen und Füßen keinen großen Widerstand zu leisten. Elf Mann kehrten zurück, alle andern waren getötet, verwundet oder gefangen genommen worden. Vor unsern Augen, ohne daß

wir zu Hilfe eilen konnten, wurden die Gefangenen unter Säbelhieben nach einem Gehölz geführt. Von Wunden bedeckt, geriet auch Oberst Luron und ein Teil seiner Offiziere in Gefangenschaft.

Gegen zwei Uhr hatten wir wohl ein Drittel unserer Gesamtstärke verloren. Schon seit einer halben Stunde hatte der Kaiser mit einigen Garderegimentern das Schlachtfeld verlassen und den Rückzug auf der großen Straße angetreten. Nur wir und einige kleine Abteilungen verschiedener Regimenter verblieben noch, um die mehr als 50 000 Feinde in zu starkem Nachdrängen aufzuhalten. Endlich befahl Marschall Mortier den Abzug. Wir vollzogen denselben in aller Ruhe und Ordnung, gefolgt von feindlicher Artillerie, die uns noch viel Schaden zufügte.

Unsere Leichtverwundeten nahmen wir mit uns, alle anderen mußten wir ihrem Schicksal überlassen. Es war dies aber nichts Leichtes für uns, denn als die armen, unglücklichen Menschen sahen, daß wir abmarschierten und sie vom Feinde umringt allein ließen, rutschten viele trotz Todesschmerzen uns nach, streckten die Hände zum Himmel und schrieen und flehten sie mitzunehmen. Jeder Augenblick konnte uns in dieselbe Lage bringen, doch was konnten wir thun? Hier hieß es Augen und Ohren verschließen und taub und blind gegen all den herzbrechenden Jammer weiterziehen.

Als wir die ersten Häuser von Krasnoi erreichten, standen dort zwei Geschütze am Wege, die auf die uns verfolgenden Russen feuerten. Die Bedienungs- und Bedeckungsmannschaft bestand aus etwa vierzig Mann, d. h. dem Rest der Brigade des Generals Longchamps, welcher bei den Letzten der Seinen zurückgeblieben war, um sie entweder zurückzuführen oder mit ihnen zu sterben.

Kaum hatte der General unsern Oberst bemerkt, als er

auf ihn mit offenen Armen zueilte. Sie waren alte Waffengefährten schon von Aegypten her und umarmten sich nun wie zwei Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten und gleichzeitig für immer von einander Abschied nehmen wollten. Mit Thränen in den Augen zeigte der General auf die beiden Geschütze und seine wenigen Leute und sagte: „Siehst du, das ist alles, was mir noch geblieben!" und mein alter Oberst nickte stumm.

Von diesem möchte ich, da sie mir gerade einfällt, hier eine kleine Geschichte einschieben. Es war ganz zu Anfang des Tages, zur Zeit, als wir unter dem Kanonenfeuer des Feindes in die uns angewiesenen Stellungen rückten. Der Oberst hielt es, da sich noch Truppen vor uns befanden, der besseren Deckung wegen, für zweckmäßig, einstweilen in Kolonnenformation zu bleiben, stellte aber, um für alle Fälle die schnelle Entwicklung des Regiments in Linie bewirken zu können, inzwischen die Fahnenträger und Flügelunteroffiziere als Points in der Linie auf, die zur Besetzung ausersehen war. Ich, als rechter Flügelunteroffizier des Regiments, hatte somit auch meinen Platz erhalten und gleichzeitig den Befehl, um besser gesehen zu werden, den Kolben des Gewehrs hoch zu halten und bis der Aufmarsch befohlen werden würde, auf meiner Stelle zu bleiben. So stand ich mit den andern lebendigen Markierpfählen wohl schon eine Stunde, während welcher sich die Verhältnisse gänzlich geändert und wir jeden Augenblick gehofft hatten zurückberufen zu werden; wir waren aber augenscheinlich vergessen worden.

Endlich hatten wir das Glück, daß ein kleiner Umstand unsere Erlösung herbeiführte. Dem Oberst war ein unabweisbares Bedürfnis angekommen. Lage und Ort waren der Befriedigung desselben allerdings wenig günstig, indessen die Sache pressierte. Der Alte zog sich eine Strecke hinter das



Miloradowitschs Angriff bei Krasnoi.

(15. Novbr. 1812.)

Regiment zurück, bot seinen Spiegel dem Feinde als Scheibe und vollendete in aller Ruhe das, was er zu thun hatte. Wenn ihn etwas genierte, so war es die Kälte, die Russen veranlaßten ihn zu keiner Eile. Beim Aufstehen einen befriedigenden Blick um sich werfend, ließ er die Hosen beinahe wieder fallen, als er plötzlich uns mit hochgehobenen Gewehrkolben noch immer auf unseren Plätzen gewahrte. Er schlug sich mit der Hand vor den Kopf und kommandierte wie auf dem Exerzierplatz; „Fahnenträger und Flügelunteroffiziere zurück! Eintreten!“ —

General Longchamps mußte, als die Russen immer näher rückten, seine beiden Geschütze im Stich lassen, da keine Bespannung mehr vorhanden war, sie zu ziehen. Er folgte unserm Rückzug, Kurze Zeit nachdem wir Krasnoi betreten hatten, traf der Feind mit einigen auf Schlitten befindlichen Geschützen vor demselben ein. Eine Kartätschkugel streifte leicht mein Gewehr und meine Schulter und schlug als letzten des Tages einen vor mir marschierenden Tambour tot.

Kutusow, der Oberbefehlshaber der russischen Armee, soll nach der Schlacht geäußert haben: „Es ist erstaunlich, welche Thatkraft sich die Franzosen trotz ihrer verzweiflungsvollen Lage bewahrt haben. Das Unglück scheint sie durchaus nicht verzagt, sondern im Gegenteil noch tollkühner gemacht zu haben gegen die sie zermalmenden Kanonen anzulaufen.“ Und der englische General Wilson, der bei den Russen die Schlacht mitmachte, nennt sie ‚die Schlacht der Helden‘, sicherlich aber nicht weil er dabei war, denn sein Wort paßt nur auf uns, die wir mit wenigen tausend Mann gegen 90000 Russen kämpften.

Krasnoi ist durch eine Schlucht geteilt, durch welche die Straße führt. Als wir dort angelangt waren, sahen wir im Grunde eine Herde toter Ochsen oder vielmehr nur deren

Köpfe, denn die Körper waren von Schnee bedeckt. Die Ochsen gehörten der Armee, waren aber hier, ohne ihr Ziel zu erreichen, an Hunger und Kälte zu Grunde gegangen. Ihre Augen standen offen, als wenn sie noch lebten.

Alle Häuser dieser erbärmlichen Stadt, sowie ein in derselben befindliches großes Kloster, lagen voller Verwundeter, die uns verzweiflungsvoll nachschrieen, als sie merkten, daß wir sie den Russen überließen.

Diese verfolgten uns übrigens jetzt nur noch sehr lässig. Einige Kanonen zu unserer Linken beschossen uns zwar noch, thaten uns aber keinen Schaden mehr, da wir in einem tief eingeschnittenen Hohlweg marschierten, über den die Kugeln weggingen. Anderweitig hielt unsere auf dieser Seite uns deckende Kavallerie den Feind ab, uns allzu nahe zu kommen.

Als wir die Stadt eine Viertelmeile im Rücken hatten, trat etwas mehr Ruhe ein. Wir zogen traurig und schweigend unsern Weg und dachten an unser Schicksal und das unserer unglücklichen Kameraden, die wir der Brutalität mitleidloser Wilden hatten überlassen müssen. Ein Rufen hinter uns ließ uns einige unserer leichter Verwundeten erkennen. Die Russen hatten sie ausgeraubt und dann fast nackt laufen lassen. Wir freuten uns so, sie noch mitnehmen zu können, daß jeder sich beeiferte, herzugeben was er konnte, um sie möglichst wieder zu bekleiden.

Der Kaiser übernachtete in dem kleinen Dorf Liadui. Der uns zugewiesene Lagerplatz lag etwas weiter hin. Ich trat beim Passieren des Dorfes in eine erbärmliche Hütte, in welcher ich ein Feuer bemerkte, um mich an demselben einen Augenblick zu wärmen. Zu meiner Ueberraschung und Freude fand ich hier meinen Landsmann, den Sergeanten Guignard mit einer ungarischen Marketenderin, die mich mit Griessuppe und einem Stück Pferdefleisch bewirteten, was mich

unendlich erquickte, denn ich hatte zwei Tage nichts gegessen und war äußerst schwach. Wir erzählten uns von den letzten Tagen, leider aber mußte ich bald wieder aufbrechen, um mich zum Regiment zu begeben, welches inzwischen schon sein Lager neben der Straße bezogen hatte. Die Nacht wurde wieder eine sehr schwere für uns, da es in großen feuchten Flocken schneite, die uns ganz durchnäßten, und wir nur wenig Feuer hatten.

Etwa um Mitternacht benachrichtigte mich ein Posten, daß ein Reiter die Straße entlang käme. Ich ging sogleich in Begleitung von noch zwei Mann mit ihm, und sah auch gleich einen Reiter mit einem Infanteristen, den er zu transportieren schien. Es war ein Gardedragoner, der, wie er mir sagte, um sich und seinem Pferde Lebensmittel zu verschaffen, unter dem Schutze der Dunkelheit, und angethan mit einem russischen Kürassierhelm ins feindliche Lager geschlichen war. Er hatte ein Bund Stroh und etwas Mehl erbeutet und außerdem einen ihm in den Weg gekommenen Posten niedergehauen und den Mann, welchen er mit sich führte, gefangen genommen.

Der brave Dragoner, er hieß Melet, blieb die Nacht über bei uns und sagte mir, um seiner selbst willen würde er sich solchen Gefahren nicht aussetzen, ihm wäre es nur um die Erhaltung seines Pferdes zu thun. „Sorge ich für mein Pferd,“ meinte er, „so sorge ich auch für mich, denn es wird mich dann auch noch weiter tragen, wie es mich schon seit 1806 in allen Feldzügen des Kaisers getragen hat.“

Und in der That ist er auch auf seinem treuen Tiere 1814 nach Frankreich zurückgekehrt; erst 1815 wurde es bei Waterloo getötet.

Ich habe Melet dann noch öfter während unseres Rückzuges in Rußland getroffen. Einmal sah ich ihn, wie er ein

Loch ins Eis hackte, um seinem Pferde Wasser zu verschaffen, und ein anderesmal erblickte ich ihn auf dem Dache einer Scheune, wo er mit höchster Lebensgefahr noch etwas Stroh für sein Tier zu retten suchte. Freilich, einem Reiter, der sein Pferd lieb hatte, konnte auch wohl das Herz bluten, wenn er sah, wie es von der Kälte halb erstarrt, Tage lang nichts anderes für seinen Hunger hatte, als vielleicht die eis-überzogene Rinde der Bäume, an denen es matt und unter Schmerzen nagte.

Was übrigens das Einschleichen in das feindliche Lager betrifft, so thaten und versuchten das viele, wie denn überhaupt der Hunger zu den unbesonnensten und gefährlichsten Unternehmungen trieb. Das Elend war so groß, daß wo immer sich auch nur die geringste Spur eines abseitsführenden Weges zeigte, diese sofort von einer Menge Mannschaften aufgenommen wurde, in der Hoffnung, ein Dorf zu erreichen, in dem sie etwas zu essen finden würden. Sie kamen dadurch oft ein bis zwei Wegstunden von ihrem Truppenteil ab und fanden nichts, wie elende aus rohen Baumstämmen zusammengefügte Hütten, in denen absolut nichts zu holen war. Viele kehrten von solchen Exkursionen nicht wieder, denn sie wurden von den erbitterten Bauern oder umherstreifenden Kosakenabteilungen aufgegriffen und umgebracht oder gefangen gegenommen. Diejenigen welche zurückkamen, brachten im günstigsten Falle ein Stück Brot schwarz wie Kohle, und durchmischt mit fingerlangen Strohhalmen und rohen Gerstenkörnern mit, dasselbe war aber auch außerdem so hart, daß es nicht zu beißen war und zumal nicht von einem Munde mit so blutrünstigen, von der Kälte geborstenen Lippen, wie wir sie hatten. Während des ganzen Rückzuges ist es mir auch nicht einmal vorgekommen, daß eine Kuh oder ein Schaf eingebracht worden wäre. Die Landleute mußten in der That kein Vieh

besitzen, sonst würde es ganz sicher gefunden worden sein. Wovon dieses Volk eigentlich lebte, ist mir rätselhaft geblieben. Der Teufel hatte uns in ein Land geführt, in dem uns keine Höllenqual erspart blieb.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des Rückzugs. — Verlust meines Tornisters. — Ich treffe eine Bekannte. — Entmutigung. — Allein. — Verschiedene Erlebnisse. — Begegnung mit Pikart.

Am 18. November, dem Tage nach der Schlacht bei Krasnoi, verließen wir mit Tagesanbruch das Biwak. Der Marsch war wieder sehr beschwerlich und traurig. Es hatte getaut, unser Fußzeug war durchweicht und ein undurchdringlicher Nebel herrschte bis zum späten Abend. Unsere Leute marschierten zwar noch in Ordnung, aber es war unverkennbar, daß sich durch die Kämpfe der letzten Tage die Disziplin gelockert, und sich der Truppe eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt hatte. Jedem klang noch das markerschütternde Geschrei der armen Verwundeten in den Ohren, die hilflos auf dem schneebedeckten Schlachtfeld zurückgelassen werden mußten; jeder sah noch den verzweiflungsvollen Blick der Unglücklichen, mit dem sie hoffnungslos ihre nachgestreckten Arme sinken ließen, als sie erkannten, daß sie ohne Erbarmen ihrem Schicksal überlassen wurden; jeder sagte sich, daß dasselbe Los auch ihm bevorstehe.

Ich war an diesem Tage sehr erschöpft. Einem Mann der Kompagnie, Namens Labbé, der viel Anhänglichkeit für mich hatte, war sein Tornister abhanden gekommen. Als er

sah, wie mühsam ich mich schleppte, erbot er sich, mir den meinen zu tragen. Da ich ihn als einen ehrlichen Jungen kannte, vertraute ich ihm denselben an, was ebenso viel besagte wie: mein Leben, denn er enthielt noch über ein Pfund Reis, welches mir der Zufall in Smolensk in die Hände gespielt hatte und das ich für die äußerste Not aufbewahrte. Diese aber sah ich mit dem Augenblick kommen, wo es keine Pferde mehr geben würde. Der Kaiser marschierte heute zu Fuß mit einem rohen Birkenknüttel in der Hand.

Am Abend begann es wieder zu frieren. Es bildete sich Glatteis, die Leute stürzten fortwährend und mehrere erlitten durchaus nicht unbedeutende Verletzungen. Ich marschierte hinter der Kompagnie, die Augen fast immer auf meinen Tornisterträger gerichtet, denn ich bereute schon mein Vertrauen und nahm mir vor, am Abend im Biwak mein kostbares Gut wieder an mich zu nehmen. Es wurde allmählich dunkel und zwar derart, daß man kaum mehr die Hand vor Augen sah. Alle Augenblicke rief ich: „Labbé! Labbé!" und er antwortete: „Hier, Herr Sergeant!" Einmal aber als ich wieder rief, entgegnete mir ein anderer, Labbé wäre soeben gefallen, würde aber wohl gleich nachkommen. Ich beunruhigte mich nicht sehr darüber, denn wir mußten nun bald halten und Biwak beziehen. So war es auch; wir hielten auf der Straße und es wurde uns gesagt, daß sich jeder einen Platz für die Nacht suchen solle.

Die ganze Armee war jetzt beisammen bis auf das Korps des Marschalls Ney, welches sich weiter zurückbefand und für verloren gehalten wurde.

In dieser traurigen Nacht richtete sich jeder so gut ein als er konnte. Ich mit mehreren Unteroffizieren hatte eine Scheune erspäht, denn ohne es zu wissen waren wir dicht bei einem Dorf. Viele Mannschaften vom Regiment waren

gleichzeitig mit uns in die Scheune gedrungen, diejenigen aber, die später kamen, wurden nicht mehr eingelassen. Wütend hierüber stiegen die Kerle aufs Dach und deckten dasselbe, ohne daß wir es zu hindern vermochten, ab. Somit befanden wir uns sehr bald ebenso unter freiem Himmel wie sie selbst. Nach einiger Zeit erfuhren wir indessen, daß etwas weiterhin eine Kirche stände, die unserm Regiment angewiesen, jedoch von Mannschaften anderer Regimenter in Beschlag genommen worden sei.

Wir traten in der Zahl von zwölf Unteroffizieren und Gefreiten zusammen und suchten die Kirche auf. An der Thür angekommen, verwehrte uns ein Haufe von Deutschen, Italienern und Franzosen den Eintritt. Sie pflanzten ihre Bajonette auf und rieten uns drohend, zu machen daß wir fortkämen. Wir antworteten ihnen damit, daß wir uns kampffertig machten und den Eingang zu erzwingen suchten. Sie zogen sich infolgedessen etwas zurück, wobei ein Italiener zu laden begann und seinen Gefährten zurief: „Macht es wie ich, ladet eure Gewehre!“ „Oho!“ brüllte hierauf ein Sergeant von uns, in dem er gleichzeitig sein Gewehr an die Backe riß, „das laßt bleiben, oder der Teufel holt euch alle miteinander! Die Kirche gehört uns, also marsch raus mit euch!“

Es würde nun wahrscheinlich zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen sein, wenn nicht gerade in dem Moment Mannschaften des Regiments, die der Lärm herbeigezogen hatte, durch laute Drohungen die letzten Worte des Sergeanten unterstützt hätten. Dies brachte die Widerspenstigen zur Vernunft. Sie nahmen ihre sieben Sachen und zogen fluchend und murrend ab.

Als wir am andern Morgen aufbrachen, fanden wir mehrere von diesen Leuten in der Nähe der Kirchenthür als

Leichen. Die Unglücklichen hatten wohl vor Schwäche nicht weiter gekonnt und waren bei dem eisigen Schneesturm der Nacht erfroren. Wir schritten schweigend an ihnen vorüber und machten uns im stillen Vorwürfe, weil wir uns die Schuld an ihrem Tode zumessen mußten, unsere Reue ging indessen nicht sehr tief, denn die Alltäglichkeit eines solchen Anblickes hatte uns dagegen abgestumpft. Ja, unsere Verhärtung war schon so groß, daß wir ganz kaltblütig daran dachten, wie bald wir nach dem Ausgehen des Pferdefleisches nicht mehr achtlos an Menschenleichen vorübergehen würden.

Nach einer Stunde kamen wir in der kleinen, nur aus Holzhäusern bestehenden Stadt Dubrowna an, in welcher der Kaiser mit den Grenadieren der Garde die Nacht zugebracht hatte. Wir fanden diese Truppen unter Waffen. Ihre Hoffnung, in den bewohnten, wohlgeheizten Räumen der Häuser ruhig schlafen zu können, war getäuscht worden. Ein blinder Alarm hatte sie die ganze Nacht über auf den Beinen im Freien gehalten.

Wir zogen unverweilt auf Orscha weiter und passierten dabei einen Grund, in welchem der Train große Schwierigkeiten zu bestehen hatte und viele Pferde verlor. Am Nachmittag erreichten wir die Stadt, die wir befestigt und von Abteilungen verschiedener Regimenter besetzt fanden, die der Großen Armee als Nachschub hatten dienen sollen, hier aber zurückgehalten worden waren. Auch Gendarmen und Polen waren vertreten. Als diese Truppen uns so elend sahen, schienen sie höchst betroffen, ganz besonders aber erstaunt und entsetzt waren sie bei dem Anblick der großen Menge der uns in Unordnung folgenden Nachzügler.

Da sich ein Magazin mit Mehl und Branntwein in der Stadt befand, verblieb ein Teil der Garde in derselben, um

die Ordnung aufrecht zu erhalten. Von den Vorräten des Magazins wurde etwas verteilt.

In der Stadt befand sich auch ein Ponton- und Brückentrain und viel Artillerie. Das über uns waltende Verhängnis wollte es, daß hier auf Befehl von höchster Stelle das gesamte Brückenmaterial verbrannt wurde, um die Pferde dieser Kriegsfahrzeuge für die Bespannung der Kanonen zu gewinnen. Niemand ahnte ja, was uns an der Beresina bevorstand, wo das Fehlen der Pontons unser Verderben besiegelte.

Die einst so stolze, 35000 Mann starke Garde zählte jetzt nur zwischen 7 bis 8000 Mann und unter diesen gab es viele, die sich auf dem Marsche nur noch mühsam in Reih und Glied mitzuschleppen vermochten.

Mit Ausschluß des Teils der Garde, der in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers in der Stadt einquartiert war, biwakierten sämtliche Truppen in der Nähe derselben.

Während der Nacht traf plötzlich der verloren geglaubte Marschall Ney mit dem Rest des ihm unterstellt gewesenen Heeres ein. Von 70000 Mann brachte er nur noch etwa 2 bis 3000 Kombattanten mit. Trotzdem war der Kaiser über die Wiederkehr des Marschalls, den er mit seinem Korps schon für verloren gehalten hatte, so erfreut, daß er ihn umarmte.

Am 20. hielten wir Ruhetag. Ich benutzte denselben, um nach Labbé zu forschen, doch ging es am nächsten Tage weiter, ohne daß ich ihn hatte finden können. Mir wurde allerdings versichert, daß er gesehen worden sei, dies zerstreute aber meine inzwischen erwachten bösen Ahnungen nicht.

Als Orscha eine Strecke hinter uns lag, hörten wir in der Richtung dahin Gewehrschüsse. Wir hielten an und sahen Nachzügler kommen, die von Kosaken überfallen worden waren. Auch unter diesen Leuten, die sich uns nunmehr

einreihten, suchte ich zu meinem großen Leid wiederum vergeblich nach Labbé.

Wir übernachteten bei einem Dorf, welches Kokanowo hieß, aber nur noch aus wenigen Häusern und einer Scheune bestand, welch letztere bis jetzt als Poststation gedient hatte.

Nach einer elend verbrachten Nacht brachen wir am 22. wieder sehr zeitig auf. Der Marsch war ein sehr anstrengender, da der Weg durch das eingetretene Tauwetter zum reinen Morast geworden war. Kurz vor Mittag gelangten wir nach Toloczyn, wo der Kaiser genächtigt hatte. Jenseits des Ortes machten wir Halt. Sämtliche Trümmer der Armee waren hier vereinigt. Das Regiment setzte die Gewehre auf dem Felde unmittelbar rechts von der Straße zusammen. Während der Rast kam der Leutnant Serraris und erzählte mir, daß er soeben hinten bei den Nachzüglern Labbé an einem Feuer getroffen und ihm befohlen hätte zur Kompagnie zurückzukehren, derselbe könnte jetzt aber schon tot oder gefangen sein, da die Nachzügler gleich darauf von Kosaken überfallen worden wären.

Diese Nachricht war ein harter Schlag für mich. Mein Tornister weg mit all meinen Andenken! Daß mich auch das noch treffen mußte! Ich war wie gebrochen. Wie hatte ich mich darauf gefreut, meine kleinen Trophäen in die Heimat zu bringen! Wie stolz wäre ich gewesen, wenn ich zu den Meinen hätte sagen können: „Seht, das habe ich Euch von Moskau mitgebracht!“ Nun war das vorbei! Ich hätte weinen können.

Indessen trotz der sehr glaubhaften Mitteilung gab ich doch noch nicht alle Hoffnung auf, daß Labbé den Kosaken entkommen sein könnte und ging sofort zurück. Beim Durchschreiten von Toloczyn fand ich das Dorf von Mannschaften aller Waffen angefüllt, die auf eigene Hand marschierten und niemand mehr gehorchten. Ein Teil davon hatte sich an den letzten Häusern des Ortes kampfbereit aufgestellt, um die

Kosaken, falls sie noch einmal zurückkehren sollten, zu empfangen. Dieselben schienen diese Absicht aber nicht zu haben, denn ich sah sie mit ihren Gefangenen schon in ziemlich weiter Ferne. Es war kein Zweifel mehr, mein Tornister, an dem mein Herz hing, war verloren und tief niedergeschlagen trat ich den Rückweg wieder an.

Als ich auf demselben etwa die Mitte des Dorfes erreicht hatte, fielen meine nach allen Seiten schweifenden Blicke auf eine Frau in einem Soldatenmantel, die mich aufmerksam betrachtete und die auch mir bekannt schien. Sie sprach mich an und nun erkannte ich in ihr die Frau aus dem Keller in Smolensk. Sie erzählte mir, daß die Räuberbande, in deren Händen sie sich befunden, kurz vor unserer Ankunft in Krasnoi, durch Kosaken vernichtet worden wäre. „Na, Gott sei Dank!“ fuhr sie fort, „daß diese schrecklichen Menschen jetzt ihren Lohn haben und ich wieder frei bin; wieviel Unheil hätten die noch angerichtet! In derselben Nacht, damals in Smolensk, wo ich dachte die Bande würde Sie umbringen, zog sie noch auf Raub aus, brachte denselben aber, da sie Verrat von Ihnen fürchtete, nach einem andern Schlupfwinkel. Dort blieben wir, und zogen erst nach zwei Tagen weiter. Während der einen Nacht überraschten die Unholde fünf Kosaken, schlugen sie tot und nahmen ihnen alles, was sie am Leibe hatten sowie auch die Pferde. Ueber diese Beute freuten sie sich sehr, denn nun konnten sie, wie sie sagten, je nach den Umständen bald als Franzosen, bald als Kosaken auftreten und die Nachzügler gefahrloser überfallen. Dazu sind sie nun aber nicht mehr gekommen.“

Als wir hiernach auf ihr weiteres Verbleiben zu sprechen kamen, bat sie mich, sie unter meinen Schutz zu nehmen, sie würde sich mir ja in verschiedener Art nützlich erweisen können. Ich willigte sogleich ein, dachte aber dann mit Schrecken daran,

was ich für ein Gesicht machen sollte, wenn ich mit ihr zum Regiment käme.

Wir gingen nun miteinander weiter und ich erzählte ihr von dem Verlust meines Tornisters, wobei sie mich tröstete und sagte, ich solle mich nicht grämen, sie hätte für uns beide genug. Das konnte auch möglich sein, denn sie trug außer einem Tornister auf dem Rücken auch noch einen Korb am Arm. Sie bot mir gleich Wäsche von ihrem toten Manne an, was ich mit solcher Freude erfaßte, daß, da wir gerade bei einigen Häusern, dicht am Rastplatz des Regiments, angekommen waren, ich auf der Stelle einen Wechsel der Wäsche vornehmen wollte. In diesem Augenblick aber ertönte plötzlich bei allen Truppen Trommelschlag und Pfeifenklang und das Kommando: „An die Gewehre!“ Ich mußte also eilig zu meiner Kompagnie und sagte nur noch der Frau, daß sie mich an der Straße erwarten solle.

Bei der Kompagnie angekommen, bildete das Regiment mit noch anderen alsbald ein großes in der Mitte offenes Carré. Die alte und die junge Garde thaten das gleiche. Bald darauf erschien der Kaiser mit König Murat und dem Prinzen Eugène und trat in die Mitte des letzterwähnten Carrés. Er hielt hier eine auf die Lage der Armee bezügliche Ansprache, in welcher er mitteilte, daß die Russen uns an der Beresina erwarteten und geschworen hätten, keinen von uns über den Fluß entkommen zu lassen. Er endete, indem er seinen Degen zog und mit lauter Stimme rief: „Laßt uns schwören, lieber kämpfend mit der Waffe in der Hand zu sterben, als die Hoffnung aufzugeben, unser Frankreich wiederzusehen!“

Noch waren diese Worte kaum verhallt, als wie auf Kommando, plötzlich die Bärenmützen und Tschakos auf den Spitzen der Bajonette und Säbel steckten und durch ein brau-

sendes: „Es lebe der Kaiser!“ dem Schwur des Kaisers Bescheid gegeben wurde. Bei uns war es der Marschall Mortier, der eine ähnliche mit gleicher Begeisterung aufgenommene Ansprache hielt, und dasselbe war auch bei allen übrigen Truppen der Fall. In diesem erhabenen Augenblick war alles Elend vergessen. Hätten die Russen uns jetzt angegriffen und wären sie sechsmal so stark gewesen, wir hätten sie vernichtet.

Die feierliche Scene gab dem Weitermarsch, der sogleich von dem rechten Flügel aus angetreten wurde, einen frischen Impuls. Ehe an uns die Reihe zum Antreten kommen konnte, mußte eine längere Zeit vergehen. Ich benutzte dieselbe, meine Frau an der Straße aufzusuchen, sie war aber verschwunden; der Menschenstrom der Armeekorps des Prinzen Eugène, der Marschälle Ney und Davout und anderer Korps, der nicht gesammelt und dazu gebracht werden konnte in Ordnung zu marschieren, weil dreiviertel der Leute krank oder verwundet, überhaupt aber disciplinlos und gleichgültig gegen alles geworden waren — diese Tausende von Menschen hatten sie mit fortgerissen. Nur wenige dieser Tausende besannen sich noch einmal und schlossen sich ihren Adlern wieder an.

Es gab viele, die ohne jeden Grund in ungeordneten Haufen, ganz nach ihrem Gefallen, entweder vor oder hinter ihren Regimentern herzogen. Diesen rief der Marschall Lefèbvre, der zu Fuß auf einen Stock gestützt am Wege stand, zu: „Was soll das Kinder! Ordnet euch bei euren Bataillonen! Habt Ehre im Leibe und lauft nicht wie die Vagabunden!“

Ja, nach Krasnoi war vieles schlimmer geworden. Auch ich hatte ein völlig verändertes Wesen angenommen. Bis dahin hatte die Heiterkeit meines Gemüts und der Gleichmut, mit dem ich alles Elend ertrug, immer meine Kameraden in Erstaunen versetzt. Ich hatte bis dahin dem Grundsatz gehuldigt: je mehr Gefahren und Leiden, desto mehr Ruhm und Ehre,

jetzt aber, nach den blutigen Tagen bei Krasnoi und besonders, nachdem ich von dem Tode so manchen guten Freundes erfahren, war ich wie ausgewechselt. Meine Stimmung war eine sehr gedrückte und trübe geworden.

Getrieben von der Hoffnung, die Frau doch noch vielleicht aufzufinden, und dadurch in den Besitz der von mir fast krankhaft ersehnten frischen Wäsche zu gelangen, hatte ich mich von dem, noch an seinem Platz aufgestellten Regiment entfernt. Im Eifer des Suchens schon weit vorausgekommen, sah ich endlich die Nutzlosigkeit desselben ein und setzte mich an ein verlassenes Biwakfeuer, um das Regiment zu erwarten. Während ich hier meinen Gedanken nachhing kam ein Schlitten, der bei mir hielt, um Rast zu machen. Er war bespannt mit einem Pferde, das kaum mehr die Kräfte zum Ziehen hatte, und begleitet von vier Mann. Ich fragte die Leute, wer in dem Schlitten läge und erfuhr, daß es ein Offizier sei, der bei Krasnoi ein Bein verloren. Ich trat hinzu, um den Unglücklichen zu sehen. Es war mein lieber Legrand! Welches Wiedersehen! Was war aus uns beiden geworden! Er konnte vor Schwäche nicht viel sprechen und ich nicht vor Gemütsbewegung. Als er nach einer Weile weiterfahren wollte, drückte ich ihm mit meinen wärmsten Wünschen die Hand, worauf er sagte: „Ich vertraue auf Gottes Hilfe und auf meine Freunde hier, die mich bis jetzt so treu geleiteten.“ Darauf faßte einer dieser braven Menschen das Pferd am Zügel, ein anderer peitschte und die beiden übrigen schoben den Schlitten von hinten. Derselbe kam auf diese Weise endlich in Bewegung und ihm noch eine Zeit lang nachsehend, dachte ich: „Armer Freund, wie weit noch wirst du mit solchem Fuhrwerk kommen!“

Von diesem Augenblick an wurde meine Stimmung noch trauriger als zuvor, düstere Ahnungen stiegen in mir auf,

der Kopf fing mir an zu brennen, ich fühlte, daß ich fieberte. Vielleicht war das eine Folge der erhöhten Strapazen, die wir hatten, seitdem die ganze noch vorhandene Armee vereinigt war. Wir marschierten seitdem vom frühen Morgen bis in die Dunkelheit hinein, ohne nennenswerte Strecken zurückzulegen. Die Tage waren jetzt schon so kurz, daß es erst um acht Uhr hell und noch vor vier Uhr wieder dunkel wurde. Daher verirrten sich viele, die vor Schwäche nicht ununterbrochen folgen konnten und deshalb gezwungen waren, in der Finsternis nachzukommen; diese in die Irre geratenen Unglücklichen sahen wohl niemals ihre Truppe wieder. Die ganze Nacht hindurch strömten neue Ankömmlinge in die Biwaks, in denen alle Korps durcheinander lagen. Jeden Augenblick hörte man schwache Stimmen rufen: „4. Korps! 1. Korps! 3. Korps! Kaiserliche Garde!“ Es suchte nämlich niemand mehr sein Regiment, sondern das Armeekorps, dem er angehörte, dessen Stärke jetzt meist auf die von zwei Regimentern zusammengeschrumpft war.

Keiner fand sich mehr zurecht. Viele von denen, die erst in der Nacht eintrafen, mußten totmüde noch lange im Biwak umherirren, ehe sie ihr Korps fanden, und selten glückte ihnen das. Dann kamen sie zu spät zum Schlummer, erwachten nicht zur Zeit des Aufbruchs und sahen sich, wenn alles fort war, plötzlich von Russen umgeben. Wieviel tausend Mann wurden auf diese Weise gefangen genommen, oder gingen elend zu Grunde! —

Zitternd stand ich noch immer auf mein Gewehr gestützt am Feuer. Drei Leute saßen jetzt um dasselbe; sie schwiegen und stierten stumpf auf die vorüberziehenden Truppen, machten aber keine Miene sich anzuschließen, denn dazu fehlte ihnen die Kraft. Ich begann unruhig zu werden, weil ich das Regiment immer noch nicht kommen sah, da zupfte mich auf

einmal jemand an meinem Bärenfell. Es war Grangier, welcher mich bemerkt hatte und gekommen war, mich zu mahnen, nicht länger zu verweilen, da das Regiment soeben vorüberzog. Meine Augen waren aber so trübe, daß ich es nicht erkannte, obwohl ich darauf hinblickte. Ich fragte ihn, ob er nicht eine Frau gesehen hätte in einem grauen Soldatenmantel, einer Mütze von Schafpelz, schwarzen Gamaschen, mit einem Tornister auf dem Rücken und einem Korb am Arm.

Grangier sah mich einen Augenblick erschrocken an; offenbar hielt er mich für krank und glaubte, ich redete im Delirium. Er faßte ohne weiteres meinen Arm, führte mich nach der Straße und sagte da: „So, nun wird marschiert und nicht geschwatzt, wir werden Mühe genug haben, die Kompagnie einzuholen."

Wir erreichten sie erst, nachdem wir Tausende jeder Waffengattung überholt hatten, die sich qualvoll dahinschleppten und uns voraussehen ließen, daß dieser Tag viele Opfer fordern würde, falls der Marsch noch lang sein sollte.

Er war es, denn erst spät kamen wir durch einen Ort, dessen Namen ich vergessen habe, in welchem jedoch eine Menge Leute Rast machten, weil es hieß, wir hätten noch beinahe zwei Stunden bis zum Lagerplatz.

Die Straße war breit und auf beiden Seiten von hohen Birken eingefaßt. Sie gewährte den Truppen und Fuhrwerken bequemen Raum, als es aber immer später wurde, mehrten sich im Wege liegende tote Pferde, stehen gebliebene Wagen, deren Bespannung am Verenden war, sowie Mannschaften, die nicht mehr weiter konnten und an den großen Bäumen saßen. Sie sagten, sie hätten hier alles, was sie anderwärts kaum finden würden: Trockenes Brennholz von den zerbrochenen Wagen und Fleisch in Fülle von den zahlreich herumliegenden Pferden.

Schon seit einiger Zeit wankte ich allein durch dieses Gewühl und strengte mich an, den Biwakplatz des Regiments zu erreichen. Ich empfand eine unendliche Sehnsucht, mich ausruhen zu können, zumal wieder Glatteis geworden war und ich bei meinem unsicheren Gang alle Augenblicke zu Falle kam. In diesem todesmatten Zustand überfiel mich die Finsternis.

Der Nordwind blies mit verdoppelter Stärke. Seit einiger Zeit hatte ich die Truppe aus dem Gesicht verloren. Vereinzelte Leute verschiedener Korps machten ganz übermensch- liche Anstrengungen, die Marschkolonne wieder zu erreichen. Einige, die ich anredete, antworteten mir nicht, weil sie zu viel mit sich zu thun hatten um vorwärts zu kommen, andere brachen sterbend zusammen, während ich an ihnen vorüber- ging. Bald war ich allein; nur die Toten dienten mir noch als Wegweiser, denn die großen Bäume, die vorher die Straße bezeichneten, waren verschwunden.

Es mochte sieben Uhr sein. Der Schnee, welcher seit kurzem in dichten Flocken fiel, hinderte mich, die Richtung meines Weges zu erkennen; der starke Nordwind hatte schon die Spuren der Marschkolonne verweht.

Bis hierher trug ich mein Bärenfell stets mit dem Haar nach außen. Um es noch besser auszunutzen, kehrte ich es jetzt um. Dieser Vorsicht verdanke ich es, daß ich den zwei- undzwanzig Grad Kälte dieser schrecklichen Nacht nicht unterlag. Als ich das Fell nach der Richtung des Windes geschoben hatte, vermochte ich noch eine Stunde zu marschieren, habe in dieser Zeit aber gewiß nicht mehr als eine Viertelmeile zurückgelegt. Mitunter hüllten mich die Schneewirbel so ein, daß ich mich, ohne es mir bewußt zu sein, drehte und es erst später plötzlich an Wagen und toten Pferden, an denen ich schon einmal vorübergekommen war, merkte, daß ich mich im Kreise bewegt hatte.

Zwischen den schwarzen sturmgepeitschten, mit rasender Schnelligkeit dahinjagenden Wolken trat ab und zu der Mond hervor. In seinem Schein unterschied ich in der Ferne einen dunklen Streifen, den ich für jenen ungeheuren Wald hielt, der uns von der Beresina trennte, welche wir nun bald erreichen mußten.

Zu meinem Schrecken erfaßte mich nun die unüberwindliche Schlafsucht, welche unter solchen Umständen fast immer der Vorbote des Todes ist. Meine Beine wollten mich nicht mehr tragen, meine Kräfte waren völlig erschöpft. Schon war ich mehrmals schlafend niedergestürzt und ohne den Schnee, dessen Kälte mich immer wieder erweckte, wäre es um mich geschehen gewesen.

Da, wo ich mich befand, war die Straße so mit toten Menschen und Pferden bedeckt, daß man sich nur mühsam hindurchwinden konnte. Ich vermochte kaum noch die Füße zu heben und stolperte plötzlich. Mir war es erschienen, als ob mich einer der da im Schnee lang Hingestreckten festzuhalten versucht hätte. Es geschah oft, daß Sterbende sich bestrebten die dicht bei ihnen Vorüberschreitenden an den Beinen zu fassen, um sich bemerkbar zu machen und Beistand anzurufen, und häufig ist es vorgekommen, daß die, welche sich alsdann niederbeugten dem sterbenden Kameraden Hilfe zu leisten, auf denselben niederfielen und selbst ihr Ende fanden.

Noch etwa zehn Minuten taumelte ich wie ein Betrunkener weiter, ohne auf die Richtung zu achten. Meine Kniee brachen fast unter dem Gewicht meines schwer auf ihnen lastenden Körpers zusammen und ich glaubte mein letztes Stündlein gekommen, als ich plötzlich über den Säbel eines toten Reiters stolpernd, in ganzer Länge zu Boden und mit dem Kinn derart auf den Kolben meines Gewehrs schlug, daß ich wie betäubt liegen blieb. Ein heftiger Schmerz in

meiner rechten Schulter, die im Fallen ebenfalls auf das Gewehr geschlagen war, brachte mich wieder zu mir. Mit Mühe gelangte ich in eine knieende Stellung und griff dann nach meinem Gewehr, um mich mit Hilfe desselben völlig aufzurichten. Dabei bemerkte ich auf einmal, daß mir Blut aus dem Munde floß. Ich stieß einen verzweiflungsvollen Schrei aus und sprang gleichzeitig vor Schrecken, Angst und Kälte zitternd auf.

Mein Schrei fand eine Erwiderung. Ich, der ich selbst der Hilfe so dringend bedurfte, wurde um solche angerufen. Ich hörte eine schwache, klagende Stimme: „Kommt, kommt, helft uns!" Dann war alles wieder still. Lauschend stand ich eine Weile und suchte mit den Augen in der Dunkelheit umher, vernahm aber nichts mehr und sah auch nichts. Um mir Gewißheit zu verschaffen, ob ich mich am Ende nicht getäuscht hätte, schrie ich nun so laut ich konnte: „Heda! rief jemand?" aber nur das Echo antwortete. Es wäre mir ein großer Trost gewesen, wenn ich einen Unglücksgefährten gefunden hätte, denn ich dachte, vielleicht hätten wir alsdann zusammen, wenn einer den andern ermunterte, die ganze Nacht marschieren können. Noch war ich mit diesem Gedanken beschäftigt, als dieselbe Stimme von vorher noch einmal bat: „Bitte hierher!"

In demselben Augenblick trat der Mond hervor und ich erkannte ungefähr zehn Schritte von mir zwei Männer, von denen einer saß, der andere aber ausgestreckt auf der Erde lag. Ich sprach zu dem Sitzenden. Er begann zu lachen wie ein Irrsinniger und sagte: „Lass' ihn nicht liegen, ist ein Freund, weißt du!" und darauf lachte er wieder. Ich kannte das schon, ich wußte jetzt, das war das Lachen des Todes. Der zweite, den ich für leblos gehalten hatte, wendete nunmehr etwas den Kopf und stammelte in einem Ton, den ich

nie vergessen werde: „Stehen Sie meinem Onkel bei, retten Sie ihn! — ich — ich sterbe!“

Dies war die Stimme, die mich herbeigerufen hatte. Ich richtete noch einige Worte an den augenscheinlich Verschiedenen, erhielt jedoch keine Antwort mehr. Nun versuchte ich es mit dem Ersten und redete ihm zu, aufzustehen und mit mir zu gehen, er sah mich aber nur verständnislos an. Er war in einen großen, pelzgefütterten Mantel gehüllt, den er abzuwerfen versuchte. Hierbei bemerkte ich, daß er die Epauletten eines höheren Offiziers trug; er sprach von einer Besichtigung und Parade, zu der er gehen müsse. Gleich darauf fiel er vorn über mit dem Gesicht in den Schnee. Ich sah, hier war nichts mehr zu helfen, trotzdem aber versuchte ich, ihn noch einmal aufzurichten. Sein Geist war entflohen, er war erlöst. Neben ihm lag eine Art Jagdtasche, die ich aufnahm in der Hoffnung, etwas Eßbares darin zu finden, sie enthielt aber nur einige Kleinigkeiten und verschiedene Papiere, dem ungeachtet nahm ich sie mit.

Die Sehnsucht, wieder unter lebende Menschen zu kommen, trieb mich, meine Schritte so sehr als möglich zu beschleunigen. Ich gelangte an eine Stelle der Straße, die mit zerbrochenen Wagen und toten Pferden derart überfüllt war, daß ich einhielt, um zu sehen wo ich durch könnte. Im selben Augenblick sank ich wider meinen Willen nieder und kam auf den Hals eines Pferdes zu sitzen, an dessen Körper verschiedene Stellen zeigten, daß man es hatte anschneiden wollen. Der Kadaver war umgeben von den Leichen derer, deren Kräfte an ihm erlahmt waren. Als ich mich so gänzlich erschöpft, einsam und verlassen in der schauerlichen Stille dieses ungeheuren Totenfeldes sah, überkamen mich die düstersten, schwermütigsten Gedanken. Ich dachte an meine Kameraden, von denen ich wie durch ein Verhängnis getrennt worden war,

an die Heimat und an meine Eltern; es war mir, als ob ich mit diesem Gedanken von allen Abschied nähme und ich begann zu weinen wie ein Kind. Die Thränen verschafften mir aber einige Erleichterung und gaben mir den verlorenen Mut wieder.

Unter meiner Hand, am Kopfe des Pferdes, fühlte ich ein kleines Beil, wie wir im Felde bei jeder Kompagnie mehrere mitführten. Ich nahm es, um zu versuchen, ob es mir glücken würde ein Stückchen Fleisch von dem Pferde abzuhacken; mein Bemühen blieb erfolglos, die Arbeit hatte mich aber wenigstens etwas erwärmt.

Im Begriffe meinen Marsch wieder anzutreten, bemerkte ich im Schnee mehrere kleine, rot aussehende Eisstücke. Ich hob eins davon auf und erkannte, daß es gefrorenes Pferdeblut war. Jedenfalls war das Tier, wie es oft geschah, getötet worden, indem man ihm Adern geöffnet hatte, um das Blut zu gewinnen. Mein Fund war für mich ein kostbarer. Ich aß sofort einige Stückchen des Eises und fühlte mich auch bald etwas gekräftigt. Darauf sammelte ich noch davon so viel ich fand, packte es sorgfältig in meine Jagdtasche und trat dann mit Gott meinen Weg wieder an, fortwährend darauf achtend, den Leichen auszuweichen. So oft der Mond hinter eine Wolke trat, blieb ich stehen oder schritt nur tastend in der Dunkelheit vorwärts, sobald er aber wieder erschien, strebte ich desto schneller dem Walde zu.

Nach einiger Zeit sah ich etwas vor mir, was ich zuerst für einen Trainwagen hielt, als ich jedoch näher kam, erkannte ich den Wagen einer Marketenderin, dem ich seit Krasnoi schon mehrmals begegnet war und in welchem zwei Verwundete transportiert wurden.

Die Pferde, die ihn gezogen hatten, waren tot und zum Teil aufgegessen, rings umher lagen, halb vom Schnee be-

deckt, sieben fast nackte Leichen. Nur die eine trug einen Schafpelz. Ich trat heran, sie zu betrachten, oder vielmehr, ehrlich gestanden, um mir den Pelz zuzueignen; da sah ich, daß es eine Frau war. Jedenfalls hatte sie noch gelebt, als sie verlassen wurde, denn sonst würde ihr schwerlich ihre Kleidung belassen worden sein.

Hierauf wandte ich mich dem Pferde zu. Obwohl ich eben erst meine schwachen Kräfte an einem solchen resultatlos probiert hatte, war doch der Trieb der Selbsterhaltung zu groß, um jeden neuen Versuch aufzugeben. Indessen blieb auch diesmal alle Mühe vergeblich und als ich in wilder Gier mit aller Gewalt Herz, Leber oder sonst irgend etwas aus dem Leibe des Tieres zu reißen suchte, büßte ich sogar dabei einen Finger meiner rechten Hand ein. Letztere war noch nicht geheilt, als ich im März 1813 nach Paris kam. In meinem fürchterlichen Hunger würde ich jeden Fetzen Fleisch, dessen ich hätte habhaft werden können, auf der Stelle roh verschlungen haben.

In der Müdigkeit jetzt kaum mehr fähig mich aufrecht zu halten, beschloß ich, die Nacht in dem gedeckten Wagen zuzubringen, in den ich noch gar nicht hineingeblickt hatte, weil ich sicher wußte, daß er nichts zu essen enthielt. Bevor ich ihn jedoch bestieg, trat ich noch einmal zu der toten Frau, um ihr den Pelz abzunehmen, den ich als Decke benutzen wollte. Derselbe war in der Taille von einem Gewehrriemen umschlossen, dessen Schnalle sich unter dem Körper befand, so daß ich diesen, um zu der Schnalle zu gelangen, wenden mußte. Da ich das mit den bloßen Händen nicht zuwege brachte, nahm ich mein Gewehr, schob es als Hebel unter die Leiche und schickte mich eben an dieselbe auf diese Weise umzukehren, als mich ein jammervoller Schrei aus dem Wagen innehalten ließ. Bestürzt drehe ich mich demselben

zu, ein zweiter Schrei dringt heraus: „Marie!“ ruft es, „Marie! zu trinken! ich sterbe!“ Noch immer stehe ich regungslos, da stöhnt dieselbe Stimme: „O mein Gott! mein Gott!“ Nun kommt mir endlich die Erinnerung, daß ja die beiden Verwundeten in dem Wagen liegen, und jedenfalls gar nicht ahnen, daß sie verlassen sind.

Ich steige auf die Deichsel indem ich mich auf den Rand des Wagens stütze und frage: „Kann ich etwas für euch thun?“ Mit erlöschender Stimme haucht es mir entgegen: „Wasser, Wasser!“

Mir fällt das gefrorene Blut in meiner Jagdtasche ein und ich will heruntersteigen um es heraus zu nehmen, da verschwindet in dem Augenblick der Mond hinter einer schwarzen Wolke, ich trete fehl und falle auf drei dicht aneinander liegende Leichen. Meine Beine kamen hierbei höher als mein Kopf zu liegen, die kalte Hand des einen Toten berührte mein Gesicht. — Nun war ich seit einem Monat doch wirklich genugsam daran gewöhnt, umgeben von Leichen zu schlafen, aber ich weiß nicht, war es die Einsamkeit oder was sonst, mich packte jetzt etwas, was schrecklicher war als Furcht. Wie ein Alp lag es auf mir, ich keuchte eine Zeit lang ohne einen Laut hervorbringen zu können, dann aber plötzlich begann ich wie sinnlos zu schreien, als würde ich festgehalten und könnte nicht loskommen. Trotz all meiner Anstrengungen aufzustehen, komme ich damit nicht zu Rande. Endlich will ich mir mit den Armen helfen, gerate dabei aber mich stützend, mit der einen Hand auf ein Gesicht und mein Daumen dringt in den Mund desselben.

In diesem Augenblick tritt der Mond wieder vor und läßt mich sehen, was mich umgiebt. Mich durchrieselt ein kalter Schauer; ich lasse meinen Stützpunkt los und falle abermals zurück. Nunmehr wechselt plötzlich das Wesen meines

Zustandes. Ich schäme mich meiner Schwäche und an Stelle der Furcht tritt eine Art Wahnsinn. Fluchend springe ich auf und trete dabei rücksichtslos auf die Gesichter, Arme und Beine der unter mir Liegenden. Mit schrecklichen Verwünschungen strecke ich meine Fäuste gen Himmel, als wollte ich ihm Trotz bieten. Ich raffe mein Gewehr auf und schlage wie toll und verrückt gegen den Wagen und, ich weiß wirklich nicht mehr, ob nicht auch auf die armen Teufel zu meinen Füßen.

Nach diesem Ausbruch wieder ruhiger geworden, entnahm ich meiner Jagdtasche ein Stück Eisblut, stieg in den Wagen und suchte tastend den, welcher hatte trinken wollen und der, wenn auch schwach, so doch unablässig schrie. Ich fühlte, daß ihm das linke Bein amputiert war.

Auf meine Frage, zu welchem Regiment er gehörte, erhielt ich keine Antwort. Als ich seinen Kopf gefunden hatte, steckte ich mit Mühe ihm das Stück Blut in den Mund. Der Mann neben ihm war kalt, und hart wie Marmor. Ich versuchte, ihn aus dem Wagen zu heben, um seinen Platz einzunehmen, den Tag zu erwarten, und mit denjenigen, die ich noch hinter mir vermutete, weiter zu marschieren, aber es ging nicht. Ich hatte nicht Kraft genug, ihn auch nur zu rücken, geschweige denn ihn über den hohen Rand des Wagens zu heben. Die beiden Mäntel, die über dem Toten lagen, deckte ich über den andern, merkte jedoch, daß auch dieser sie bald nicht mehr bedürfen würde. Noch einen Augenblick blieb ich auf den Beinen des Toten sitzen und durchsuchte den Wagen nach Dingen, die mir vielleicht nützlich werden konnten, fand jedoch nichts. Ich sprach noch einmal zu dem Amputierten und als er stumm blieb, fühlte ich sein Gesicht an; es war kalt, und im Munde lag noch mein Stück Eis. Auch er war hinüber.

Da ich in dem Wagen nicht bleiben konnte, ohne direkt

auf den Toten zu liegen, zog ich es vor wieder aufzubrechen. Das Gewehr unter dem rechten Arm wie ein Jäger, zwei Jagdtaschen, eine von rotem Maroquin über den Rücken gehängt, die andere aus grauer Leinwand an der rechten Seite, mein Beil an der linken, ein Stück Bluteis im Munde und beide Hände in den Hosentaschen, so trat ich den Marsch an. Es mochte neun Uhr sein. Die Kälte war nicht mehr so schneidend, der Wind hatte sich etwas gelegt, es schneite nicht mehr. Ich hielt stets die Richtung nach dem Walde fest. Der Mond leuchtete mir.

Nach etwa einer halben Stunde verschwand er wieder hinter dickem Gewölk. Etwas Schlimmeres hätte mir nicht widerfahren können. Ich blieb auf mein Gewehr gestützt und mit den Füßen trampelnd eine Weile stehen, um mich erst wieder etwas an die Finsternis zu gewöhnen, und als das geschehen, ging ich weiter. Einige Zeit hierauf glaubte ich zu bemerken, daß ich mich nicht mehr auf der Straße befand. Ganz unvermerkt hatte ich in dem Bestreben, mein Gesicht dem Winde zu entziehen, diesem den Rücken zugekehrt. Ich traf auf keine zurückgebliebenen Menschen, Pferde und Fahrzeuge mehr und das war das sicherste Zeichen, daß ich den Weg verloren hatte.

Ich weiß nicht, wie lange ich die falsche Richtung verfolgt haben mochte, vielleicht eine halbe Stunde, da trat ich auf einmal in die Luft und rollte im nächsten Augenblick in die Tiefe. Natürlich dachte ich, es wäre nun aus mit mir; ich schloß die Augen und ergab mich in Gottes Willen. Doch es war noch nicht so weit. Ich schlug plötzlich auf einen festen Gegenstand auf, der einen dumpfen Ton von sich gab und blieb darauf liegen.

Einiger Augenblicke bedurfte es, um meine durcheinander gekugelten Sinne wieder zu sammeln, da mich aber

nach allem was ich durchgemacht, kaum mehr etwas außer Fassung bringen konnte, hatte ich mich schnell erholt. Mein erster Gedanke war mein Gewehr, welches mir entfallen war; das mußte ich unbedingt gleich suchen; schon machte ich eine Bewegung, um ans Werk zu gehen, als ich mich eines Bessern besann und zu warten beschloß, bis es hell würde.

Da die Finsternis mich nichts erkennen ließ, tastete ich zuerst mit den Händen um mich her und zog dann meinen Säbel, um das Feld meiner Untersuchungen zu erweitern. Bald hatte ich es auch heraus; ich saß auf dem Deckel eines umgestürzten Munitions- oder Gepäckwagens.

Den Tag auf diesem zu erwarten, erschien mir höchst mißlich. Ich ließ mich herunter gleiten und kam auf festen Boden. Vorsichtig machte ich einige Schritte und fühlte plötzlich Wärme an meinen Füßen. Ich bückte mich und entdeckte, daß ich in der Asche einer noch nicht völlig erloschenen Feuerstelle stand.

Im Nu kniete ich nieder, wühlte in der Asche und fand unter derselben verborgen zu meiner unaussprechlichen Freude noch einige glimmende Holzstückchen, die ich mit größter Sorgfalt und Mühe sammelte. Ich blies sie an und einige Funken sprühten auf. Wie nun aber Holz herbei schaffen um ein Feuer zu entfachen? Ich wagte es nicht, meine glimmenden Kohlen zu verlassen, denn mein Leben hing an ihnen; wie leicht konnten sie erlöschen, während ich fortging Holz zu suchen.

Die Not gab mir einen Gedanken ein. Das mir nur noch in Fetzen am Leibe hängende Hemd mußte einen guten Zunder abgeben. Ich reiße mir hastig ein paar Fransen davon ab, taste mit den Händen auf dem Boden nach Splittern und finde auch glücklich einige. Der Zunder bewährte sich vortrefflich und bald knistern die Splitter. Bei ihrem Schein

finde ich noch größere Holzstücke; eins nach dem andern läßt das Feuer wachsen und nach wenigen Minuten erleuchtet dasselbe meine Umgebung auf fünf bis sechs Schritt.

Mein erster Blick fiel auf den Wagen, auf dem, vom kaiserlichen Adler überragt, in großen Buchstaben: „Kaiserliche Garde. Generalstab“ zu lesen war. Um ihn herum, auf dem Schnee verstreut, lagen Helme, Tschakos, Säbel, Küraſſe, eingeschlagene Koffer, leere Mantelsäcke, zerrissene Kleidungsstücke, Sättel, Schabracken und eine Menge anderer Dinge. Bei diesem Anblick kam mir der Gedanke, daß ich mich am Ende in der Nähe eines Kosakenlagers befinden könnte und aus Angst wagte ich nun nicht mehr, mein Feuer zu unterhalten.

Als es schon ziemlich niedergebrannt war, gewann aber doch meine Sehnsucht nach Wärme und Ruhe die Oberhand über meine Furcht. Ich raffte so viel Holz als möglich zusammen und packte es mir derart handgerecht auf einen Haufen, daß ich ohne aufzustehen nachlegen konnte. Dann breitete ich noch einige der herumliegenden Schabracken auf meinen Platz, wickelte mich in mein Bärenfell und setzte mich mit dem Rücken gegen den Wagen, um so der Ruhe zu pflegen.

Beim Holzanlegen fand ich unter den Stücken eine Pferderippe. Obwohl schon benagt, war doch noch Fleisch genug daran, meinen quälenden Hunger wenigstens einigermaßen zu stillen, und trotz der Asche, die an ihr haftete, pries ich mich glücklich sie gefunden zu haben. Seit gestern war nichts über meine Lippen gekommen, als die Hälfte eines Raben, den ich tot auf dem Felde gefunden hatte.

Kaum war meine Pferderippe aufgetaut, so biß ich hinein und ließ während meines Mahles die Augen forschend nach allen Seiten schweifen, ob nicht Gefahr drohe. Diese Vorsicht verhinderte aber nicht, daß ich noch während des

Essens einschlief. Trotz meiner ungeheuren Erschöpfung fand ich jedoch nur wenig Ruhe, denn vor Angst aufgeregt und von Schmerzen da und dort geplagt, war mein Schlaf ein vielfach unterbrochener. Als ich beim ersten Morgenschimmer erwachte, kam ich mir wie gerädert vor.

Meine Füße, die in der Asche gelegen hatten, waren ganz schön warm, im übrigen aber klapperte ich vor Kälte. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß ein gut flammendes Feuer die Müdigkeit benimmt und die Schmerzen lindert. Ich gedachte deshalb einfach den Wagen in Brand zu stecken und häufte zu dem Zweck allen Brennstoff, denn ich finden konnte, darunter auch die zerschlagenen Koffer und andere Dinge an seinen Seiten auf. Ich brauchte jetzt nur noch mein kleines Feuer heranzuschieben, um den Genuß eines großen zu haben. Schon war ich daran, das zu thun, als mir noch beizeiten einfiel, daß die Sache doch ihre großen Bedenken habe, denn waren wirklich Kosaken in der Nähe, die mein kleines Feuer in der Schlucht nicht bemerkt hatten, so wurden sie doch ganz sicher durch ein hoch loderndes angelockt. Ich ließ also vorläufig meinen Vorsatz fallen und wollte eben meinen Platz wieder einnehmen, als ich etwas auf mich zuschleichen sah, was ich den Bewegungen nach für einen Bären hielt. Auf wenige Schritte nahe gekommen, unterschied ich indessen deutlich, daß es ein Mensch war, der auf allen Vieren herankroch. Es konnte ein Verwundeter sein, den das Feuer anzog, es konnte aber auch ein hinterlistiger Halunke sein, der mich überfallen wollte. Das Gefühl, bei meinem Kräftezustand einem Zweikampf wenig gewachsen zu sein, machte mich furchtsam, indessen raffte ich doch meinen Mut zusammen, sprang mit blankem Säbel, ehe er es sich versehen konnte, auf den Kerl zu, setzte ihm die Spitze meiner Waffe auf den Rücken und rief: „Was willst

du hier?" Wie ich jetzt erkannte war es ein Russe, ein echter Kosak mit langem Bart.

Er erhob den Kopf, versuchte mir die Füße zu küssen und murmelte dabei: „Dobray Frantsouz!" (Guter Franzose) und andere Worte, wie sie einem die Angst eingiebt, und die ich zum Teil verstand. Wenn der Mensch geahnt hätte, daß ich mindestens ebensoviel Angst hatte als er! Er richtete sich in kniende Stellung auf und wies auf einen Säbelhieb, der von der Stirn über das Gesicht bis ans Kinn führte. Mir fiel auf, daß mir in dieser Stellung sein Kopf bis an die Schulter reichte; er mußte also ein Mann von mehr als sechs Fuß sein. Ich bedeutete ihm ans Feuer zu kommen. Dort zeigte er mir, daß er noch einen Schuß und zwar in den Unterleib hatte und hierbei sah ich auch, daß er unbewaffnet war. Darauf legte er sich still auf die Seite und ich mich ihm gegenüber, um ihn im Auge zu behalten.

Ich wollte nicht mehr einschlafen und begann mir selber unbewußt, wie spielend, im Feuer zu schüren. Einige Kohlen kamen dabei dem am Wagen angehäuften Brennstoff nahe und ich sah mit einem gewissen kindischen Vergnügen, wie einer von den alten Koffern zu glimmen anfing. Es amüsierte mich zu beobachten, wie der erst kleine Brandfleck immer größer wurde und ich dachte: „Jetzt ein kleiner Windstoß und die Geschichte brennt." Kaum jedoch hatte ich das gedacht, als mich ein jäher Schrecken erfaßte. Weiß der Himmel wie ich darauf kam, aber mir schoß plötzlich der Gedanke in den Kopf, es könnte Pulver in dem Wagen sein. Wie das Donnerwetter war ich auf den Beinen und mit einem einzigen Satz über mein Feuer und den davorliegenden armen Teufel hinweg. Einige Sekunden später lag ich, in der Eile über einen Küraß stolpernd, längelang auf der Nase. Im Nu wieder auf, schritt ich jetzt rückwärts weiter, die Augen angstvoll auf

den Wagen gerichtet. Hierbei kam ich indessen endlich wieder zur Vernunft, denn wie hohnlachend grinste mich jetzt die Aufschrift des Wagens und das ganze herumliegende Gepäck an. In solchem Wagen konnte unmöglich Pulver sein.

Aergerlich über meine Dummheit gehe ich zurück, bleibe jedoch aufmerksam horchend sogleich wieder stehen, denn ganz deutlich klingen russische Kavalleriesignale an mein Ohr. Auch der Russe hebt den Kopf. Der Schein des Feuers beleuchtet sein Gesicht und ich suche in demselben zu lesen was er denkt. Das Gleiche versucht er, wie ich merke, auch bei mir, und jetzt erst sehe ich recht sein häßliches Gesicht, welches mit dem struppigen Bart, den verworren herumhängenden Haaren und den tückischen Augen einen abschreckend wilden Eindruck macht.

Während wir beide uns noch ansehen und gleichzeitig gespannt lauschen, erschreckt mich schon wieder ein anderes Geräusch. Der Deckel des Wagens knarrt, öffnet sich langsam, und wie aus einem Sarge erhebt sich eine von oben bis unten weiße Gestalt. Ich pralle einige Schritte zurück und ziehe den Säbel, pochenden Herzens die Bewegungen der Gestalt beobachtend. Sie stützt mit einer Hand den Wagendeckel über sich, und sucht mit der andern, die den blanken Säbel hält, den über den Kopf gezogenen langen Kragen des weißen Mantels zurückzuschlagen, was aber nicht gelingen will, da der Deckel hindert und die Hand, die ihn stützt, nicht loslassen kann. Das alles geschieht lautlos. Endlich ermanne ich mich und frage mit unsicherer Stimme: „Sind Sie ein Franzose?"

„Natürlich!" schnauzt mich der Mensch an, „was denn sonst? So 'ne dämliche Frage! Steht nicht da, Mann, wie 'ne geweihte Kerze! Seht Ihr nicht, daß ich aus dem vermaledeiten Sarge nicht rauskann? Kommt und helft mir. Ha, ha! habt wohl, wie mir scheint, Angst gehabt?"

„Na, ein Wunder wär's nicht. Der Teufel hat mich heute schon genug genarrt. Konntet Ihr nicht ebensogut ein Russe sein, wie der da am Feuer? — So, nun steigt heraus," fügte ich hinzu, während ich den Wagendeckel hielt.

Kaum stand er, als er den langen Mantel abwarf und ich gleichzeitig überrascht und in heller Freude rief: „Alle guten Geister! Pikart, alter Pikart! wie kommen Sie hierher?" Einer der bravsten alten Haudegen von den Grenadieren der alten Garde stand vor mir; ein alter Waffengefährte, mit dem ich bei Jena, Eylau und Friedland gefochten, später auch in Spanien zusammengetroffen war, und den ich seit der Kaiserparade im Kreml nicht wiedergesehen hatte.

Wir betrachteten uns zuerst gegenseitig mit dem größten Erstaunen; ich ihn, weil er im Verhältnis zu mir wie ein Paradesoldat, gut genährt und frisch aussah; er mich, weil er mich in meinem jämmerlichen, abgezehrten, verlumpten Zustande kaum wieder erkannte.

„Verdammt Landsmann oder Sergeant, wie Sie wollen," brach er endlich das Schweigen, „hätt' ich Sie doch in Ihrem alten Fell da eher für den seligen Robinson Crusoe gehalten, wie für einen Kaiserjäger. Nun sagen Sie mir aber einmal, welchem Zufall oder welchem Unglück ich es verdanke, Sie hier in Gesellschaft dieses scheußlichen Kalmucken zu finden, der sich schon seit gestern nachmittag hier herumwälzt."

Ich erzählte ihm nun von meiner Angst, wie der auf einmal unheimlich angekrochen kam und von dem neuen Schrecken jetzt eben bei seinem eigenen Erscheinen, wobei er mich unterbrach: „Aber wie Teufel sind Sie denn nur hier in dieses Loch hereingeschneit?" „Guter Pikart," erwiderte ich, „ehe ich Ihnen das erzähle, möchte ich wissen, ob Sie mir nicht irgend einen Bissen zu essen geben können?" „Na, viel gerade nicht, aber wenigstens das hier." Dabei reichte er

mir ein handtellergroßes Stück Hartbrot, welches er aus seiner Tasche zog und das ich sogleich gierig verschlang. Es war seit Smolensk außer dem kleinen Stück Brot, welches mir Grangier am 10. November gab, das erste, was ich wieder zu Gesicht bekam. Noch am letzten Bissen würgend, sagte ich mit einem schlauen Blick Pikart ansehend: „Sollten Sie nicht auch einen Schluck Branntwein haben?“ Er schnalzte mit der Zunge. „Ja, wer den hätte!“ Ich schnupperte. „Aber ich rieche doch welchen, alter Freund.“ „Na, das könnt' schon sein,“ gab er zu. „Die Satansbrut, die gestern hierher kam und den Wagen plünderte, geriet sich in die Haare als sie unter den Sachen eine Flasche fand und dabei zerbrach dieselbe und der ganze kostbare Stoff lief in den Schnee.“ Ich ließ mir sogleich die Stelle zeigen, wo das geschehen war, und sammelte nun hier ebenso den Schnee, wie am Tage vorher das gefrorene Pferdeblut. „I! seh einer, das ist schlau, wäre ich doch darauf nicht gekommen!“ schmunzelte Pikart. „Wahrhaftig, da haben wir ja genug, daß wir uns betrinken können. Es scheint doch, daß am Ende mehr als eine Flasche in dem Wagen gewesen ist.“

Das Stück Brot und der Branntwein durchzogene Schnee hatten mir außerordentlich wohlgethan. Wir setzten uns nun, warfen neues Holz aufs Feuer und ich erzählte, was alles ich seit gestern abend erlebt hatte. Pikart hörte verwundert zu und wollte mir kaum glauben, als ich ihm das Elend und die Lage der Armee schilderte. Er hatte keine Ahnung davon und wußte zu meinem Staunen von nichts.

Achtes Kapitel.

Mit Pikart zusammen. — Kosaken. — Pikart verwundet. — Polnische Gastfreundschaft. — Schreckliche Stunden. — Wir treffen die Armee. — Der Kaiser und die heilige Legion. — Uebergang über die Beresina.

Nach der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz hatte Pikart sein Regiment nicht wiedergesehen, da er zur Eskorte eines Teils der Wagen des kaiserlichen Hauptquartiers kommandiert worden war. Da dieser Wagenzug der Armee stets um zwei bis drei Tagemärsche vorausfuhr, so lernte die Begleitung desselben auch nicht annähernd die Not der Armee kennen. Nur 400 Mann stark, fand sie da und dort immer etwas zu leben und zudem war auch von Smolensk für mehrere Tage Proviant mitgenommen worden. Von der Schlacht bei Krasnoi hatte der Transport nichts zu hören und zu sehen bekommen, da er das Glück gehabt hatte, vierundzwanzig Stunden vor Eintreffen der Russen die Stadt zu verlassen. In Orscha war es ihm gelungen, sich neue Mehlvorräte zu beschaffen. Auch an Obdach hatte es den Begleitmannschaften nicht gefehlt, da sich in jedem Dorf für die geringe Zahl immer noch genug Gebäude gefunden hatten. Kurz, für meinen alten Kameraden begann die Not erst mit dem Augenblick unseres Zusammentreffens. Dieses aber hatte ein Vorfall herbeigeführt, über den er erzählte:

„Als wir gestern nachmittag unterwegs waren, wurden wir von etwa 600 Kosaken und andern Wilden angegriffen. Sie holten sich aber nur blutige Köpfe, denn da wir Zeit behalten hatten, unsere Wagen im Viereck auffahren zu lassen, so schossen wir erst, als die Teufel dicht heran waren. Jede Kugel saß entweder in einem Mann oder in einem Pferde. Elf Mann fielen gleich tot aus dem Sattel

und die übrigen jagten, schneller als sie gekommen waren, wieder davon, so daß wir nicht rasch genug laden konnten, um noch hinterher zu pfeffern. Sie stießen dann obendrein noch auf polnische Lanciers der Division Dombrowski, die gerade von Borisow kamen und ihnen den Rest gaben. Unter den Gefangenen, die dabei gemacht wurden, befand sich auch der Kalmucke da mit der zerhauenen Fratze. Sie haben ihn aber, wie alle andern Gefangenen, wieder laufen lassen.

„Nachdem wir also die Kosaken so schön abgeschmiert hatten, wurden die Fahrer auf einmal wie toll und verrückt. Nicht weit vor uns lag der Wald; vor diesem aber noch ein Hohlweg. Plagt die Kerle plötzlich der Teufel, daß jeder zuerst im Schutze des Waldes sein will. Jeder fährt, was das Zeug halten will, zu; ein Teil um den Hohlweg herum, in der Hoffnung, auch so nach dem Walde zu kommen. Der Wagen, bei dem ich bin, thut das auch und parbauz liegen wir auf einmal hier unten. Na, schön war das nicht, aber es hatte keiner Schaden genommen, nur der Wagen hatte gelitten und die Pferde waren tot. Der bei uns befindliche Unteroffizier wollte Hilfsmannschaften herbeiholen und ließ mich mit zwei Chasseuren als Wache zurück. Wir warteten wohl schon eine Stunde, da sahen wir endlich Leute kommen, aber das waren neun Nachzügler, die, ohne sich um unsern Widerspruch zu kümmern, sogleich über den Wagen herfielen, weil sie meinten, daß er Lebensmittel enthielte. Alles wurde herausgeworfen, durchsucht und geraubt, und da wir das doch nicht so ruhig mit ansehen konnten, nahmen endlich auch wir was wir erwischen konnten, um es später denen wieder geben zu können, denen es gehörte. Ich für mein Teil rettete den weißen Mantel, von dem ich hoffte, daß er mir noch gute Dienste leisten wird. Was meine beiden Chasseure bei der Geschichte für ein Geschäft machten, weiß ich nicht, da sie sich

heimlich weggeschlichen und mich allein gelassen haben, die Hundsfötter."

„Na, alter Freund," lachte ich, „Sie haben mich ja nun dafür, und im übrigen trösten Sie sich, denn wenn unsere eigenen Marodeure den Wagen nicht geplündert hätten, so würde er von den Russen ausgeräumt worden sein, die am Ende schon im Anzuge sind, da sie vorhin zum Satteln geblasen haben."

„Ich habe das Blasen in meinem Kasten auch gehört," erwiderte Pikart, „es aber für die Reveille unserer Kavallerie gehalten."

„Ach, guter Pikart, damit ist es schon seit vierzehn Tagen aus. Wir haben keine Kavallerie mehr. Von den 40000 Mann sind jetzt etwa nur noch 1000 übrig, und außerdem ist noch eine Eskadron formiert, die den Namen ‚die heilige' trägt und nur aus Offizieren besteht. Sie wird vom ältesten Marschall komandiert; Generale und Obersten bekleiden die Offiziers- und Unteroffiziersstellen und die übrigen Offiziere versehen den Dienst des Gemeinen. Ganz ebenso ist auch ein ‚heiliges Bataillon' aus allen den Offizieren gebildet, von deren Truppe nichts mehr geblieben ist. Ja, ja, mein Alter, Sie werden sich wundern, wenn Sie die Große Armee wiedersehen! Uebrigens werden wir gut thun aufzubrechen, sonst kommen uns die Russen noch über den Hals. Ich muß mir nur zuvor noch mein Gewehr suchen."

Glücklicherweise hatte es in der Nacht nicht mehr geschneit, und mit Hilfe Pikarts, der mir mit einem Span leuchtete, fand ich es bald. Zum Feuer zurückgekehrt setzten wir nun zuerst unsere Gewehre in schußfertigen Zustand und brachten danach unsere Fußbekleidung für den Marsch in Ordnung. Wir waren eben damit fertig, als Pikart plötzlich meinen Arm fassend ‚Pst' macht, schnell einen Küraß über

das Feuer wirft und mir zuflüstert: „nieder!“ Kaum liegen wir platt am Boden, als in aller Stille oben eine Abteilung russischer Kavallerie vorüberzieht.

Es dauerte eine gute Viertelstunde ehe wir es wagen konnten, uns wieder zu erheben. Während wir uns ganz steif gefroren reckten und streckten, sagte Pikart: „Na, das war scharf an der Ecke vorbei. Dacht ich doch jeden Augenblick, dieser verteufelte Kalmucke da würde anfangen zu brüllen wie 'n Stier, um die Seinen herbeizurufen; da hätten wir unsern letzten Psalm singen können. Zum Glück scheint der Kerl erfroren zu sein. — Jetzt aber fort. Wohin geben wir Fersengeld?“

Wir hielten es für das Beste die Richtung einzuschlagen, aus welcher die Russen gekommen waren und traten sofort unsern Marsch an. Nach einer Weile blieb Pikart stehen und sagte: „Donnerwetter, ich habe die Hauptsache vergessen; wir müssen noch einmal zurück. Beim Wagen befindet sich ein kleiner Kessel, der ist uns unentbehrlicher als alles, was schon darin gewesen ist.“ Ich bezeigte keine große Lust, deshalb noch einmal umzukehren, er aber polterte: „Marsch, vorwärts oder wir verhungern!“

Am Wagen wieder angelangt löste Pikart die Kette, an welcher der Kessel befestigt war. Währenddem bemerkten wir, daß der Russe doch noch nicht gestorben war; er wand sich ächzend und stöhnend unter großen Schmerzen. Das erregte unser Mitleid. Wir traten zu ihm und suchten ihn so gut als möglich zu legen, indem wir ihm eine weiche Unterlage von mehreren Schaffell-Schabracken machten. Hiernach gingen wir wieder zu dem Kessel. Derselbe war derart verbeult und verbogen, daß er eigentlich völlig unbrauchbar erschien, das hinderte aber Pikart nicht, ihn mir ohne weiteres auf den Rücken zu binden.

Gegenüber der Stelle, wo ich am Abend vorher abgestürzt war, erklommen wir jetzt so rasch als möglich den Abhang, um noch vor Tageshelle den Schutz des Waldes zu erreichen.

Oben verschnauften wir einen Augenblick und suchten uns über die Richtung zu orientieren, die wir einschlagen müßten. Als Pikart über dieselbe mit sich einig geworden war, denn mich fragte er gar nicht, kommandierte er ganz kurz: „Geradeaus!“ und stürmte sogleich mit langen Schritten davon; ich hinter ihm her. Kaum hatte er etwa dreißig Schritte gemacht, als ich ihn plötzlich verschwinden sehe. Er war in ein Loch von wenigstens sechs Fuß Tiefe gestürzt, gab aber keinen Laut von sich. Schweigend streckt er mir sein Gewehr entgegen und ich ziehe ihn an diesem heraus. Nun aber bricht er los. Ein Schwall von Flüchen entsprudelt ihm. Er lästert Gott und alle Heiligen des Landes, nennt Napoleon einen übergeschnappten Korporal, einen Menschenschinder, der jetzt alles zu Tode hetze, weil er in seiner Verblendung und Starrköpfigkeit in Moskau den Winter hätte herankommen lassen. „Himmelsakerment!“ schreit er, „sechzehn Jahre bin ich nun schon bei ihm und habe in Aegypten und im Sande Syriens viel ausgehalten, aber das war ja alles Spielerei im Vergleich zu dem, was man hier in der gottverdammten Schneewüste ertragen muß. Dazu gehört wahrhaftig ein zähes Leben!“

„Ganz meine Meinung,“ suchte ich den wütenden Alten zu beruhigen, „aber wir haben jetzt keine Zeit zu solchen Erörterungen, sehen wir, ob wir nicht weiter links besser durchkommen.“

Pikart zog den Ladestock aus seinem Gewehr und sondierte den Schnee rechts und links, aber er fand überall die gleiche Tiefe. Es blieb nichts übrig als der Versuch, uns

auf derselben Stelle durchzuarbeiten, wo er versunken war, und das glückte endlich. Auf halbem Wege zum Walde kamen wir an eine Schlucht, ähnlich jener, in welcher wir übernachtet hatten. Ohne uns viel um die Gefahr zu kümmern durchquerten wir sie, die Anstrengung aber war so groß gewesen, daß auf der andern Seite erst eine kurze Rast gemacht werden mußte, ehe wir weiter zu schreiten vermochten. Da sahen wir zu unserer Rechten mit erschreckender Schnelligkeit schwarze Wolkenmassen einherjagen, die nur von einem Orkan derartig getrieben werden konnten, und hörten bald auch das Brausen des Sturmes durch die Tannen und Birken des Waldes. Oefter noch fielen wir in schneeverwehte Löcher, endlich aber war das ersehnte Ziel erreicht und zwar gerade in dem Augenblick, als es anfing in großen Flocken zu schneien.

Der Orkan tobte so gewaltig, daß uns in jedem Augenblick Bäume zu zerschmettern drohten, die entwurzelt wurden oder niederbrachen. Unserer Sicherheit wegen mußten wir den Wald verlassen und den Rand desselben verfolgen, der am Ufer eines gefrorenen Sees entlang lief. Doch auch hier draußen konnten wir bald nicht weiter, da uns der Sturm solche Massen von Schnee entgegen trieb, daß wir die Augen nicht zu öffnen vermochten. Wir waren genötigt, einstweilen hinter zwei dickstämmigen Birken Schutz zu suchen.

Nachdem wir hier lange Zeit gestanden und mit den Füßen getrampelt hatten, um das Blut in Bewegung zu erhalten, legte sich endlich das Unwetter soweit, daß wir unsern Weg wieder fortsetzen konnten. Wir waren schon eine ganze Strecke am See entlang gegangen, als mir Pikart plötzlich mit der Hand ein Zeichen giebt, und den Blick fest auf einen Punkt geheftet, stehen bleibt. Verwundert sehe ich ihn an. Er legt die Hand auf den Mund, faßt meinen Arm und zieht mich hinter ein kleines Tannengebüsch. Leise frage ich hier:

„Was giebt's denn?“ Er zeigt mit dem Finger und flüstert: „Da, Sergeant, Rauch von einem Lagerfeuer!“ Er hatte recht. Vom Winde zerteilte dünne Rauchwolken flogen über den Schnee.

„Das Feuer kann ja von den Unsrigen sein,“ sagt er mit unterdrückter Stimme, „es kann aber auch ein feindliches sein, also Vorsicht.“ Er schritt hierauf, sich innerhalb des Waldrandes haltend, wieder los und ich folgte.

Nach wenigen Minuten stutzten wir wieder. Nicht weit von uns hinter einem Strauch stand ein Pferd, welches an der Rinde einer Birke nagte. Das Tier war ohne Sattel und Zaumzeug, woraus wir schlossen, daß es verwundet und deshalb zurückgelassen sei. Jetzt hatte es Witterung von uns bekommen, denn es hob den Kopf und wieherte; dann kam es ruhig auf uns zu und schnupperte an Pikart wie an einem alten Bekannten. Wir wagten uns weder zu rühren noch zu sprechen. Das Teufelsvieh ging nicht wieder weg, im Gegenteil, die Bärenmütze Pikarts hatte sein Interesse erregt und es begann ganz gemütlich daran zu zupfen. Ich hätte laut auflachen können über das Gesicht, was dieser schnitt, als ihm die Mütze immer schiefer gezogen wurde und er in der Furcht, durch eine Abwehr Geräusch hervorzurufen, stille hielt wie ein Ast. Endlich bemerkten wir, daß der zutrauliche Gaul einen Schuß in der Brust hatte. Das beruhigte uns sehr und wir wagten es nun, ihm einen Klaps zu geben und mit aller Vorsicht weiter zu schleichen. So kamen wir bald an eine Lichtung, auf der sich Schutzhütten, niedergebrannte Feuer und mehrere tote, zum Teil aufgezehrte Pferde befanden. Nach unserer Schätzung mußten hier an zweihundert Mann gelegen haben, ohne Zweifel die Reiter, die an der Schlucht bei uns vorübergezogen waren. Die Gefahr erschien uns hierdurch so verringert, daß wir, nach sorgsamer Rekognoszierung der Umgebung, den Beschluß faßten, hier eine Rast zu machen und

uns bei der inzwischen dem Orkan gefolgten Windstille eine Mahlzeit zu bereiten. Bald war eins der Feuer wieder angefacht und die Wärme desselben, sowie die Aussicht auf eine kräftige Fleischsuppe stimmte uns sehr vergnügt. Wie wenig gehört doch dazu, Menschen glücklich zu machen, denen es schlecht geht.

Pikart nahm mir den Blechkessel vom Rücken, schüttelte nun aber doch bedenklich den Kopf, als er den Zustand dieses Gefäßes bei Tageslicht sah. Indessen der alte Praktikus wußte sich schnell zu helfen. Er nahm mein Beil, fällte eine armdicke Tanne derart, daß der Stumpf etwa anderthalb Fuß über dem Boden als Amboß stehen blieb, und hackte dann noch ein Stück von gleicher Länge zum Gebrauch als Schlegel ab. Diesen letzteren umwickelte er mit Lappen, um beim Ausbeulen jeden Lärm möglichst zu vermeiden. Darauf begann er die Arbeit, stimmte dabei aber zu meinem Entsetzen auf einmal ein Marschlied an.

Seine mächtige Stimme dröhnte, als käme sie aus einem Faß. Wer nur irgend in der Nähe war, mußte dieselbe hören und von ihr herbei gezogen werden. Ich sagte deshalb: „Aber guter Pikart, thun Sie mir den einzigen Gefallen, ist das wohl der Augenblick so laut zu singen, bedenken Sie doch unsere Lage!“ Er hob nur den Kopf, nickte mir grinsend zu und sang ruhig weiter.

Als ich mein Unbehagen hierüber nicht verbarg, hörte er endlich auf und zeigte mir bald mit Stolz den Kessel, den er wirklich wieder völlig brauchbar gemacht hatte und nun sogleich mit Schnee gefüllt ans Feuer setzte.

Das Schmelzen dauerte nicht lange und bald stopften wir in den Kessel so viel Fleisch, als er zu fassen vermochte. Darauf nahm Pikart aus seinem Tornister ein Taschentuch, in dessen einem Zipfel er Gries und in dem andern Salz

eingebunden hatte. Mir lief das Wasser im Munde zusammen bei dem Gedanken, eine mit echtem richtigen Salz gewürzte Suppe essen zu sollen. Seit vier Wochen kannte ich nur Pulver als Salz. Pikart unterzog sich allen Mühen der Küche mit großem Eifer und behandelte alles so kunstgerecht, als wenn er im Leben nichts anderes als Koch gewesen wäre.

Da ich nichts helfen konnte und entsetzlich müde war, sagte ich, daß ich jetzt ruhen wollte, er solle nachher an die Reihe kommen. Er war damit sehr einverstanden und versicherte mir, daß er neben dem Kochen auch gute Wache halten und unsere Gewehre in stand setzen würde; ich solle ganz unbesorgt schlafen.

Ich erwachte, weil ich stark gerüttelt wurde und noch halb im Schlafe hörte: „He, Landsmann! immer munter, auf! habt jetzt zwei Stunden geschlafen, wie 'ne tote Ratte, nun komm' ich dran!“ Dies brachte mich auf die Beine. Er nahm meinen Platz ein und ich den seinen; er schlief sogleich, und ich, den Kessel zwischen den Knien, aß mit einem wahren Wolfshunger. Nie in meinem Leben, weder vorher, noch nachher, hat mir, glaube ich, je etwas so gut geschmeckt und mich so erquickt, wie diese Mahlzeit. Mein alter Haudegen hatte dieselbe noch vervollständigt durch einen fingerlangen Brocken Hartbrot, mit dem ich mir, wie er sagte, das Pferdefett aus den Zähnen wischen sollte.

Als ich mich gesättigt hatte, stand ich auf um Wache zu halten. Kaum fünf Minuten waren vergangen, als das verwundete Pferd, welches uns nicht verlassen und inzwischen ruhig wieder an den Bäumen genagt hatte, plötzlich aufwieherte, sich in Bewegung setzte und bis mitten auf den See galoppierte. Hier blieb es stehen und wieherte abermals, worauf es Antwort von andern Pferden erhielt und sofort in der Richtung dieser davontrabte. Gedeckt durch einen Busch,

verfolgte ich seinen Lauf mit den Augen und sehe einen Trupp von einigen zwanzig Mann feindlicher Kavallerie über den See kommen. Ich rufe Pikart, er schläft aber so fest, daß ich ihn erst an den Beinen ziehen muß ehe er die Augen aufschlägt. „Na nu! was ist denn los?“ — „Auf Pikart! schnell! es sind Russen auf dem See!“ — „Himmelsapperment, können einen die Teufel nicht einmal 'ne gute Mahlzeit in Ruhe verdauen lassen!“ — „Es ist mir auch schwer genug geworden, mein Alter, Ihren Schlaf unterbrechen zu müssen, aber es ging doch nicht anders, möglicherweise könnten sie ihren Weg hierher nehmen.“ — „Freilich, das stimmt. O! dieses vermaledeite Handwerk! Wo sind die Kerle?“ — „Dort drüben, rechts!“

Er blickte nach der Richtung und gerade in dem Moment hielten die Leute, stiegen ab und führten ihre Pferde am Zügel an eine Stelle, um die sie einen Kreis schlossen. Hier stießen sie eine Weile mit ihren Lanzenschäften aufs Eis. Dies ließ uns schließen, daß dort wahrscheinlich am Abend vorher ein Loch zum Tränken der Pferde ausgehauen worden und jetzt die dünne Eisdecke desselben leicht zu durchstoßen war. Während wir dem zusahen, zeigten sich plötzlich, von einer andern Seite kommend, noch fünf Reiter, die etwa auf halber Schußweite an uns vorüberzogen.

Jetzt hielten wir es an der Zeit eiligst aufzubrechen. Es mochte gegen elf Uhr sein und so durften wir hoffen, wenn alles gut ging, bis um vier Uhr, wo es dunkel wurde, eine gute Strecke zurückzulegen. Meiner Ansicht nach konnte die Armee nicht mehr sehr weit von uns sein, da uns die Russen an der Beresina erwarteten und sich daher an dieser erst alles sammeln mußte.

Wir packten beide soviel Fleisch ein, als wir nur unterzubringen vermochten und beschlossen, uns immer am Wald-

rand zu halten, weil wir uns auf diese Weise einerseits am wenigsten verirren und andererseits, bei drohender Gefahr, schnell in den Wald werfen konnten.

So wanderten wir, er, den Tornister auf dem Rücken, welcher im Ueberzug der Bärenmütze mehr als fünfzehn Pfund frisches Fleisch enthielt; ich, mit dem Kessel beladen, in dem das auf Vorrat gekochte Fleisch sich befand. Unterwegs erzählte er mir, daß es stets seine Gewohnheit gewesen sei, wenn es auf Märschen bei der Kompagnie viel zu tragen gab, für seinen Anteil Lebensmittel zu wählen, mochte die Menge derselben auch noch so groß sein, denn auf diese Weise hatte er dann nach einigen Tagen immer am wenigsten zu tragen gehabt. Er wollte sich eben über die Vorteile des Grundsatzes noch weiter auslassen, als sich das Knattern einzelner Gewehrschüsse auf der andern Seite des Sees hören ließ. Wir sprangen in den Wald, lauschten und spähten, es wurde aber alles wieder still und so schlichen wir vorsichtig weiter.

Der Orkan, der sich, als wir ruhten, vollständig gelegt hatte, bedrohte uns jetzt von neuem. Schwarze Wolken wie am Morgen zogen über den Wald und machten ihn so dunkel, daß wir es nicht wagen durften, beim Losbrechen des Unwetters in ihm Schutz zu suchen. Wir überlegten noch, was wir in dem Fall thun sollten, als wieder Schüsse knallten, diesmal aber viel näher. Wir sahen zwei Trupps Kosaken, die sieben französische Infanteristen einzuschließen versuchten. Dieselben schienen aus einigen Häusern jenseits des Sees gekommen zu sein, stiegen leichtfüßig das dort hohe Ufer hinab, und flüchteten in der Richtung des Waldes gerade auf uns zu.

Sie hatten mit mehr als dreißig Kosaken zu thun, von denen die Hälfte in schneller Gangart einen Vorsprung zu gewinnen suchte, um ihnen den Weg zu verlegen.

Unsere Gewehre waren geladen und Munition hatten

wir genug. Unser Beschluß, den bedrängten Unsrigen beizustehen, stand demnach sofort fest. Wir kamen überein, daß Pikart, der ein vorzüglicher Schütze war, das Schießen und ich das Laden besorgen solle. „Ich werde sie wegputzen wie Enten auf dem Teiche,“ fuhr er fort, „zuerst aber werden wir einmal gleichzeitig losdonnern, um die Aufmerksamkeit der Bande hierher zu lenken und unsern Leuten vielleicht dadurch etwas Luft zu machen. Wenn es Zeit sein wird, werde ich ‚Feuer!‘ kommandieren.“

Die Unsern kamen uns indessen immer näher und Pikart erkannte in ihnen die Nachzügler, welche am Tage vorher seinen Wagen geplündert hatten; der feindliche Trupp, der ihnen den Rückzug abschneiden wollte, war jetzt nicht weiter als vierzig Schritt von uns. Pikart erachtete dies für günstig und flüsterte: „Fertig machen. — Achtung — Feuer!“ Ein Russe fiel vom Pferde, die andern stoben auseinander, bis auf zwei, welche bei dem Verwundeten blieben, der auf eine Hand gestützt auf dem Eise saß.

Wir luden schnell. Pikart sandte eine zweite Kugel ab und verwundete eines der Pferde der beiden Kosaken. Jetzt flohen dieselben, wobei sie sich nach ihrer Gewohnheit sehr geschickt durch ihre Pferde zu decken wußten. Im selben Augenblick hörten wir zu unserer Linken wildes Geschrei und sahen unsere unglücklichen Landsleute von dem größten Teil der Kosaken umzingelt. Gleichzeitig bemerkten wir, wie einer derselben, der wahrscheinlich zu unserer Beobachtung aufgestellt war, fortwährend nach dem Fleck stierte, von dem aus wir bisher geschossen, den wir jetzt aber verlassen hatten. Das Ziel war zu verführerisch, der Schuß knallte und der arme Bursche sank durch den Kopf getroffen vom Pferde.

Erschreckt hiervon machen die, welche die Unsern umringt haben, eine kurze, rückgängige Bewegung und erhalten

dabei von den zu einem Knäuel vereinigten sieben Mann Feuer, welches vier Sättel leer macht. Ein Wutgeschrei erhebt sich und der Feind, der recht gut weiß, daß nun sein Gegner augenblicklich ohne Kugel im Lauf ist, stürmt unverzüglich wieder an. Ein erbittertes Handgemenge entspinnt sich. Vier der sieben Unsrigen liegen am Boden und wehren sich unter den Hufen der Pferde, die andern drei fliehen verfolgt dem Walde zu.

Wir hielten uns bereit, sie aufs kräftigste zu unterstützen, als plötzlich das schon lang drohende Unwetter mit furchtbarer Gewalt losbricht und uns in eine dichte Schneewolke hüllt. Wir mußten uns aneinander festhalten, um nicht vom Sturm umgerissen zu werden. So schnell wie die Bö aber gekommen, ebenso schnell war auch ihr Hauptstoß vorüber. Die Atmosphäre war wieder frei und wir sahen mehrere Feinde vier Schritt vor uns. Bei unserm Anblick brachen sie in ein Geheul aus, wagten aber nicht, sich auf uns zu werfen, obwohl wir ihnen mit unsern verschneiten Gewehren und erstarrten Händen fast wehrlos gegenüber standen. Glücklicherweise ließen sie sich durch unsere ihnen entgegengestreckten Gewehre einschüchtern; sie ritten davon und wir gewannen wieder den Wald.

Von hier aus bot sich uns nun ein schreckliches Schauspiel. Wir sahen die drei, welche in dem Augenblick, wo der Sturm losbrach, von fünf Kosaken verfolgt, über den See dem Walde zugerannt waren, jetzt in eiligem Lauf kurz vor der Stelle, wo die Russen ihre Pferde getränkt hatten. Unmittelbar darauf verschwanden sie und zwei der ihnen hart auf dem Leibe sitzenden Kosaken in der Tiefe. Ein Dritter, der den letzteren dicht folgte und sie versinken sah, parierte sein Pferd so scharf, daß es bäumte und sich mit seinem Reiter überschlug. In dem Bestreben wieder aufzukommen,

arbeitete es so mächtig, daß es über den Rand des Loches kam und samt seinem Herrn ebenfalls in demselben verschwand.

Wir waren von Entsetzen erfaßt und auch die noch verbliebenen Kosaken verharrten regungslos auf ihrer Stelle, ohne daran zu denken, zum Beistand ihrer Kameraden zu eilen. Die letzten beiden der fünf Verfolger, die sich dicht bei den Verunglückten befunden hatten, ritten gleich nach der Katastrophe in verschiedenen Richtungen davon. Wir hörten noch ein paar durch Mark und Bein gehende Schreie aus dem Loch und sahen auch einen Pferdekopf noch einigemal auftauchen, dann aber wallte daß Wasser, spülte über den Rand und alles wurde still.

Kurze Zeit darauf erschienen zehn andere Reiter unter Führung eines Offiziers, um die Unglücksstelle zu untersuchen. Sie sondierten mit den Lanzen die Tiefe, schienen aber keinen Grund zu finden und ritten in Begleitung der andern wieder weg.

Es war niemand mehr zu sehen. Einsam wie in der Wüste und schweigend standen wir auf unsere Gewehre gestützt und blickten über den See und auf die vier Leichen der Unsrigen, die unter den Hufen der Pferde geendet hatten. Ihnen zur Seite unterschieden wir drei Kosaken, welche ebenfalls kein Lebenszeichen mehr von sich gaben. Nicht fern von uns lag der, den Pikart durch den Kopf geschossen hatte.

Endlich brach mein alter Gefährte das Schweigen: „Habe eine ganz verteufelte Sehnsucht nach 'ner Pfeife. Möchte doch mal sehen, ob nicht wenigstens einer von denen da etwas Tabak hat;“ dabei deutete er auf die Toten.

Ich war eben im Begriff ihm das gefährliche seines Vorhabens vorzustellen, als wiederum Kosaken sichtbar wurden, die sich mit einem Wagen und in Begleitung von Bauern mit langen Stangen nach der Unglücksstelle zu begeben schienen.

„Die muß auch der Satan gerade herführen,“ grollte Pikart. „Mein schöner Tabak! Wir wollen aber noch nicht gleich gehen, erst wollen wir sehen, was die Kerle machen.“

Ein passendes Versteck war bald gefunden. Das erste war, daß die Kosaken die Leichen der Unseren plünderten, und dann die Bauern denselben alles übrige nahmen, sodaß sie vollständig nackt liegen blieben. Ich hatte, während wir dem zusahen, meine Not mit Pikart, der so erbost wurde, daß er durchaus schießen wollte.

Hiernach wandte sich die ganze Schar der Untersuchung ihrer eigenen Landsleute zu. Zwei derselben, die wohl noch Leben verrieten, wurden mit größter Vorsicht auf den Wagen gehoben, die andern aber warf man wie Ballen darauf. Demnächst fuhr der Wagen in Begleitung von zwei Kosaken ab, und alle Zurückbleibenden begaben sich nach dem Eisloch, woselbst sie mit Stangen und Stricken nach den Ertrunkenen fischten.

Diesen Moment benutzten wir, uns davon zu schleichen. Es war nicht mehr so kalt und mochte jetzt Mittag sein.

Als wir nach einer Weile zurückblickten, bemerkten wir zwei Kosaken, die unsern Spuren folgten. Der Alte stampfte ergrimmt mit dem Fuße. „Sind uns die Hunde also doch auf der Fährte! Na, es sind aber nur zwei und mit denen werden wir bald fertig werden; wir wollen sie nur erst weiter fortlocken.“

Unsere Schritte beschleunigend, sahen wir uns an einer Biegung des Weges wieder einmal nach unsern Verfolgern um; sie waren verschwunden. Mir erschien das ganz angenehm, Pikart aber fluchte: „Das Donnerwetter soll die feigen Halunken erschlagen, sind sie mir richtig durch die Lappen gegangen; die hatten doch gewiß Tabak!“

Oft sperrten Bäume, die der Sturm umgebrochen hatte, den Weg und nötigten uns zu Umwegen. Während eines

solchen stutzte Pikart plötzlich und ließ ein unterdrücktes: ‚Ah!‘ hören. — Unsere beiden Kosaken waren wieder in Sicht; einer ritt ungefähr dreißig Schritt hinter dem andern. Da uns daran gelegen war, sie von den Ihrigen soweit zu entfernen, daß sie im Falle eines Kampfes keine Unterstützung erhalten könnten, schritten wir lang aus.

In dieser Weise etwa eine halbe Stunde unterwegs, versperrte uns auf einmal eine lange wallartige Schneewehe, die sich allmählich nach rechts in einer Schlucht verlor, den Weg. Im Augenblick wußten wir nicht recht wohin und sprangen in den Wald, um dort versteckt zu erspähen, wie wir am besten weitergehen könnten. In dieser Zeit kamen die beiden Kosaken so dicht an uns vorüber, daß wir sie bequem hätten herunterschießen können, doch Pikart, der die Kriegführung verstand, wollte sie erst jenseits des Schneewalles haben, um ihnen jede Hilfe abzuschneiden.

Ebenso wie wir in Verlegenheit waren, die andere Seite zu gewinnen, ritten sie nach kurzer Ueberlegung am Wall entlang in die Schlucht hinein, um das Hindernis zu umgehen. Wir hatten inzwischen mit den Augen eine Stelle entdeckt, an der wir allem Anschein nach in ziemlich gerader Richtung noch vor den Kosaken hinüber gelangen mußten. Sowie sie in der Schlucht verschwunden waren, verließen wir unser Versteck, Pikart, in langen Sätzen voran, ich, so gut ich es mit meinen müden Beinen vermochte, hinter ihm drein. Um mich zu größerer Eile anzutreiben, wandte er einen Augenblick den Kopf nach mir, sprang aber gleich wieder in den Wald zurück, nachdem er mir einen Wink gegeben, mich umzusehen. Ich drehe mich um und erblicke unsere beiden Verfolger wieder hinter uns. Sie hatten jedenfalls in der Schlucht nicht durch gekonnt, oder von vornherein die Absicht gehabt uns zu überlisten.

Ich nahm nun alle meine Kräfte zusammen, um Pikart einzuholen, der inzwischen tiefer in den Wald hineingelaufen war und dort auf mich wartete. Erbost empfing er mich: „Das werden wir den Teufeln anstreichen, wir wollen thun, als ob wir vor ihnen fliehen; das weitere wird sich finden.“ Hiernach liefen wir immer tiefer in den Wald hinein, kehrten aber alsdann mit derselben Eile auf einem Umwege wieder zurück und versteckten uns hinter ein dichtes Gebüsch, dessen schnee- und eisbedeckte Zweige uns vollständig verbargen.

Nach kurzem Warten sahen wir die beiden, wieder mit einem Abstand von etwa dreißig Schritten, hinter einander unserer Spur folgen. Als der vorderste sich bis auf ungefähr vierzig Schritt unserm Versteck genähert hatte, raunte mir Pikart zu: „Sergeant, Ihnen gebührt jetzt der erste Schuß, lassen Sie den Kerl aber erst ganz nahe kommen.“

Ich machte mich fertig und brachte mein Gewehr in Anschlag, als der arme Mensch fast dicht heran war. Möglich, daß hierbei ein Geräusch entstand, welches er vernommen hatte, kurz, er hält plötzlich und sieht sich unruhig um. In demselben Moment kracht mein Schuß. Der Mann wankt im Sattel und will fliehen. Wie der Blitz ist aber Pikart an seiner Seite und sticht ihm das Bajonett in den Leib und faßt das Pferd am Zügel, indem er schreit: „Hierher Herr Sergeant! der andere!“ Er hatte diese Worte aber noch kaum ausgesprochen, als er schon getroffen von einer Kugel, die der inzwischen bis auf einen Schritt herangekommene zweite Kosak aus einer Pistole nach seinem Kopf abgeschossen hatte, zusammenbrach, ohne jedoch die Zügel des Pferdes los zu lassen. Ich stürzte mit dem Bajonett auf den Kosaken los, derselbe machte aber kehrt und galoppierte etwa hundert Schritt weg. Schießen konnte ich nicht, weil ich noch keine Zeit gehabt hatte, wieder zu laden. Ich will

nun zu Pikart, den ich für tot oder mindestens sehr schwer verwundet hielt, der springt aber plötzlich auf, wirft mir, ohne ein Wort zu sagen, die Zügel des Pferdes zu, ergreift sein Gewehr und feuert sofort auf den noch immer auf seiner Stelle haltenden zweiten Kosaken, welcher aber durch eine schnelle Bewegung der Kugel entgeht und der Schlucht zusprengt. Pikart ladet wieder und tritt dann zu mir. „So, das wäre gemacht,“ sagt er ganz gelassen, „nun wollen wir zuerst vom Kriegsrecht Gebrauch machen und sehen, ob unser Freund da nichts bei sich hat, was uns nützlich sein kann, und uns dann beeilen, daß wir fortkommen.“

Ich erkundigte mich jetzt teilnehmend, ob er nicht verwundet sei, erhielt aber nur die Antwort: „Pah, ist nichts; können später davon reden.“ Gleichzeitig kniete er bei dem Kosaken nieder und begann die Untersuchung mit dem Gürtel desselben, dem er zwei Pistolen entnahm, von denen die eine noch geladen war. Dabei sagte er: „Der Schelm stellt sich nur tot, er blinzelt mit den Augen.“ Ich band inzwischen das Pferd an einen Baum und beugte mich dann ebenfalls zu unserm Opfer nieder. Mir fiel gleich eine hübsche, kleine Tasche mit silbernen Beschlägen auf; es war die Verbandtasche eines französischen Arztes und da sie uns nützlich werden konnte, hing ich sie mir um den Hals. Unter seinem Mantel trug der Mann die Uniform eines unserer Kürassiere mit dem Kreuz der Ehrenlegion, welches Pikart ihm sofort abriß. Ferner hatte er sich die Brust mit mehreren vierfach zusammengelegten Westen ausgepolstert, die wohl geeignet waren, eine Kugel abzuschwächen oder aufzuhalten. In seinen Taschen fanden wir mehr als dreihundert Franken, zwei silberne Uhren und fünf Kreuze der Ehrenlegion, alles Dinge, die er Toten und Sterbenden abgenommen haben mußte. Ich bin überzeugt, daß wir noch viel mehr gefunden haben würden,

wenn wir uns mehr Zeit hätten nehmen können, aber wir mußten eilig fort, um nicht überrascht zu werden.

Als Pikart, das Pferd am Zügel führend, vor mir her ging, wandelte mich die Lust an, einmal den Mantelsack zu befühlen, der hinter dem Sattel angeschnallt war, und dessen Untersuchung wir uns für gelegenere Zeit vorbehalten hatten. Er stammte, wie ich erkannte, von einem unserer Kürassieroffiziere. Ihn da und dort betastend schien es mir, als ob eine Flasche darin läge. Ich teilte Pikart meine Vermutung mit und dieser schrie augenblicklich: „Halt!“

In weniger als zwei Minuten war der Mantelsack geöffnet und ich zog richtig eine Flasche hervor, deren Inhalt der Farbe nach Wachholderbranntwein sein konnte. Ich entkorkte sie und wollte daran riechen, Pikart aber, der davon nichts hielt, nahm sie sofort, kostete und nickte mir mit freudig strahlenden Augen zu: „Der reinste Genever! auf Ihr Wohl, Sergeant!“ Hierauf trank auch ich und empfand ein Wohlgefühl, wie es sich eben nur empfinden, niemals aber beschreiben läßt. Wir stimmten beide überein, daß dieser Fund mehr wert war als alles übrige und wir ihn deshalb sehr hüten und mit der größten Sparsamkeit behandeln mußten. Ich hatte in meiner Jagdtasche ein kleines Näpfchen von chinesischem Porzellan, noch von Moskau her, dieses sollte für die Folge unser Maß sein.

Wir setzten unsern Marsch im Walde unter großen Beschwernissen fort und trafen nach etwa einer Viertelstunde auf einen ziemlich breiten Weg, der gerade in der Richtung lief, die wir einschlagen mußten, um die große Heerstraße zu gewinnen, welche unserer Rechnung nach nun nicht mehr weiter als zwei bis drei Stunden entfernt sein konnte.

Ich fühlte mich jetzt behaglicher und marschierte nicht mehr fortwährend gesenkten Kopfes; ich sah mich hier und

da um und als dabei einmal wieder mein Blick auf Pikart fiel, bemerkte ich, daß sein Gesicht ganz blutig war und blutige Eiszapfen in seinem Barte hingen. Erschreckt fragte ich, was ihm wäre und ob nicht sein Kopf doch schlimmer verwundet sei als er glaubte, er aber sagte nur, ein Zweig habe ihm die Bärenmütze verschoben und als er die wieder gerade gesetzt, wäre auf einmal das Blut gelaufen. Vorläufig sei keine Zeit, sich damit zu beschäftigen, das käme noch am Abend zurecht.

Um schneller vorwärts zu kommen, äußerte ich, daß es doch eigentlich viel vernünftiger sein würde, wenn wir ritten, worauf er erwiderte: „Meinetwegen, versuchen wir es.“ Wir hielten sogleich, nahmen unserem Gaul den schweren hölzernen Sattel ab und ließen ihm nur die Decke, die darunter lag. Hiernach stiegen wir auf, Pikart vorn, ich hinten; wir thaten noch einen Trunk und dann, unsere Gewehre querüber wie Balancierstangen, ging die Reise los.

Wir waren beide ganz vergnügt und trabten und galoppierten abwechselnd, wo es der Weg zuließ, stellenweise aber war er durch die vielen umgestürzten Bäume fast ganz versperrt. Als wir einmal wieder eine Strecke getrabt waren, hielt Pikart plötzlich an und sagte: „Kreuzschockschwerenot hat dieser Asiate einen harten Trab!“ Dabei rieb er sich den Teil, auf dem er saß, und fragte: „Sagen Sie, fühlen Sie denn nichts?“ Ich lachte: „Ja, weiß der Teufel, ich habe diesen Racker schon lange im Verdacht, daß er an uns den Tod seines Herrn rächen will.“ — „Ha ha, Sergeant!“ kicherte er, „freut mich, freut mich! dann denke ich, wir schenken uns das Traben nun 'ne Weile. Helfen Sie mir doch mal die Schöße meines Mantels unterpacken, denn mein Polster ist schon ganz zersessen.“

Nachdem das besorgt war, ritten wir im Schritt weiter und kamen endlich an eine Straße, welche die unsere durch-

schnitt und die wir für die große Heerstraße hielten. Ehe wir in dieselbe einbogen, wollten wir uns doch erst überzeugen, ob sie es auch wirklich wäre und stiegen ab.

Die Umschau überhob uns bald jeden Zweifels, denn überall starrten uns Leichen aus dem Schnee entgegen. Gleichzeitig entdeckten wir aber auch die festgetretene Spur einer aus Infanterie und Kavallerie bestehenden Truppe, die in aller Ordnung erst kürzlich hier vorübergekommen sein mußte. Es konnte dies nur eine russische Marschkolonne gewesen sein, und zwar wie wir schlossen, die Vorhut von Truppen, welche unserer Armee nachzogen. Wir mußten hiernach annehmen, uns zwischen einer russischen Heeresabteilung zu befinden und hatten somit jeden Augenblick zu befürchten, die Spitzen der ihrer Vorhut folgenden Truppen auftauchen zu sehen. Was sollten wir nun thun? Die Straße durften wir nicht verlassen, das stand fest. Wir überlegten hin und her. Endlich sagte Pikart: „Ach was, jetzt hab' ich's. Mir kommt eine ausgezeichnete Idee. Wir setzen uns wieder aufs Pferd, ich, mit dem Gesicht nach vorn, und Sie, Sergeant, mit dem Gesicht nach hinten, also Rücken gegen Rücken. Wir bilden auf diese Weise eine Vorhut und eine Nachhut. Ich sehe, ob etwas von vorn kommt, und Sie blicken über den Schwanz und passen nach hinten auf."

Dieser Gedanke ließ mich von neuem die Kriegskunst Pikarts bewundern. Wir gingen sofort an die Ausführung, und wenn es auch einer geraumen Weile bedurfte, ehe ich mein Verhältnis als Nachhut einzunehmen vermochte, so gelang es mir doch endlich, und wir bildeten nun, wie Pikart gutlaunig meinte, einen Doppeladler mit zwei Augen vorn und zwei hinten. Bevor wir in dieser Kriegsformation unsern Marsch antraten, hielten wir beide jedoch eine neue Herzstärkung für angezeigt und nahmen ein Mäßchen, schworen

uns hierbei aber, nunmehr den Rest der Flasche für die äußerste Not aufzubewahren. Darauf gab Pikart dem Gaul mit den Hacken das Zeichen zum Aufbruch und weiter ging es durch den düsteren, schweigenden Wald.

Der Nordwind begann wieder schneidend zu wehen und blies der Nachhut so ins Gesicht, daß sie es bald angemessen fand zu streiken. Zum Glück gestattete die Klarheit der Luft auf der breiten schnurgerade laufenden Straße einen weiten Blick, sodaß wir gefährliche Ueberraschungen nicht zu befürchten brauchten.

Nach einiger Zeit trafen wir auf sieben mit Schafpelzen und Bastschuhen bekleidete Bauern, die am Waldrand standen. Sie wünschten uns auf polnisch ‚guten Tag' und freuten sich Franzosen in uns zu finden. Wir erfuhren von ihnen, daß sie zur Miliz gehörten, die in Massen gegen uns aufgeboten würde und daß sie zu den Russen nach Minsk unterwegs wären; in allen Dörfern befänden sich Kosaken, welche die Bauern mit Knutenhieben zum Abmarsch nach ihren Bestimmungsorten trieben.

Als wir uns getrennt hatten, fragte ich Pikart, ob er alles verstanden hätte was die Leute erzählt, und besonders was sie über Minsk gesagt hätten, welches einer unserer großen Stapelplätze für Lebensmittel war. Er bejahte und meinte, wenn man ihnen alles glauben wollte, so müßte der liebe Schwiegervater* einen Verrat an uns begangen haben. Ich begriff nicht was er damit meinte und er setzte mir auseinander, daß wenn die Russen wirklich in Minsk wären, die Oesterreicher beide Augen zugedrückt haben müßten. Noch sprach er in dieser Weise über die Kriegslage, als er plötz-

* Kaiser Franz, der Napoleon 1812 ein Hilfskorps unter Schwarzenberg gewährt hatte.

lich das Pferd anhielt und fragte: „Sieht das da vor uns nicht wie eine Truppenkolonne aus?“ Ich bemerkte auf dem Schnee etwas Dunkles, was aber in demselben Augenblick wieder verschwand; bald darauf unterschied ich jedoch in der That Truppen, die aus einer Bodensenkung heraufstiegen. Kurze Zeit danach erkannten wir an mehreren vorausreitenden Leuten, daß es Russen waren. Wir bogen auf der Stelle in den Wald ein, hatten in demselben aber kaum wenige Schritte gemacht; als unser Pferd bis an die Brust in den Schnee versank, ich herunter fiel und Pikart, an dem ich mich festhalten wollte, mitriß. Während wir uns mit aller Anstrengung aus der Schneewehe herauszuarbeiten suchten, benutzte der verdammte Gaul unsere Not, um davonzulaufen, machte uns jedoch bei seiner Flucht eine Bahn tiefer in den Wald hinein. Wir verfolgten diese und fanden ihn an einer Stelle, wo er des dichten Holzes wegen nicht weiter gekonnt hatte und an einem Baume nagte. Hier ließ er sich ganz ruhig wieder greifen und anbinden. Aus Furcht, von ihm verraten zu werden, beschlossen wir, uns möglichst weit von ihm zu entfernen und zwar ein Versteck an der Straße aufzusuchen, um den Feind im Auge behalten zu können. Als wir ein solches gefunden hatten, war das erste, was Pikart sprach: „Sergeant, ist der Flasche auch nichts passiert?“ — „Nein, mein Alter,“ entgegnete ich heiter, „Gott sei Dank, sie ist heil und ganz.“ — „Na dann,“ grinste er mich schlau an, „dächte ich, läge jetzt ein Fall äußerster Not vor, heraus mit ihr und dem Mäßchen!“ Mir war das ganz aus der Seele gesprochen und so hoben wir wieder einen. Alles wieder wohl verwahrt, reinigten wir nun unsere Gewehre vom Schnee und setzten sie in schußfertigen Zustand.

Die Truppe war inzwischen ziemlich nahe gekommen. Ihr voran ritten zehn bis zwölf Tartaren und Kalmücken,

die einen mit Lanzen, die andern mit Bogen und Pfeilen; zu beiden Seiten der Straße gingen in langer Reihe Bauern, die mit allen möglichen Arten von Waffen ausstaffiert waren; in der Mitte bewegte sich ein Zug von wenigstens zweihundert der Unseren, die gefangen genommen worden waren. Viele davon schienen verwundet, ein Teil trug den einen Arm in einer Schlinge, die meisten schleppten sich, auf dicke Knüppel gestützt, mühsam vorwärts. Mehrere stürzten gerade vor uns nieder. Die Bauern wurden angehalten, sie zu schlagen, die Tartaren stießen sie mit ihren Lanzenschäften. Doch durch keine Mißhandlung waren die Aermsten zu bewegen, sich wieder zu erheben. Wir zitterten bei diesem Anblick vor innerer Erregung; Pikarts Gesicht war vor Wut so verzerrt, daß ich jeden Augenblick befürchtete, er würde sich auf die Unmenschen stürzen. Da kam ein Offizier herangaloppiert, der der Kolonne zu halten befahl. Er wandte sich in gutem Französisch an die auf der Erde Liegenden und fragte, ob sie nicht weiter könnten, worauf einer mit schwacher Stimme ächzte: „Nein, es geht nicht mehr, lassen Sie uns hier sterben.“

„Nicht doch,“ tröstete der Offizier, „die Wagen werden bald heran sein, und da will ich sehen, daß wenigstens die Kränksten von euch darauf Platz finden. Uebrigens wäret ihr bei den Eurigen auch nicht besser daran, denn Napoleon mit samt seiner Garde und der ganzen Armee ist jetzt gefangen, da die Beresinabrücken zerstört sind, und kein Entrinnen mehr möglich ist.“

Jetzt kamen die Wagen; sie bestanden aus zwei Gepäckwagen und einer Schmiede, die schon mit Kranken und Verwundeten beladen waren. Fünf Tote wurden herunter geworfen und an die Seite der Straße geschafft. Die Bauern plünderten sie sogleich bis aufs Hemd. Der Offizier ließ ihren Platz durch fünf andere ersetzen, von denen drei den

Eindruck hervorriefen, als ob sie sehr bald wieder andern Platz machen würden. Darauf befahl er den Bauern, die den Toten geraubten Kleider an die Gefangenen zu geben, die sie am nötigsten bedurften, und als die Leute nicht schnell genug gehorchten, gab er seinem Befehl mit der Knute Nachdruck.

Als der Zug weit genug weg war, gingen wir zu unserem Pferde, welches inzwischen allen Schnee um sich herum weggescharrt und nach Gräsern gesucht hatte. Ich band es los und nahm es am Zügel. Pikart war inzwischen, ohne sich auch nur im geringsten um mich oder das Pferd zu kümmern, schon wieder nach der Straße vorausgeschritten. Er war nach dem, was er soeben gehört und gesehen hatte, vollständig in Gedanken versunken und wie geistesabwesend. Als ich ihm endlich auf der Straße zurief, zu warten und aufzusteigen, that er das wortlos, und stumm ritten wir weiter.

Nach einer Stunde kamen wir an eine Stelle, wo wir hofften, das Ende des Waldes erreicht zu haben, doch war es nur eine große Lichtung. In der Mitte lag ein ziemlich großes Gehöft mit mehreren Gebäuden; es war eine der schon öfter erwähnten Poststationen. Leider sahen wir Kosakenpferde an den Bäumen angebunden und mußten deshalb versuchen, unsern Weg im Walde fortzusetzen. Dies erwies sich aber bald als unmöglich. Man hätte glauben können, daß nie ein menschlicher Fuß diese Wildnis betreten hatte. Der dichte Stand der Bäume, das undurchdringliche Gestrüpp und die vor Alter umgebrochenen Waldriesen verwehrten jeden Durchgang. Es blieb uns keine Wahl — auf die Gefahr hin gesehen zu werden, mußten wir der Straße folgen.

Es war schon fast dunkel und wir hatten noch nicht die Hälfte unseres Weges zurückgelegt. Ermüdet bogen wir endlich in einen Pfad ein, der rechts in den Wald führte, um dort etwas zu ruhen. Nachdem wir vom Pferde gestiegen,

war es unser erstes uns wieder mit einem Tropfen zu stärken. Das war nun das fünftemal, daß wir ins Glas guckten. Die Flasche enthielt jetzt nur noch einen kleinen Rest.

Da es hier viel geschlagenes Holz gab, beschlossen wir, noch ein Stück weiter zu gehen, um von dem Gehöft mehr abzukommen. Bei einem Holzhaufen, der uns teilweise Schutz gewährte, machten wir Halt. Pikart entledigte sich seines Tornisters, ich mich des Kessels. Dann riß ich wieder ein Stück von meinem Hemd ab und reichte es Pikart; dieser machte sich Zunder daraus, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne seines Gewehrs, legte den Zunder darauf und drückte ab. Es blitzte auf, der Zunder fing Feuer, zugleich aber gab es einen furchtbaren Knall, der uns erbeben machte, weil wir nun erwarten mußten, entdeckt zu werden.

Seit Pikart den Zug der Gefangenen gesehen und den Offizier über die Lage Napoleons und der Armee hatte sprechen hören, war er wie ausgewechselt. Es schien beinahe, als ob sein Geist darunter gelitten hätte. Benommen von dem Gedanken hatte er ganz vergessen, daß das Gewehr geladen war. Unmittelbar nach dem Schuß blieb er eine ganze Weile stumm, dann aber schalt er sich einen dummen Rekruten, einen Schafskopf und alten Esel. Mehrere Hunde antworteten dem Knall und er meinte, er würde sich gar nicht wundern, wenn nun gleich die Russen kämen und ein Treibjagen wie auf Wölfe auf uns anstellten. Ich war gewiß noch viel besorgter als er, sagte aber, um ihn zu beruhigen, daß wir bei dem Wetter und zu so später Stunde kaum etwas zu befürchten hätten.

So zündeten wir uns also auf gut Glück ein Feuer an und entdeckten bei dem Schein desselben Stroh, welches hinter einem Holzhaufen lag und wahrscheinlich von den Bauern dort versteckt worden war. Dies erschien uns wie

ein Zeichen, daß uns der Himmel noch nicht vergessen hatte und Pikart sprach wieder in seiner gewohnten Weise: „Mut gefaßt, Landsmann, das wird uns retten, wenigstens für diese Nacht und morgen vertraue ich, wird der alte Herrgott uns zum Kaiser führen und dann ist alles gut!“ Pikart dachte wie alle Soldaten, die unter dem Kaiser alt geworden, ihn abgöttisch verehrten, daß wenn sie bei ihm wären, es an nichts fehlen könne, ihm war ja alles möglich.

Wir machten unserm Pferde gleich eine so dicke Streu, daß es warm liegen und zur Genüge fressen konnte, zäumten es aber nicht ab, um jeden Augenblick zum Aufbruch bereit zu sein. Aus dem Rest des Strohs stellten wir für uns eine Art Hütte her.

Pikart setzte jetzt ein Stück Fleisch im Kessel ans Feuer und äußerte dabei: „Wissen Sie, Sergeant, ich muß immerzu an das denken, was da der russische Offizier sagte.“ — „Ja, der hat manches gesagt, was meinen Sie denn?“ — „Na daß der Kaiser und die Garde gefangen ist! Ich weiß ja, daß es nicht wahr ist, denn, Himmelsapperment, es kann ja nicht sein, aber trotzdem will es mir nicht aus meinem dummen Schädel und ich werde nicht eher Ruhe finden, bis ich wieder beim Regiment bin. — Schwerenot, jetzt will ich aber nicht mehr daran denken. Was meinen Sie, ein Tropfen hilft am besten darüber hinweg.“

Ich mußte ihm recht geben und holte also die Flasche wieder vor; sie ging schon stark zur Neige; ich hielt sie gegen das Feuer und ließ Pikart den noch vorhandenen Inhalt sehen, dieser nickte aber nur mit dem Kopf, als wenn er sagen wollte: „ja, ja, es ist traurig,“ goß sein Mäßchen herunter und brummte: „es ist wahrhaftig Zeit, daß uns bald wieder so'n lausiger Tartar in den Weg läuft, es scheint, als ob diese Wilden mit Wutki gut versorgt würden. Wir

erfuhren auch später, daß sie in der That große Rationen Branntwein erhielten, welcher auf Schlitten von der Ostsee herangeschafft wurde.

Das Wetter war für den Augenblick ziemlich mild. Wir saßen einsilbig bei unserm gekochten Pferdefleisch und nagten ohne Appetit daran herum, endlich brach Pikart wieder das Schweigen. „Ich habe vierzig Napoleons im Gürtel,“ hob er an, „und sieben russische Goldstücke, ungerechnet einer Anzahl Fünffrancsstücke; mit Freuden würde ich aber alles hingeben, wenn ich dafür schnell zum Regiment kommen könnte. Uebrigens,“ fuhr er fort, indem er mich aufs Knie klopfte, „die Goldstücke sind nicht in meinem Gürtel, denn ich habe gar keinen, aber sie sind in meiner Uniformweste eingenäht und sollte mir etwas Menschliches begegnen — man kann ja nicht wissen — so gehören sie Ihnen.“

„Nun, wenn es ans Testamentmachen geht, mein Alter, so will ich auch das meinige machen. Ich habe achthundert Francs teils in Gold, teils in Bankscheinen. Gefällt es Gott, daß ich sterbe, ehe wir das Regiment einholen, dann sind Sie mein Erbe.“

Ich hatte, während ich sprach, mechanisch in die kleine Leinwandtasche gegriffen, die ich am Abend vor unserem Zusammentreffen den beiden gestorbenen badischen Offizieren abgenommen hatte, und fühlte etwas Hartes in der Länge von zwei Fingern, ähnlich einem Stück Tau. Als ich es untersuchte entdeckte ich, daß es Tabak war. Welcher Fund für meinen alten Pikart! Ich drückte ihm denselben in die Hand und sein Erstaunen und seine Freude war so groß, daß er augenblicklich seine Pferderippe in den Schnee fallen ließ und sich ein Stück des Tabaks als Priemchen abschnitt, als er weder im Tornister noch in einer Tasche seine Pfeife fand.

Wir waren nun etwa zwei Stunden in unserem Biwak

und es konnte kaum sieben Uhr sein. Beinahe zwölf Stunden mußten wir also hier noch ausharren bevor wir unsern Marsch fortsetzen konnten. Pikart hatte sich entfernt, um, wie er sagte, einmal auf die Latrine zu gehen, er kam und kam aber nicht wieder. Ich begann schon, mich zu beunruhigen und wollte mich aufmachen ihn zu suchen, als er endlich erschien. Er war während der Verrichtung seiner Angelegenheit in eine höchst schwierige Lage geraten und erzählte mir darüber: „Wie ich so dahocke, kommen auf einmal zwei Frauen des Wegs; die eine trug einen Pack, die andere einen Eimer; beides schien schwer zu sein, denn etwa sechs Schritt von mir setzten sie ihre Last nieder um auszuruhen. Ich wünschte sie zu allen Teufeln, denn ich konnte mich während der ganzen Zeit nicht rühren und fror, daß ich klapperte, aber sie standen und schwatzten wie die Elstern. Endlich machten sie sich wieder auf die Beine und ich konnte aufstehen. Es war eine verdammte Geschichte, doch überlegte ich mir währenddessen, daß die Weiber das, was sie trugen, doch irgend wohin bringen müßten und denke nun, daß wenn wir gleich ihren Spuren folgen, wir in ein Dorf oder eine Hütte kommen und dort ein besseres und sichereres Unterkommen finden werden, als wir es hier haben, wo die Racker von Hunden seit dem verdammten Schuß einen solchen Höllenlärm machen, als wollten sie alles gegen uns zusammenrufen."

Das war richtig, aber ich wandte doch ein, daß wir in dem Dorf oder der Hütte auf Russen stoßen könnten. „Möglich ist alles," wies er meinen Einwand ab, „aber das kümmert uns jetzt noch nicht, die Hauptsache ist, daß wir unverweilt aufbrechen!"

So ging es abermals aufs Geratewohl in die Nacht hinein, immer auf den Fußspuren der beiden Frauen. Plötzlich nahmen dieselben eine Wendung nach rechts. Das war

ärgerlich, denn dadurch kamen wir von unserer Richtung ab. Oft wurde der Weg so eng, daß wir die Fußtapfen im Dunkel der Bäume nur durch Niederknieen zu erkennen vermochten. Pikart führte das Pferd und ich hielt mich an dem Schwanze desselben fest, auf einmal aber blieb es stehen. Das arme Vieh klemmte mit den beiden Strohbunden, die es an seinen Seiten trug, zwischen zwei Bäumen. Ich nahm ihm die Bunde ab und belud mich selbst damit, bis der Weg wieder breiter wurde. Ein Ende weiter zweigte ein Nebenpfad ab. Beide Pfade waren betreten und wir standen nun ratlos, welchem wir folgen sollten. Zuletzt beschlossen wir, uns der Führung des Pferdes zu überlassen, und damit es nicht davonliefe, hielten wir es auf jeder Seite des Deckgurts. Endlich erbarmte sich Gott unserer Not; ein Hund schlug an, und bald darauf lag ein ziemlich großes Gemäuer vor uns. Das Ding sah aus wie das Dach einer Scheune, welches auf die Erde gestellt ist. Dreimal machten wir die Runde um dasselbe, ehe wir eine Strohthür fanden, die durch ein Vordach verborgen und so mit Schnee bedeckt war, daß wir sie zuerst nicht gesehen hatten. Pikart öffnete dieselbe und stand vor einer zweiten Thür von Holz. Er klopfte mehrmals und als alles still blieb, wollte er eben die Thür mit dem Gewehrkolben einschlagen, als dieselbe von einer alten Frau aufgemacht wurde, die einen brennenden Kienspan in der Hand hielt, diesen aber vor Schreck fallen ließ, als sie unser ansichtig wurde.

Pikart nahm den Span auf und trat ein; ich band das Pferd unter dem Vordach an und folgte ihm. Wir blickten überall umher, sahen aber niemand, da dicker Rauch alles verhüllte.

Pikart bestrebte sich, seiner Stimme die sanftesten Töne zu entlocken und wünschte aufs höflichste in polnischer Sprache:

Guten Abend. Der Gruß wurde verstanden. Ein alter Mann kam uns entgegen und rief, sowie er uns erkannte: „Ach, das sind ja Franzosen!“ Er sagte es zuerst auf polnisch und wiederholte es auf deutsch. Wir erklärten ihm in derselben Weise, daß wir der Garde Napoleons angehörten. Bei dem Namen Napoleon verneigte sich der brave Pole und wollte uns die Füße küssen. Gleichzeitig kamen noch zwei Frauen aus einer Art Versteck hervor und begrüßten uns ebenfalls freudig. Pikart erkannte in ihnen diejenigen, die er im Walde gesehen und deren Fußtapfen wir verfolgt hatten.

Kaum waren wir fünf Minuten bei diesen guten Leuten, als mir von der ungewohnten Wärme und dem Rauch unwohl wurde. Mir war als müßte ich ersticken; ich taumelte nach der Thür, brach aber an dieser bewußtlos zusammen.

Pikart eilte herbei um mir beizustehen, aber schon hatte die alte Frau und eine ihrer Töchter mich aufgehoben und mich auf einen Schemel gesetzt. Als sie mir den Feldkessel, mein Bärenfell und Lederzeug abgenommen hatten, wurde ich tiefer in den Wohnraum hineingeführt und auf ein mit Schaffellen bedecktes Lager gelegt. Die Frauen sahen uns mitleidig an, besonders mich, der ich noch so jung war, und viel mehr gelitten hatte als mein Gefährte. Die schreckliche Not hatte mich so mitgenommen, daß es weh that mich anzusehen.

Unser Pferd war inzwischen von dem alten Mann hereingezogen worden. Jeder bemühte sich für uns zu sorgen. Nachdem Pikart mir einige Tropfen aus unserer Flasche eingeflößt hatte, wurde mir wieder besser.

Die alte Frau zog mir die Stiefel aus, die ich seit Smolensk, d. h. also seit dreizehn Tagen nicht mehr abgelegt hatte. Das eine junge Mädchen kniete mit einer Wanne voll warmen Wassers bei mir nieder und wusch mir behutsam die Füße, wobei sie auf eine Wunde an meinem rechten

Fuß deutete. Es war dies eine Frostwunde, noch von Eylau her, die mich seit den fünf Jahren nicht mehr belästigt hatte, jetzt aber wieder aufgebrochen war und mir in diesem Augenblick grausame Schmerzen machte.

Das andere junge Mädchen, welches die ältere Schwester zu sein schien, erwies Pikart, der mit verschämtem Grinsen alles über sich ergehen ließ, dieselbe Wohlthat. Ich sagte zu ihm, das hätte ihm der Himmel eingegeben, diesen jungen Mädchen zu folgen, worin er mir beistimmte und hinzufügte: „Ich würde jetzt fidel sein wie 'ne Ente auf dem Teich, wenn mir nicht mein Schädel so schändlich brummte. Die Kugel von diesem Hunde von Kosaken scheint mich doch mehr angekratzt zu haben, als ich dachte! wollen mal nachsehen!" Er knotete unter dem Kinn ein Band auf, welches zur Befestigung der Ohrenklappen aus Schaffell diente, die er sich an der Bärenmütze angebracht hatte.

Kaum war ihm dieselbe abgenommen, als das Blut zu rieseln begann. „Dacht' mir's wohl," sagte er, „trotzdem aber ist's doch nur 'ne Schramme; die Kugel wird die Seite des Kopfes gestreift haben."

Der alte Pole nahm ihm dienstfertig das Lederzeug ab, welches Pikart ebenso wie seine Mütze, selbst beim Schlafen nicht gewöhnt war, abzulegen. Das Mädchen, welches ihm die Füße gewaschen hatte, reinigte ihm nun auch den Kopf vom Blute. Alle standen um ihn her, nach Kräften bemüht, ihm jede Erleichterung zu verschaffen und den guten Kerl stimmte diese ungewohnte Bethulichkeit um seine Person so weich, daß ihm die dicken Thränen über das Gesicht kullerten.

Zur besseren Reinigung der Wunde wurde es erforderlich Haare abzuschneiden, es fehlte aber an einer Schere. Da fiel mir die Verbandtasche ein, die ich dem Kosaken abgenommen hatte. Dieselbe enthielt alles nötige: zwei Scheren,

mehrere chirurgische Instrumente, Charpie und leinene Binden. Die alte Frau schnitt nun das Haar um die Wunde herum ab, betupfte die, wie sich hierbei herausstellte, durchaus nicht ganz unbedeutende Wunde mit einem nassen Tuch, legte dann Charpie und ein Taschentuch darauf und befestigte alles mit einer Binde.

Die Kugel fanden wir in den Lumpen, mit denen der Boden der Bärenmütze ausgefüllt war, mit der Kugel gleichzeitig kam aber auch die viel gesuchte Pfeife zum Vorschein. Es war der richtige Nasenwärmer von kaum drei Zoll Länge. Pikart ergriff sein Kleinod mit einem Freudenschrei, stopfte es natürlich auf der Stelle und begann in langen, behaglichen Zügen sich dem seit Smolensk entbehrten Genuß hinzugeben.

Währenddessen wurden unsere Füße von den Mädchen mit Lammfellen getrocknet und diese uns alsdann wie Teppiche untergebreitet. Darauf kam meine junge Samariterin und bestrich mir den Frostschaden an meinem rechten Fuß mit einem Fett, von welchem sie mir versicherte, daß es die Wunde bald heilen würde. Sie zeigte mir, wie ich es anwenden sollte, wickelte mir ein Stück davon in Leinwand und packte es mir mit dem andern Verbandzeug zusammen in die Doktortasche.

Wir fühlten uns wie im Himmel und suchten unserer Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die guten Menschen aber bedeuteten uns auf jede Weise, wie gern sie mehr für uns thun würden, wenn sie es dazu hätten und der Alte fügte hinzu, man müsse ja selbst seinem Feinde Gastfreundschaft bezeigen, wenn er in der Not ins Haus käme, um wieviel mehr also noch seinen Freunden.

In diesem Augenblick stieß die alte Frau einen Schrei aus und stürzte auf einen großen Hund zu, den wir bis jetzt noch nicht bemerkt hatten und der sich in aller Stille der

Bärenmütze Pikarts bemächtigt hatte. Er sollte Prügel bekommen, wir lachten aber und legten uns für ihn ins Mittel.

Ich machte nun Pikart den Vorschlag, endlich einmal den Mantelsack zu untersuchen, welcher noch auf dem Pferde lag. Er ließ sich zu dem Tier führen und fand, daß man auch diesem jede Sorge hatte zu teil werden lassen. Als er den Mantelsack brachte, setzten wir uns an den Ofen. Das erste, was wir auspackten, waren neun seidene Taschentücher. Pikart stieß mich an und flüsterte: „Jedem der beiden jungen Frauenzimmer zwei und der alten eins; die übrigen behalten wir für uns.“ Dieses Geschenk erregte große Freude. Dann fanden wir drei Paar Epauletten höherer Offiziere, das eine Paar war von einem Marschall. Hiernach kramten wir drei silberne Uhren, sieben Kreuze der Ehrenlegion und zwei silberne Löffel aus, denen noch mehrere Dutzend vergoldete Husarenknöpfe, zwei Rasiermesser in Etuis, sechs Bankbillets zu je hundert Rubel und eine blutbefleckte Leinwandhose folgten. Ich hatte sehnlichst gehofft ein Hemd zu finden, aber gerade das war nicht da.

Die jungen Mädchen machten zu all den Schätzen große Augen und wagten gar nicht zu glauben, daß ihnen die schönen bunten seidenen Tücher gehören sollten und als wir diesen noch die Menge der vergoldeten Husarenknöpfe hinzufügten, wußten sie sich vor Freude gar nicht zu fassen. Es war ein Vergnügen die Mädel zu sehen. Ich fühlte, ich müsse ihnen noch ein besonderes Andenken geben und holte aus meiner Jagdtasche zwei goldene Ringe hervor, von denen ich jeder einen an den Finger steckte. Die welche mir die Füße gewaschen hatte, merkte recht gut, daß ich ihr den schönsten gegeben hatte.

Den Alten bedachten wir mit einer dicken silbernen Uhr, den beiden Rasiermessern und allem im Mantelsack noch zu-

letzt gefundenen russischen Courantgeld im Wert von über dreißig Francs und da wir bemerkten, daß er unverwandt ein Großkreuz der Ehrenlegion betrachtete, welches das Bild des Kaisers trug, so schenkten wir ihm auch noch dies. Seine Freude war unbeschreiblich. Er drückte das Kreuz an die Lippen und an sein Herz, hing es sich sofort an einer Schnur um den Hals und gab uns zu verstehn, daß er es, so lange er lebe, nicht mehr ablegen würde.

Wir baten nun um etwas Brot. Sie brachten uns welches und sagten dabei, daß sie nicht gewagt hätten es uns anzubieten, weil es gar so schlecht wäre. Es bestand aus einer schwarzen harten Masse, die mit Körnern von Gerste und Roggen, sowie mit Heckfel gemischt war, so daß man sich den Gaumen daran zerriß.

Als sie sahen, daß wir nicht imstande waren es zu beißen, brachten sie ein Stück kaltes Hammelfleisch, einige warme Kartoffeln, Zwiebeln und saure Gurken. Kurz sie konnten uns nicht Gutes genug erweisen. So herrlich hatten wir lange, lange nicht gespeist.

Nachdem wir alles aufgegessen hatten, stützte ich den Kopf in beide Hände und überließ mich meinen Gedanken; Pikart dampfte wieder seine Pfeife. Endlich fragte er worüber ich nachsänne. „Ich denke, mein Alter,“ sagte ich, „wenn Sie nicht bei mir wären und Eid und Ehre mich nicht bänden, so würde ich hier bei diesen guten Menschen bleiben.“

„Glaub's schon,“ nickte er vor sich hin, „ja ja, haben's lange nicht so gut gehabt und auch ich würd' mich ganz gerne hier 'ne Weile pflegen, aber der Kaiser braucht uns, wir müssen wieder fort. Wenn nur der verdammte Kopfschmerz nicht wäre, nicht mal die Pfeife will mir schmecken. Werde mich doch lieber jetzt legen und sehen, ob ich mir den Brummschädel nicht verschlafe.“

Er stand auf und schritt nach seinem Lager; sein Gesicht war auffallend gerötet und seine Augen glänzten wie im Fieber. „Wenn er nur nicht krank wird," dachte ich, doch tröstete ich mich bald mit dem Gedanken, daß es wohl nur der ungewohnt warme Raum sein mochte, der ihm ein solches Aussehen gab. Zu meiner Beruhigung schnarchte er indessen schon, als ich ihm folgte und mich neben ihm niederstreckte, um meine müden Glieder ebenfalls zu ruhn. Auch ich schlief wohl bald ein, mein Schlummer war indessen ein sehr unruhiger und gestörter, da mir alle Knochen im Leibe weh thaten und das mir anhaftende Ungeziefer, angeregt durch die Wärme, sich wieder einmal einen besonderen Feiertag machte. Zudem dauerte es auch nicht lange, daß der Hund wütend zu bellen begann. Ich sah bei dem auf dem Herde flackernden Feuer die auf der Ofenbank sitzenden Polen überrascht aufhorchen und dann den Alten, der einen Spieß ergriffen hatte, in Begleitung seiner Frau nach der Thür gehen. Dies veranlaßte auch mich aufzustehen, mein Bajonett auf das geladene Gewehr aufzupflanzen und den beiden zu folgen. Meinen alten Pikart mochte ich nicht wecken. Es raschelte an der äußeren Strohthür; der Alte fragte wer da sei. Eine näselnde Stimme antwortete: „Samuel!" worauf die Frau erklärte, daß das ein Jude aus dem nächsten Dorfe sei. Hierdurch beruhigt, begab ich mich wieder auf mein Lager, hielt es aber diesem Kinde Israel gegenüber für weise Vorsicht, erst alle unsere Sachen zu sammeln und zwischen uns zu legen.

Ich schlief jetzt ganz gut bis Pikart mich aufrüttelte und zum Frühstück rief, welches aus einer Hammelsuppe bestand. Er klagte über heftige Kopfschmerzen und daß er die ganze Nacht im Traum in Paris und Courbevoie mit alten Freundinnen getanzt und mit Grenadieren der Garde getrunken hätte, die bei Eylau gefallen waren.

Während wir aßen reichte uns der Jude eine Flasche Branntwein, die Pikart gierig ergriff, ansetzte und auf ihren Inhalt prüfte, danach aber, nicht dankend, sondern schimpfend zurückgab und dem Juden auf deutsch sagte, das Zeug wäre den Teufel nichts wert. Es war allerdings ein ganz gemeiner Kartoffelschnaps.

Mir fiel ein, ob wir nicht versuchen sollten den Juden als Führer zu gewinnen; wir hatten ja genug, was seine Habgier reizen konnte. Pikart stimmte mir ganz bei und wollte eben darüber verhandeln, als plötzlich der Hund unter wütendem Gebell nach der Thür sprang und wir das Pferd heftig stampfen und an der Kette reißen hörten. Gleichzeitig begann draußen, dicht vor der Thür das Geheul von Wölfen, die unser Pferd gewittert hatten. Pikart nahm sein Gewehr und wollte unter sie schießen, unser Wirt aber hielt das, der vielleicht in der Nähe befindlichen Russen wegen, nicht für ratsam. So begnügte er sich, mit seinem Säbel und einem brennenden Kienspan bewaffnet, den Wölfen entgegen zu laufen, die von Schrecken erfaßt, eiligst davon rannten. Die Bestien kamen allerdings nach einiger Zeit wieder, wir kümmerten uns aber nicht mehr um sie.

Ganz wie ich mir gedacht hatte, fragte der Jude uns bald, ob wir nichts zu verschachern hätten. Ich verneinte das, sagte aber, er könne sich als Führer ein gut Stück Geld verdienen, wenn er uns an die Beresina zu den Unsrigen brächte; wie weit es bis dahin wäre? „Gute fünf Stunden auf der großen Straße," lautete seine Antwort. — „Ja, diese möchten wir eben gerade vermeiden," fuhr ich fort; „wir wollen auf Nebenwegen geführt sein. Würden Sie das übernehmen?" Er meinte, es käme darauf an, was wir dafür bezahlen wollten.

Ich legte hundert Rubel und die drei Paar Epauletten

vor mich hin und sagte: „Hier das! Die hundert Rubel erhalten Sie, sobald wir an dem ersten französischen Posten angelangt sind und die Epauletten werden Ihnen bei Ihrer Rückkehr ausgeliefert werden, wenn Sie — ich holte aus meiner Jagdtasche eins der zurückbehaltenen seidenen Taschentücher und noch fünfundzwanzig Rubel heraus — wenn Sie dieses Geld hier, da unserm freundlichen Wirt, und dieses Tuch hier, dort dem Mädchen (ich zeigte auf die, welche mir die Füße gewaschen hatte) übergeben haben werden."

Der Jude begann nun zu feilschen, zu jammern und zu klagen und sich in Beteuerungen über die Gefahren zu ergießen, denen er sich aussetzte, wenn er nicht auf der großen Straße bleiben dürfe, schließlich aber, nachdem er sich genau überzeugt hatte, daß das, was wir ihm geboten hatten auch alles von gutem Gehalt und wirklich echt sei, willigte er ein.

Es war am 24. November morgens neun Uhr als wir unsern Weg antraten, bis vor das Haus gefolgt von der ganzen polnischen Familie, die uns noch lange Abschiedsgrüße nachwinkte.

Samuel mit dem Pferde am Zügel ging voran, ich dicht hinter ihm. Pikart folgte. So waren wir — ich weiß nicht wie lange — schweigend dahingezogen und meine Gedanken hatten bei den guten Menschen geweilt, von denen wir uns hatten trennen müssen, als ich plötzlich merkte, daß Pikart zurückgeblieben war. Ich sah mich um. Er sprach mit sich selbst, blieb öfter einen Augenblick stehen und begann dann auf einmal, wie auf dem Exerzierplatz, Griffe mit dem Gewehr zu machen. Hierauf setzte er sich in Paradeschritt und schrie aus voller Kehle: „Es lebe der Kaiser!"

Ich eile zu ihm, fasse ihn am Arm und sage: „Aber Pikart, was soll denn das? was ist denn in Sie gefahren?" Mich quälte der Gedanke: er ist wahnsinnig geworden.

„Was denn?“ antwortet er mir wie jemand, der aus einem Traum erwacht, „haben wir denn nicht Besichtigung vor dem Kaiser?“ Tief erschüttert hörte ich ihn so reden. „Nicht heut, aber morgen,“ erwiderte ich und ihn fortziehend nötigte ich ihn längere Schritte zu machen, um den Juden einzuholen. Da sah ich dicke Thränen über seine Wangen rinnen. „Aber Pikart, alter, lieber Pikart, was haben Sie denn nur! ein so alter Soldat weint?“

„Ja, er weint,“ spricht er, „er weint vor Trauer und vor Sehnsucht, und ist er morgen nicht beim Regiment, so ist es aus mit ihm.“

„Wir werden schon heut da eintreffen, hoffe ich, oder spätestens morgen früh. Schämen Sie sich doch, Sie haben sich ja wie ein altes Weib!“

Er blieb stehen und sah mich groß an. „Verdammt noch mal!“ fiel er in seine alte Weise, „was war denn das? was hatte mich denn da gepackt? ich muß geschlafen oder wachend geträumt haben! jetzt ist's aber vorüber.“ — „Na, Gott sei Dank, Alterchen, ich hatte wahrhaftig Angst, Sie wären übergeschnappt. Uebrigens ist es mir auch schon ganz ähnlich ergangen.“

Ich erzählte ihm nun von meiner Niedergeschlagenheit und dem Wutausbruch an dem Abend, wo ich auf seinen Wagen fiel, da auf einmal wirft er sich lang in den Schnee und schreit mich grob an: „Stille!“ Wehmütig betrachte ich ihn und denke: „Gott im Himmel, also doch den Verstand verloren! Was soll nun werden!“ In demselben Augenblick schnellt er in die Höhe und brüllt: „Es lebe der Kaiser! Kanonenfeuer! Horcht! Wir sind gerettet!“

Ich klopfe ihn beruhigend auf die Schulter. „Aber Pikart, kommen Sie doch zu sich!“

„Ach was! Dummes Zeug! Horchen sollen Sie, sag ich!“

Nun horchte ich wirklich und in der That, dumpfer Kanonendonner ließ sich hören.

„Gott sei's getrommelt und gepfiffen," jubelte er jetzt los, „der Kaiser ist nicht gefangen! der Hundsfott hat gestern gelogen! ich glaubte dem Kerl ja gleich nicht; aber weiß der Teufel, das Ding war mir doch so in den Kopf gefahren, daß ich glaube, ich bin ganz richtig verrückt gewesen. Jetzt aber geht's dem Kanonendonner nach, der ist ein unfehlbarer Führer!"

Samuel gab uns die Versicherung, daß der Schall der Schüsse von der Beresina käme und mein alter Kampfgenosse wurde so heiter, daß er ein Marschlied zu singen begann.

Dieses Vergnügen mußte er jedoch bald aufgeben, da der Weg allmählich so beschwerlich wurde, daß wir kaum weiter konnten. Unser Führer glaubte sich geirrt zu haben. Wir zauderten deshalb keinen Augenblick, als wir in unserer Nähe eine höher gelegene Stelle sahen, nach dieser abzubiegen in der Hoffnung dort einen besseren Weg zu finden. Den Kanonendonner hörten wir hier deutlicher, bis auf einmal ein fürchterlicher Schneesturm heranbrauste, der uns nichts mehr hören und bald auch keinen Schritt weit mehr sehen ließ. Einmal über das andere versanken wir tief in den Schnee. Pikart fluchte wie ein Rasender über den Kanonendonner, den er nicht mehr hörte und über den Sturm, dem er die Schuld daran beimaß; ganz aus der Haut fahren aber wollte er, als wir nach allen erdenklichen Mühsalen auch noch den Kummer hatten, uns plötzlich genau an dem Punkt zu sehen, den wir vor einer Stunde verlassen hatten. Bei dieser Entdeckung machten wir völlig niedergeschlagen Halt, tranken zur Stärkung und zum Trost von dem Kartoffelschnaps des Juden und hielten Rat.

Wir beschlossen, auf der großen Straße unsern Marsch

fortzusetzen. Ich fragte Samuel, ob er für den Fall, daß wir diese nicht zu erreichen vermöchten, uns zu den Polen zurückbringen könnte. Er bejahte das, verlangte aber, daß wir Wegzeichen machten und Pikart hieb nun von Zeit zu Zeit dünne Bäume um.

In der neuen Richtung mochten wir etwa eine halbe Stunde lang gegangen sein, als wir auf eine Hütte stießen. Für mich war das ein besonderes Glück, da meine Kräfte beinahe am Ende waren. Wir kamen überein, hier eine kleine Rast zu machen, um das Pferd fressen zu lassen und auch selbst etwas zu genießen. Zu unserer Freude fanden wir in der Hütte viel trockenes Brennholz, zwei Bänke und drei Schaffelle. Letztere belegten wir sogleich mit Beschlag, da sie uns nützlich werden konnten, falls wir noch genötigt wurden, die Nacht im Walde zuzubringen.

Wir aßen Pferdefleisch. Samuel, der davon nichts mochte, zog unter seinem Schafpelz ein Stück Brot hervor. Wir beeilten uns mit ihm zu teilen. Er schwor bei Abraham, Isak und Jakob, er besäße nur dieses einzige Stück und ein paar Nüsse, worauf wir uns erbarmten, ihm die Hälfte ließen und uns mit der andern begnügten. Dazu tranken wir wieder von dem schlechten Kartoffelschnaps.

Hierbei sagte uns der Jude, daß wir nach einer Stunde noch eine Hütte antreffen würden, und um nicht von der Dunkelheit überrascht zu werden, brachen wir auf.

Der Marsch war wieder unbeschreiblich mühselig, da der Weg sich immer mehr verengte oder eigentlich gänzlich aufhörte. Indessen Samuel, der wirklich ein mutiger Mensch war, beruhigte uns durch die Versicherung, daß er bald breiter werden würde.

Zum Unglück begann es wieder so stark zu schneien, daß wir absolut nicht mehr wußten, welche Richtung wir ein-

zuhalten hatten. Nach einer Weile blieb denn auch der arme Samuel stehen und klagte weinend, er wüßte nicht mehr, wo er wäre.

Wir wollten infolgedessen nach der Hütte zurück, das stellte sich aber nach wenigen Schritten als unmöglich heraus, da der Sturm von dort kam und uns den Schnee ins Gesicht trieb. Es blieb uns nichts übrig als hinter einem dichten Tannengebüsch Schutz zu suchen und abzuwarten bis der liebe Herrgott das Unwetter aufhören ließ. Dasselbe hielt noch über eine halbe Stunde an, während welcher wir beinahe erstarrten. Pikart fluchte und lachte abwechselnd vor Grimm; der Jude stöhnte immer von neuem: „Mein Gott! mein Gott!“ Ich sagte nichts, hing aber den düstersten Gedanken nach; ich glaube auch, daß ich diesmal gewiß erfroren wäre, wenn ich nicht mein Bärenfell und unter meinem Tschako noch eine Kappe gehabt hätte.

Als der Sturm sich endlich gelegt hatte und wir wieder um uns sehen konnten, suchten wir uns zu orientieren, umsonst aber spähten wir nach einem Zeichen, welches uns eine der Himmelsgegenden hätte erraten lassen. Wir liefen ins Blaue hinein und kamen stets wieder auf dieselbe Stelle zurück.

Ueber das Haupt des armen Juden entlud sich jetzt von seiten Pikarts ein Donnerwetter nach dem andern.

Nach einiger Zeit kamen wir auf eine große Waldblöße von gewiß vierhundert Meter im Umkreis, und hofften nun endlich einen Weg zu finden. Wir gingen mehrmals rings herum, entdeckten aber keine Spur eines solchen. Fragend sahen wir uns gegenseitig an, denn jeder erwartete von dem andern Rat, den aber keiner zu geben wußte.

Plötzlich stellt jetzt mein alter Grimmbart sein Gewehr an einen Baum und, nach allen Seiten umherblickend, wie wenn er etwas suchte, zieht er seinen Säbel. Kaum sieht das

der arme Samuel, der nicht anders denkt als der wütige Pikart will ihm ans Leben, als er unter schrecklichem Geschrei und Gewimmer das Pferd losläßt, und was ihn seine Beine tragen wollen, davonrennt. Aber die Kräfte verlassen ihn und er fällt auf die Kniee und fleht zitternd Gott den Gerechten und den um Barmherzigkeit an, der gar nicht daran denkt, ihm ein Leid zufügen zu wollen, denn Pikart hatte seinen Säbel nur gezogen, um eine armdicke Birke umzuhauen und an ihr zu erkennen, welche Richtung wir nehmen müßten. Er hieb den Baum durch, betrachtete aufmerksam den stehen gebliebenen Teil und sagte dann mit der Hand zeigend ganz ruhig: „Dorthin müssen wir gehen! Die Rinde des Baumes ist nach Norden zu immer etwas rötlich und geborsten, nach Süden zu aber weiß und fest. Also vorwärts!"

Es galt, keine Zeit zu verlieren, denn unsere größte Sorge war, von der Dunkelheit überrascht zu werden. Wir bahnten uns so gut als möglich einen Weg, wobei wir stets sorgsam darauf achteten, unsere nun eingeschlagene Richtung festzuhalten.

Um vier Uhr kamen wir an einen großen gefrorenen See, den Samuel kannte. Wir überschritten ihn ohne Schwierigkeit und fanden auf der andern Seite unsern Weg bald wieder.

Nach kurzer Zeit begegneten wir vier Glaubensgenossen Samuels, von denen wir hörten, daß wir bis zur Armee nur noch etwa zwei Stunden hätten. Sie warnten aber davor, heute noch weiter zu gehen, weil wir uns in der Dunkelheit leicht verirren könnten, rieten uns dagegen in einer Hütte zu übernachten, welche wir eine kurze Strecke weiterhin finden würden. Wir dankten den Leuten und erreichten die Hütte früher als wir dachten. In derselben war Holz und Stroh vorhanden und bald saßen wir an einem lustig flackernden Feuer, an dem wir uns, da wir zu ermüdet waren um erst Suppe zu kochen, nur ein Stück Pferdefleisch rösteten. Nach-

dem wir das verzehrt und vereinbart hatten, abwechselnd je zwei Stunden Wache zu halten, legten wir uns nieder.

Der Morgen graute noch nicht, als Pikart mich schon weckte und mit einer Suppe überraschte, die er aus dem Rest seines Mehls und seiner Grütze bereitet hatte. Dieselbe that uns allen Dreien ungemein wohl und höchst vergnügt, denn wir sollten ja die Unsrigen nun endlich wiedersehen, traten wir beim Hellwerden unsern Marsch wieder an.

Durch die gute Nachtruhe gestärkt gingen wir ziemlich flott vorwärts und sahen schon nach einer halben Stunde etwas abseits unserer Straße das erste Biwakfeuer. Wir bogen nach demselben ab und trafen an ihm zwölf Soldaten eines deutschen Kontingents. Als wir sie freundlich begrüßten und um Auskunft baten, gaben Sie uns keine Antwort, sondern betrachteten uns nur von der Seite und zischelten untereinander. Die Leute verrieten das tiefste Elend; bei ihnen lagen drei Tote, die wohl während der Nacht gestorben sein mochten.

Wir wollten nun gleich wieder weiter ziehen, zahlten aber erst Samuel den bedungenen Führerlohn und beauftragten ihn, der guten Polenfamilie nochmals unsern Dank zu sagen. Nach einem herzlichen Händedruck trat er darauf sogleich mit eiligen Schritten den Rückweg an.

Nun wandten auch wir uns der großen Straße wieder zu, wurden aber plötzlich von fünf der Deutschen umringt. Sie forderten unser Pferd zum schlachten und zwei Kerle ergriffen dasselbe sofort am Zügel. Das ging Pikart über den Spaß. „Oho!“ schrie er, den Säbel aus der Scheide reißend, „losgelassen, oder der Teufel holt euch bei lebendigem Leibe!“ Er brüllte das in einem Kauderwelsch von deutsch und französisch und da seine Worte keine Wirkung hatten, wiederholte er seine Drohung in derselben Weise unter den grausamsten Verwünschungen. Als die beiden Kerle auch hierauf noch

keine Miene machten das Pferd loszulassen, versetzte er blitzschnell jedem einen so wuchtigen Faustschlag, daß sie übereinander in den Schnee flogen. Im selben Augenblick warf er mir, der ich inzwischen die drei andern im Schach gehalten hatte, die Zügel zu und rief: „Kommt ran, wenn ihr Courage habt!“ Doch die armen Burschen waren zu schwach vom Hunger um solche zu haben; sie thaten nichts. Auf einen Wink Pikarts warf ich ihnen aus dem Kessel, den das Pferd trug, einige Stücke Fleisch hin. Die Verhungerten stürzten wie wilde Tiere darüber her und rissen sich darum. Dies erregte mein Mitleid und ich ließ den ersten rohen Stücken noch ein etwa drei Pfund schweres, schon gekochtes Stück folgen. Während sie das gierig verschlangen, machten wir uns davon.

Wir trafen auf noch mehrere halb erloschene Feuer, an denen völlig entkräftete Leute saßen. An dem einen dieser Feuer vorüberschreitend, fragte uns ein Mann, ob es wahr wäre, daß jetzt Quartiere bezogen würden und ein anderer rief: „Kameraden! werdet ihr das Pferd schlachten? Ich will ja nichts weiter davon haben als ein wenig Blut.“ Wir zogen vorüber ohne zu antworten.

Endlich wieder auf der Straße sagte ich laut zu Pikart: „Gott sei Dank, nun sind wir bald da, nun sind wir gerettet.“ Ein Mann, der in einen halb verbrannten Mantel gewickelt in unserer Nähe stand, bemerkte achselzuckend mit dumpfer Stimme: „Noch nicht!“ Er wußte besser Bescheid als ich.

Kurz darauf begegneten wir einer Abteilung von ungefähr dreißig Mann mit drei Offizieren. Es waren Sappeure und Pontoniere, die bis jetzt in Orscha in Quartier gelegen, daher noch wenig gelitten hatten und ganz rüstig waren; sie marschierten nach der Beresina. Ich fragte einen Offizier nach dem Hauptquartier und erhielt die Auskunft, der Kaiser wäre noch zurück, würde aber bald mit den Truppen hier

des Wegs kommen. Er riet uns auch unser Pferd nicht sehen zu lassen, denn der Kaiser hätte Befehl gegeben, alle die man fände für die Artillerie und den Transport der Verwundeten mit Beschlag zu belegen. Wir verbargen es infolgedessen im Walde.

Nach kurzem Warten sahen wir die Spitze der Marschkolonne auftauchen. In tiefem Schweigen nahte sich der Zug. Er wurde eröffnet durch Generale, von denen einige noch beritten, die meisten aber zu Fuß waren; im unmittelbaren Anschluß an diese folgten die traurigen Reste jener sogenannten heiligen Legion, die in einer Eskadron und einem Bataillon am 22. November aus höheren Offizieren gebildet worden war und die jetzt, nach drei Tagen, eigentlich schon nicht mehr existierte. Alle Unberittenen dieser heiligen Schar schleppten sich mühselig an Stöcken, die erfrorenen Füße mit alten Fetzen oder Stücken von Schaffell umwickelt, zerlumpt und verhungert wie Bettler dahin. Hinter diesen kamen die Trümmer der Gardekavallerie und dann — zu Fuß, in einem polnischen Starostenpelz, eine rote mit schwarzem Fuchs besetzte Sammetmütze auf dem Kopf und einen Stock in der Hand — der Kaiser. Rechts von ihm schritten König Murat, links Prinz Eugène der Vizekönig von Italien und dahinter die Marschälle Berthier, Ney, Mortier, Lefèbvre, sowie andere Marschälle und Generale, deren Korps im großen ganzen vernichtet waren.

Kaum war der Kaiser bei uns vorüber, so stieg er und ein Teil seiner Begleitung zu Pferde; dreiviertel der Generale hatten keine Pferde mehr.

Es folgten jetzt 700 bis 800 Offiziere und Unteroffiziere, die in Ordnung marschierten und in tiefstem Schweigen die Adler ihrer Regimenter trugen; sie bildeten den Rest von 60000 Mann. Hieran schloß sich die alte Kaisergarde zu Fuß, die wie immer festgegliedert marschierte.

Mein armer Pikart, welcher die Armee seit einem Monat nicht gesehen hatte, starrte sprachlos und wie im Traum das alles an; die konvulsivischen Zuckungen auf seinem Gesicht und die krampfhaften Bewegungen seiner Hände verrieten aber deutlich, was in ihm vorging. Oefter stieß er den Gewehrkolben auf die Erde und mitunter drückte er wie unbewußt die Hand auf Brust oder Stirn; endlich übermannte es ihn und dicke Thränen entquollen seinen Augen, die niederrollend als Eiszapfen in seinem Barte hängen blieben. Als er sich nach einiger Zeit gefaßt hatte und die Sprache wiederfand, sagte er mit tonloser Stimme: „Landsmann, ich weiß nicht ob ich wache oder träume! Ist's denn möglich, daß unser Kaiser, der Mann, der uns so groß und stolz gemacht, zu Fuß, mit einem Bettelstab in der Hand, auf der Landstraße dahinzieht? Kein Wunder, wenn mir da das Wasser in die Augen kam. Und er hat's gesehn! Haben Sie nicht gemerkt, wie er uns ansah? Ich fühlte es, er hat mich auch erkannt!"

Es war richtig, der Kaiser hatte im Vorübergehn den Kopf nach uns gedreht und uns so angesehen, wie er immer jeden Mann seiner Garde anblickte, den er zu dieser Zeit des Unglücks vereinzelt traf und dem er mit seinem Blick Vertrauen und Mut einflößen zu wollen schien. Seine Alten kannte er alle und es war daher durchaus keine Einbildung oder Selbstüberschätzung von Pikart, wenn er die Ueberzeugung hegte, daß ihn der Kaiser erkannt habe. Zudem hatte er, um einen möglichst günstigen Eindruck zu machen, seinen weißen Mantel abgelegt und trotz seiner Kopfwunde auch die Bärenmütze aufgesetzt, an Stelle derer er unterwegs eine ihm von dem alten Polen geschenkte weiche Pelzmütze getragen hatte.

Durch den Anblick all des Traurigen, was sich soeben seinen Augen geboten, war bei Pikart das eigene Elend in den Hintergrund gedrängt worden; er stand auf sein Gewehr ge-

stützt wie geistesabwesend da und lebte erst wieder auf, als endlich das erste Regiment der alten Grenadiere ankam. Dasselbe war nicht lang, da es nur noch etwa die Hälfte seiner früheren Stärke besaß, und das zweite Regiment, zu dem Pikart gehörte, gelangte daher bald in Sicht. Nun hielt es ihn nicht länger, er schritt demselben entgegen, und ich ging inzwischen unser Pferd holen.

Kurz nachdem ich mit demselben wieder bei ihm eingetroffen war, ertönte der Ruf: „Ist das nicht Pikart?“ Die Stimmen kamen aus seiner Kompagnie. Er stürzte sogleich auf sie zu und rief: „Ja, Freunde, ich bin es und nun verlasse ich euch nicht mehr bis zum Tode!“

Seine Freude war so groß, daß er es nicht bemerkte, wie sich das Interesse seiner alten Kameraden viel mehr dem Pferde zuwandte als ihm. Es wurde mir gleich abgenommen und dabei geschrieen: „Das Pferd gehört der Kompagnie, denn der Mann gehört zur Kompagnie!“ — „Ganz recht,“ legte sich Pikart ins Mittel, „aber dem Sergeanten steht auch sein Teil zu, denn er hat den Reiter herabgeschossen!“ — „Na gut, dann soll er auch seinen Anteil haben,“ entschied der Unteroffizier, welcher für den verstorbenen Feldwebel den Dienst desselben versah.

Während Pikart sich nunmehr weiter begrüßte und nach dem und jenem fragte, den er nicht mehr sah und immer nur die eine Antwort: „tot!“ erhielt, machte die Marschkolonne Halt. Gleich danach wurde er von einem Offizier gerufen und befragt, wo er her käme und wie es zuginge, daß er voraus wäre. Da hatte er viel zu berichten, und als der Marsch fortgesetzt wurde, trennte ich mich von ihm mit dem Versprechen, ihn am Abend im Biwak aufzusuchen.

Ich blieb am Wege stehen um mein Regiment abzuwarten, welches sich, wie mir gesagt worden war, in der Nachhut befand.

Den Grenadieren folgten über 30000 Mann, welche fast alle erfrorene Glieder hatten und zum Teil ohne Waffen waren, da sie sich derselben nicht mehr zu bedienen vermochten. Viele stützten sich auf Stöcke. Generale, Obersten, Offiziere und Soldaten aller Waffengattungen und aller der Nationalitäten, aus denen die Armee zusammengesetzt war, marschierten in einem wüsten Durcheinander, eingehüllt in teilweise verbrannte, durchlöcherte Mäntel und Pelze oder in andere Fetzen und Lumpen. Kurz, jeder hatte alles benutzt was nur irgend vor der Kälte schützen konnte. Sie marschierten nicht nur ohne Klage, sondern waren auch vollkommen bereit, nach ihren Kräften noch an dem Kampfe teilzunehmen, der uns aller Voraussicht nach beim Uebergang über die Beresina erwartete. Die Anwesenheit des Kaisers flößte Vertrauen ein; keiner zweifelte, daß er Mittel und Wege finden würde, uns noch aus aller Not zu ziehen. Blieb er doch immer der Genius. Solange er da war, vermochte nichts die Siegessicherheit zu erschüttern.

Hinter dieser zusammengewürfelten Masse schleppten sich in Zwischenräumen kleine Haufen von Gestalten, deren Aussehen erkennen ließ, daß sie bald das Ende ihrer Leiden und kaum noch die Beresina erreichen würden. Ihnen folgte der Rest der Jungen Garde, welcher gleich der Alten Garde noch in Ordnung marschierte. Dann kam einige Artillerie und etwas Train, dessen Hauptbestandteil unter General Nègre schon voraus war, und endlich auch die Spitze meines Regiments. Der Adjutant, welcher mich gleich bemerkte, rief mir zu: „Was tausend, armer Bourgogne, sind Sie das; wir haben Sie schon als Toten beklagt, und nun sind Sie uns gar voraus! Na schön, daß Sie wieder da sind.“

Auch Leutnant Serraris begrüßte mich und sagte dem Oberst, daß ich am 22. krank zurückgeblieben sei und er erstaunt wäre, mich nun hier zu sehen. Gleich darauf kam

meine Kompagnie und ich trat wieder auf meinen alten Platz als rechter Flügelunteroffizier, wurde aber erst nach einer ganzen Weile erkannt. Das kam daher, weil damals jeder mit gesenktem Kopf die Augen am Boden marschierte, denn der Rauch der Biwakfeuer, die eisigen Winde und der blendende Schnee hatten die Augen so entzündet, daß die meisten fast nichts mehr sahen.

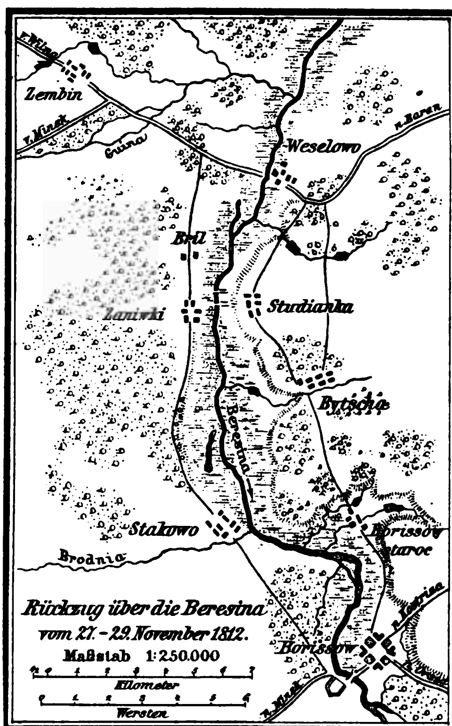
Sobald es bekannt wurde, daß ich wieder da sei, drängte alles herbei und stellte mir Fragen, auf die ich aber vor Bewegung, wieder im alten Kreise, wieder bei meiner Familie zu sein, kaum zu antworten vermochte. Als ich mich dann näher in der Kompagnie umsah, merkte ich gleich, daß sie sich seit meiner Abwesenheit wieder bedeutend vermindert hatte. Auch der Hauptmann fehlte; er hatte alle Zehen verloren. Für den Augenblick wußte man nicht wo er war, obschon er auf einem alten Klepper ritt, den man ihm verschafft hatte.

Der Marsch war höchst ermüdend, ich konnte zuletzt kaum mehr fort. Meine alten Freunde Grangier und Leboude nahmen mich unter die Arme und sagten ich solle ruhig schlafen. So schloß ich denn auch die Augen, öfter aber merkte ich, daß wir alle drei still standen und schliefen.

Mitten in der Nacht erst kamen wir in die Umgegend von Borisow. Der Kaiser nahm in einem an der Straße liegenden Schloß Quartier, um welches herum die ganze Garde biwakierte. General Rouget, der uns befehligte, legte auf das Gewächshaus des Schlosses Beschlag und hinter diesem schlugen meine Kameraden und ich unser Lager auf. Die Kälte stieg während der Nacht bedeutend.

Am andern Tage, den 26., marschierten wir am Ufer der Beresina stromauf bis in die Nähe eines auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Dorfes, es hieß Studianka, nach welchem sich der Kaiser schon am frühen Morgen begeben hatte.

Als wir in der uns angewiesenen Stellung anlangten, sahen wir den Brückenschlag in vollem Gange. General Eblé leitete denselben. Angefeuert durch ihn hatten die braven Pioniere schon die ganze Nacht hindurch gearbeitet. Bis an die Schultern im Wasser und mit Eisschollen kämpfend, setzten diese Wackeren ihr Leben für die Rettung der Armee ein. Kein Tropfen Branntwein zu ihrer Stärkung war vorhanden. Der Kaiser soll ihnen aber persönlich Wein gereicht haben.



Um zwei Uhr nachmittags war die erste Brücke fertig; der Bau war höchst mühsam gewesen, denn die Böcke waren immer wieder in dem Morast des Flußbettes und der Ufer versunken.

Das Korps des Marschalls Oudinot begann sofort mit dem Uebergang, um sich den etwa anrückenden Russen entgegen zu werfen. Schon vor Vollendung der Brücke hatte die Kavallerie des Korps den Fluß schwimmend überschritten,

wobei hinter jedem Reiter noch ein Infanterist auf der Kruppe des Pferdes saß.

Die zweite, für Artillerie und Kavallerie bestimmte Brücke wurde erst um vier Uhr beendet.

Gleich nach unserer Ankunft an der Stelle des Brückenbaus hatte ich mich, vom Fieber geschüttelt, auf mein Bärenfell gelegt. Eine Art Delirium umhüllte meinen Geist. Ich glaubte bei den Meinigen in der Heimat zu sein, Kartoffeln und belegtes Butterbrot zu essen und Bier zu trinken. Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht, doch erinnere ich mich, daß mir sehr heiße Pferdefleischbrühe gebracht wurde, die ich trank und durch die ich trotz der Kälte in Schweiß kam, da mir noch die große Wachsleinwanddecke eines Gepäckwagens übergebreitet worden war. Den Rest des Tages und die Nacht über lag ich dann ohne mich zu rühren.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich etwas wohler aber außerordentlich schwach. An diesem Tage, den 27. November, ging der Kaiser mit einem Teil der Garde und etwa 1000 Mann vom Korps des Marschalls Ney über die Beresina. Unser Regiment blieb aber noch zurück. Ich hörte meinen Namen rufen, hob den Kopf und erkannte M. Péniaux, den Direktor der kaiserlichen Posten, der, als er im Begriff war über die Brücke zu gehen, das Regiment gesehen und sich nach mir erkundigt hatte. Er begrüßte mich mit vieler Teilname und diese that mir auch wohl, aber er konnte sie durch nichts bethätigen, da er selber Mangel an allem litt. Ich glaubte nicht mehr über die Beresina zu kommen und bat ihn, falls ihm das Glück beschieden sein sollte, Frankreich wiederzusehen, meinen Eltern zu sagen, in welch trauriger Lage er mich gefunden hätte. Er bot mir Geld an, aber ich dankte ihm, denn ich besaß noch beinahe achthundert Francs, die ich mit Freuden für das Butterbrot und die Kartoffeln

hingegeben hätte, welche ich im Fieberwahn zu Hause gegessen hatte.

Im Laufe des Gesprächs zeigte er mit der Hand nach dem Hause, in welchem der Kaiser die Nacht über gewesen war und erzählte mir, daß es ein Mehlspeicher wäre, der von den Russen ausgeräumt worden sei. Dann sprach er mir noch einmal Mut zu, drückte mir die Hand und schritt über die Brücke.

Der Mehlspeicher ging mir im Kopf herum. So schwach ich auch war, stand ich doch auf und schleppte mich hin. Der Kaiser hatte das Haus erst unlängst verlassen, schon aber war es aller Thüren beraubt. Ich schlich durch mehrere Räume, die alle Spuren von Mehl zeigten; in dem einen war die Dielung schon so schlecht, daß stellenweise zollbreite Ritze klafften. Ich setzte mich auf die Erde, kratzte mit meiner Säbelklinge das Mehl samt der Erde heraus und häufte es sorgfältig in mein Schnupftuch. Nach mehr als einstündiger Arbeit hatte ich ungefähr zwei Pfund gewonnen, darunter wenigstens einachtel Spreu, Erde und kleine Holzsplitter. Doch das störte mich in diesem Augenblick nicht. Glücklich und zufrieden über meine Ernte schlug ich wieder den Weg nach unserm Biwak ein. Ich kam bei einem Feuer vorüber, an dem sich mehrere Leute wärmten. Unter diesen bemerkte ich einen Musiker vom Regiment, der auf seinem Tornister eine Blechschüssel hatte. Ich winkte ihm, zu mir zu kommen, er schien aber keine Lust zu haben, seinen Platz zu verlassen. Nun zeigte ich ihm mein Bündel, indem ich ihm mit einer Geste andeutete, daß dasselbe etwas Besonderes enthielte. Das half; er kam. Leise, so daß es die andern nicht hören konnten, sagte ich ihm jetzt, wenn er mir seine Schüssel leihen wolle, würde ich für uns beide Brotkuchen backen. Er war sogleich bereit, und da an verlassenen Feuern kein Mangel herrschte, suchten wir uns ein solches, welches abgesondert von

den übrigen lag. Ich bereitete den Teig und machte vier Brotkuchen. Zwei davon gab ich dem Musiker und die andern beiden nahm ich mit zum Regiment, welches seine Stelle noch nicht verlassen hatte. Ich teilte mit denen, die mich so treu geführt hatten, und da die Kuchen noch warm waren, schmeckten sie ihnen vortrefflich. Nachdem wir etwas von dem schlammigen Wasser der Beresina getrunken hatten, setzten wir uns in Erwartung des Befehls, auf das andere Ufer überzugehen, wieder ans Feuer. In der Nähe desselben bemerkte ich einen Mann der Kompagnie, der sich anschickte, seinen Paradeanzug anzulegen. Ich fragte ihn, warum er das thäte. Er lachte und sah mich stumm an. Der arme Mensch war irre geworden; er starb noch während der Nacht.

Etwas weiter hin lag ein alter Soldat, der nach seinen Dienstaltersabzeichen eine Dienstzeit von fünfzehn Jahren hinter sich hatte. Seine noch junge Frau war Marketenderin; sie hatte Wagen, Pferde, Gepäck, sowie erst kürzlich zwei Kinder verloren und saß jetzt, das Haupt ihres sterbenden Mannes auf dem Schoß, im Schnee, in verzweiflungsvoller Ergebung das Ende desselben erwartend. Sie weinte nicht, denn der herbste Schmerz hat keine Thränen. Neben ihr, an ihre Schulter gelehnt, kniete ein bildschönes Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, die einzige ihr noch verbliebene Tochter. Das arme Kind schluchzte herzbrechend. Ein Soldatenmantel über einem abgetragenen Kleide, ein Schaffell um die Schultern und eine Astrachanmütze auf dem Kopf war alles, was ihr Schutz gegen die Kälte bot. Von dem Regiment, zu dem die arme Frau gehörte, war niemand da, der sich ihrer hätte annehmen können; es existierte nicht mehr. Auch wir vermochten nichts für die unglücklichen Wesen zu thun. Was aus ihnen geworden, ich weiß es nicht. Wohin man blickte, überall sah man ähnliche traurige Scenen.

Die verlassenen Fuhrwerke lieferten uns trockenes Holz genug, um ein gutes Feuer zu unterhalten. Dicht um dasselbe gelagert, erfuhr ich noch manches, was sich während meiner dreitägigen Abwesenheit ereignet hatte. So z. B. war die Marschkolonne am 23. plötzlich auf das 9. Korps gestoßen. Dasselbe war vom Kaiser herangezogen worden und hatte denselben mit dem alten, bei uns aber schon lange vergessenen Ruf: „Vive l'Empereur!“ begrüßt. Dieses Armeekorps, welches bis jetzt verhältnismäßig wenig gelitten und noch immer genügend zu essen gehabt hatte, war ganz erschüttert gewesen, als es uns in einem derartig jammervollen Zustand wieder sah, und wollte es gar nicht glauben, daß das die Armee von Moskau wäre, die zahlreiche, einst so herrliche Armee, von der man so Großes erwartet hatte.

Das 2. Armeekorps unter Marschall Oudinot, sowie das 9. unter Marschall Victor, Herzog von Belluno, und die Polen unter General Dombrowski waren nicht mit in Moskau gewesen, sondern in Litauen zurückgeblieben. Hier hatten sie verschiedene Kämpfe bestanden und jetzt seit einigen Tagen die vor uns befindlichen Russen zurückgeworfen und ihnen einen bedeutenden Train abgenommen; doch war es dem Feinde gelungen, beim Rückzug die einzige Brücke zu verbrennen, die über die Beresina führte. Hierdurch wurde unser Marsch aufgehalten und das ganze Chaos der Armee: Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Kroaten, Deutsche, Polen, Römer, Neapolitaner, alles bunt durcheinander, staute sich nun zwischen dem Sumpfufer der Beresina und zwei großen Wäldern.

Hierzu kam noch das ganze Armeefuhrwesen und all das Geschleppe von Karren und Wagen der mit ihren Weibern und Kindern klagenden und weinenden Marketender. Es ist beobachtet worden, daß die Frauen sowohl körperlich wie geistig mehr Widerstandskraft gezeigt haben als die Männer.

Oft hatte ich Gelegenheit, die Zähigkeit, die Standhaftigkeit und den Mut dieser Frauen zu bewundern. Nur wenige erlagen dem Hunger und der Kälte, hier an der Beresina aber fanden viele den Tod, denn sie wurden bei dem Uebergang über die Brücke entweder erdrückt, erschlagen oder ins Wasser gestoßen.

Zu Anfang der Nacht war alles ruhig, jeder hatte sein Lager aufgesucht und — was das sonderbarste war — man sah auch niemand mehr nach dem andern Ufer gehen; die Brücke blieb während der ganzen Nacht vom 27. zum 28. völlig unbenutzt.

Da wir ein gutes Feuer hatten schlief ich ein, mitten in der Nacht aber bekam ich wieder starkes Fieber und ich befand mich noch in den Phantasien desselben, als mich Kanonenschüsse weckten. Es war schon hell; der Tag mochte wohl eben angebrochen sein. Ich stand auf, nahm mein Gewehr und ging ohne irgend jemand etwas zu sagen, über die Brücke. Ich traf keinen Menschen mit Ausnahme der Pontoniere, die an beiden Ufern biwakierten, um bei einem Unfall gleich zur Hand zu sein.

Auf der andern Seite bemerkte ich in einiger Entfernung rechts eine große Holzbaracke. Vor derselben brannte ein Feuer und da mich der Fieberfrost schüttelte, schritt ich darauf zu. Ich kam aber sehr schlecht an, denn bei dem Feuer standen mehrere Offiziere, welche in die Betrachtung einer Karte vertieft waren und mich grob wegwiesen. Ich war an das Quartier des Kaisers geraten und zog also gleich wieder weiter. Dabei wurde ich von einem Soldaten des Regiments eingeholt, der mir zu sagen kam, daß das Regiment über die Brücke gegangen und dort links abgebogen wäre; es habe Befehl erhalten, sich in zweiter Linie hinter dem im Kampfe befindlichen Korps des Marschalls Oudinot aufzustellen. Ich folgte dem Mann und als unterwegs die Kanonenkugeln anfingen vereinzelt um mich her einzuschlagen,



Uebergang über die Beresina.

da dachte ich, wie es doch am Ende besser wäre durch eine solche einen schnellen Tod zu finden, als vor Hunger oder Kälte zu sterben.

Als der Oberst mich sah und merkte, wie krank ich war, gab er mir Befehl nach der Brücke zurückzukehren, dort die eintreffenden Leute des Regiments zu sammeln und demselben nachzuführen. An der Brücke angekommen, fand ich einen entsetzlichen Wirrwarr. Viele tausend Nachzügler, welche in ihrer geistigen und körperlichen Erschlaffung die Nacht und den frühen Morgen nicht benutzt hatten über die Brücke zu gehen, fluteten jetzt, seit sie die Kanonen hörten, in einem mächtigen Strom heran. Das Gedränge war so groß, daß die Brücke bald zu einem Wege wurde, der nur noch über Tote und Sterbende führte. Viele der Niedergesunkenen faßten die Beine der über sie Hinwegschreitenden und wurden mit diesen von den Nachdrängenden ins Wasser gestoßen. Ueberall zwischen dem treibenden Eis tauchten Ertrinkende auf, die sich mit ihren letzten Kräften an die Schollen anklammerten, bald aber erstarrt und ermattet versanken. Aus all den eng zusammengepreßten Haufen, die an dem Ausgang der Brücke herausquollen und sich nun Luft machten, sah ich erdrückte Menschen niederfallen, welche von den nachfolgenden Massen rücksichtslos in den morastigen Grund des Ufers getreten wurden. Pferde und Menschen, die schwimmend oder über die Eisschollen hinweg den Uebergang versucht hatten und denen es geglückt war das Ufer zu erreichen, fanden zum Teil nach nutzlosem Ringen sich herauszuarbeiten, noch hier im Sumpf ihr Ende.

Während dieses grenzenlosen Unheils auf und an der Brücke, durchstreifte ein Kommando von Grenadieren der Garde unter Führung eines Offiziers die Biwaks und forderte trockenes Holz zum Feuer für den Kaiser. Jeder beeilte sich das Beste zu geben und selbst Schwerkranke, für welche die Erhaltung

ihres Feuers eine Lebensfrage war, hoben noch den Kopf und sagten, auf ihren mühsam gesammelten Holzvorrat deutend: „Nehmt es für den Kaiser!“

Es mochte zehn Uhr sein, als die zweite, der Artillerie und Kavallerie überwiesene Brücke unter dem Gewicht der Geschütze zusammenbrach. Fast alle Menschen und Pferde, die sich in diesem Augenblick darauf befanden, kamen dabei um.

Von nun an wurde das Wirrsal immer größer, denn alles warf sich jetzt auf die erste Brücke, auf welcher schon ohnedem alles drunter und drüber ging. Lefèbvre, der am Eingang der Brücke stand und dem Unwesen soviel als möglich Einhalt zu thun suchte, wurde samt seiner Begleitung von dem Gewühl erfaßt und nach dem jenseitigen Ufer mit fortgerissen.

Ich hatte schon fünf Mann vom Regiment gesammelt; drei davon hatten in dem Wirrwarr ihre Waffen eingebüßt. Sie machten auf meine Anweisung Feuer, während ich beständig die Brücke im Auge behielt. Das Feuer zog aber bald so viel Menschen an, daß wir es verlassen und weiter ab ein anderes anmachen mußten.

Das ungestüme Drängen und der Tumult auf und an der Brücke nahm inzwischen beständig zu und wurde schließlich zu einem verzweiflungsvollen mörderischen Ringen, als die Russen den Marschall Viktor angriffen und Vollkugeln und Granaten in die dichten Massen schlugen. Von gegenseitiger Schonung war nun nicht mehr die Rede. Alle Wagen mit Verwundeten oder sonstige Gefährte, welche die Brücke stopften, rollten jetzt in die Fluten. Ununterbrochen wie die Eisschollen trieben nunmehr Leichen die Beresina hinab. Um das Unglück voll zu machen, begann noch ein heftiges, von einem eisigen Winde begleitetes Schneegestöber. Der Höhepunkt alles Grausens kam aber erst zwischen acht und neun Uhr abends, als Marschall Viktor den Rückzug antrat. Seine

Truppen mußten durch und überschritten die Brücke über einen Berg von Leichen. Er ließ eine Nachhut zurück, welche erst hinter den noch an der Brücke angesammelten Massen folgen sollte, diese aber ließen ebenso wie die vorhergegangene Nacht, so auch die vom 28. zum 29. verstreichen, ohne über den Fluß zu gehen. Erstarrt von der Kälte blieben sie um sich zu erwärmen bei den zurückgelassenen Wagen, die man absichtlich angezündet hatte, um die unglücklichen Menschen zum Aufbruch anzutreiben.

Ich verbrachte die Nacht in der Nähe der Brücke mit siebzehn allmählich gesammelten Leuten des Regiments und einem Sergeanten Namens Rossière, den ich mit einem Mann des Regiments zusammen angetroffen hatte, welcher ihn führte. Der Sergeant war beinahe blind und litt am Fieber. Aus Mitleid lieh ich ihm mein Bärenfell als Decke. Zu meinem großen Kummer fand ich dasselbe am andern Morgen ganz steif und hart. Es hatte heftig geschneit, der viele Schnee auf dem Fell war durch unser großes Feuer geschmolzen und die starke Hitze hatte das Fell später wieder schnell getrocknet. Somit gänzlich unbrauchbar geworden, mußte ich es im Stich lassen; um es aber wenigstens noch einmal einem guten Zweck dienstbar zu machen, legte ich es über einen Sterbenden.

Als es hell wurde, begab ich mich wieder zur Brücke. Dieselbe bot dasselbe schreckliche Schauspiel von gestern. Die Unglücklichen, welche in ihrem apathischen Zustand es nicht über sich gewonnen hatten, die Nacht zu ihrer Rettung zu benutzen, warfen sich nun am hellen Tage wiederum in dicht gedrängten Massen auf den Uebergang. Jetzt war es aber zu spät, denn schon wurden die Anstalten zum Abbrennen der Brücke getroffen. Viele erhofften mit Hilfe der Eisschollen das andere Ufer zu erreichen, doch keinem der Aermsten gelang das. Bis an die Schultern im Wasser mit glühend-

roten Gesichtern arbeiteten und kämpften sie so lange gegen die Strömung bis sie von der Kälte erstarrt in der Flut verschwanden. Auf der Brücke bemerkte ich einen Marketender, der sein Kind auf dem Kopfe trug, während seine vor ihm befindliche Frau herzzerreißende Schreie ausstieß. Ich konnte nicht mehr hinsehen, es ging über meine Kräfte. Mich abwendend sah ich nur noch, wie ein bespannter Wagen mit einem verwundeten Offizier und mehreren Leuten ins Wasser stürzte und wie die Brücke nunmehr in Brand gesetzt wurde. Ich lief was ich laufen konnte, um nichts mehr zu hören und zu sehen.

Man sagt, daß die Szenen, welche sich jetzt abspielten, so haarsträubend waren, daß sie sich jeder Beschreibung entziehen. Die Einzelheiten, die ich aufführte, sind nur kleine Skizzen des grauenvollen Bildes, mit welchem der Name der Beresina für alle Zeiten verbunden ist.

Ich wurde benachrichtigt, daß das Regiment bald vorüberkommen würde, da es aus seiner Stellung vom gestrigen Tage zurückgezogen worden war. Ich befahl deshalb meinen Leuten, deren Zahl auf dreiundzwanzig gestiegen war, sich marschbereit zu machen, und als das Regiment erschien, trat jeder in seine Kompagnie.

Es konnte neun Uhr sein. Wir marschierten durch ein buschreiches, von Sümpfen durchschnittenes Gelände, über welches hölzerne Brücken von zweitausend Fuß Länge führten. Zum Glück für uns hatten die Russen versäumt, dieselben zu verbrennen. Es wurde Halt gemacht, um die hinter uns Nachkommenden heranzulassen. Die Sonne trat hervor und ich setzte mich auf einen Tornister, den ich einem Toten abgenommen hatte, und schlief sofort ein.

Wie lange ich so gesessen weiß ich nicht, ich befand mich aber plötzlich auf den Beinen, denn man hatte mich aufgehoben. Es war dies auf Befehl eines Offiziers geschehen,

nachdem man mich vergeblich an den Ohren und Haaren gezogen und mit den Füßen gestoßen hatte, um mich zu erwecken. Der Offizier hatte gefürchtet, daß der tiefe Schlaf mein Tod werden könne. Trotz dieser wohlmeinenden Fürsorge war ich sehr ärgerlich, daß man mich nicht hatte weiterschlafen lassen.

Allmählich kamen jetzt noch eine ganze Menge Leute von der Beresina her an, die man schon für verloren gehalten hatte. Viele umarmten und beglückwünschten sich, nun endlich gerettet zu sein, gerade so, als ob wir den Rhein überschritten hätten. Die Freude war so groß, daß sogar wieder kameradschaftliche Gefühle erwachten und man die Umgekommenen und Zurückgebliebenen bedauerte und beklagte. Ich war zu müde, um an irgend etwas anderes als Schlaf zu denken, und um mir diesen zu vertreiben, wurde ich vorausgeschickt.

Neuntes Kapitel.

Nach Wilna. — Der Kaiser verläßt die Armee. — König Murat übernimmt das Kommando. — Achtundzwanzig Grad Kälte.

Ich war noch keine halbe Stunde dem Regiment vorausgewandert, als ich mit einem mir bekannten Sergeanten der Chasseure zusammentraf. Da er eine ziemlich zufriedene Miene zeigte, was man jetzt selten sah, so fragte ich ihn, ob er etwas zu essen hätte. Sein Gesicht hatte mich nicht getäuscht, er war so glücklich gewesen, in einem der Häuser des Dorfes ein paar Kartoffeln zu finden. Der Gedanke, vielleicht dasselbe Glück zu haben, belebte mich; ich bat ihn, mir das Haus zu zeigen und eilte auf der Stelle demselben zu. Nach langem Suchen fand ich wirklich noch drei Stück, nicht viel größer als

Walnüsse, bei einem Backofen. Um sie sogleich ungestört vertilgen zu können, schlich ich mich zu einem verlassenen Feuer etwas abseits der Straße, woselbst ich sie in der heißen Asche röstete. Den richtigen Genuß davon hatte ich aber nicht, denn das Fieber, an dem ich litt, wirkte sehr störend auf meinen Appetit.

Inzwischen war das Regiment herangekommen und ich trat wieder ein. Unser Marsch ging bis Zembin, wo sich bereits der Kaiser mit einem Teil der Garde befand. Wir sahen, wie er die Straße nach Borisow links von uns aufmerksam betrachtete, denn die Russen waren von dort im Anmarsch gemeldet und infolgedessen einige Patrouillen der Gardekavallerie in dieser Richtung abgesandt worden. Der Feind ließ sich indessen nirgends blicken.

Die Nacht verblieb der Kaiser mit der Hälfte der Garde in Kamien; wir, die Grenadiere und Chasseure, lagerten hinter diesem Ort.

Am 30. übernachtete das Hauptquartier in Pleszczeniny und wir biwakierten etwas weiter zurück. Als wir den andern Morgen dort ankamen, erfuhren wir, daß der am 28. an der Beresina verwundete Marschall Oudinot hierher gebracht und am 29. beinahe gefangen genommen worden wäre. Zweihundert Russen mit zwei Geschützen waren plötzlich nach dem Ort gekommen, der Marschall aber hatte sich trotz seiner Verwundung mit seinen fünfundzwanzig Begleitern, teils Offizieren teils Soldaten, in dem Hause, wo er lag, verschanzt. Er leistete hier einen so energischen Widerstand, daß der Feind, erstaunt darüber, stutzte, und mit einem ernstlichen Angriff solange zögerte, bis er sich vor dem Kaiser zurückziehen mußte, der mit Rheinbundstruppen und einem Teil der Garde eintraf.

Am nächsten Tage, dem 1. Dezember, brachen wir mit Tagesanbruch auf. Nach einer Stunde erreichten wir ein Dorf, woselbst sich uns Chasseure anschlossen, die hier über-

nachtet hatten. Später begegneten wir dem Prinzen Eugène, Vizekönig von Italien, der an der Spitze einer kleinen Anzahl von Offizieren und einer Abteilung der Grenadiere seiner Garde marschierte, in deren Mitte sich die Fahnen befanden. Es waren sämtlich vollständig abgezehrte, entkräftete Leute.

Der lange Marsch forderte wieder viele Opfer. Endlich nahmen wir in einem verlassenen Dorfe Nachtquartier, wo wir zu unserer Freude Stroh fanden. An Pferdefleisch fehlte es nicht, aber wir hatten keine Feldkessel um Suppe zu kochen, die uns wieder etwas gestärkt hätte. So mußten wir uns wie die vorhergegangenen Tage mit geröstetem Fleisch begnügen, hatten dafür aber die Erquickung eines Strohlagers in warmen Räumen. Die ungewohnte Wärme wurde mir indessen zeitweise so lästig, daß ich mehrmals in der Nacht ins Freie gehen mußte, um Luft zu schöpfen.

Am 2. Dezember hatte mich das Fieber wieder gepackt und die Beine waren mir so schwer, daß ich schon nach einer Stunde hinter dem Regiment zurückblieb. Ich kam durch ein kleines Dorf, in welchem sich viele Nachzügler aufhielten, schritt aber an ihnen achtlos vorüber. Später traf ich auf mehrere Tausend, die bei einer Häusergruppe Halt gemacht hatten und sich Pferdefleisch rösteten. General Maison kam vorbei. Er hielt an und ermahnte die Leute aufzubrechen, wenn sie nicht von der feindlichen Kavallerie gefangen werden wollten. Doch die meisten dieser demoralisierten ausgehungerten Menschen hörten auf nichts mehr; sie wollten ihre Feuer nicht eher verlassen als bis sie gegessen hätten, und viele bereiteten sich vor, ihr Stück Fleisch gegen den Feind zu verteidigen.

Weiterhin begegnete ich zwei Mann meiner Kompagnie, welche ich bat, sich mir anzuschließen und bei mir zu bleiben. Sie meinten, ihnen wäre alles gleichgültig und zogen stumpf mit mir.

Als es dunkel wurde endeten wir unsern Marsch in einem Walde, wo sich schon viele Nachzügler befanden und für die Nacht Vorbereitungen trafen. Es waren Leute verschiedener Korps, besonders von der italienischen Armee und auch einige Grenadiere von Pikarts Regiment. Ich erkundigte mich nach ihm und hörte, daß sie ihn gestern noch gesehen hätten, er schiene den Verstand verloren zu haben, denn er sähe wie ein Verrückter aus.

Nachdem ich mir einen Platz für die Nacht gesucht, ging ich daran, den Tornister nachzusehen, den ich mir angeeignet hatte. Er enthielt aber nichts Besonderes. Am meisten willkommen war mir ein Taschentuch, in welchem etwas Graupe mit Roggen vermischt eingebunden war. Da der eine meiner beiden Begleiter den Deckel eines Feldkessels mit sich führte, so kochten wir das Gemenge sogleich. Inzwischen packte ich den Tornister weiter aus, fand aber nur noch ein Paar alte Schuhe und im übrigen lauter wertloses Zeug.

In der Nacht war die Kälte erträglich, bei Tagesanbruch erhob sich aber ein scharfer Nordwind, der eine Kälte von zwanzig Grad mitbrachte und uns bald zum Aufbruch trieb. Mechanisch folgten wir denjenigen, die vor uns gingen, die aber ebensowenig wie wir wußten, wo sie waren und wohin sie liefen. Mit der höher steigenden hellen Sonne ließ die Kälte nach und wir legten eine große Strecke zurück, obwohl wir ein paarmal in vereinzelten Häusern oder an verlassenen Lagerfeuern rasteten. Soviel ich mich erinnere nächtigten wir in einer Poststation.

Die Sonne, welche sich am Tage vorher gezeigt hatte, war nur der Vorläufer einer außergewöhnlichen Kälte gewesen. Ich fühlte mich während des heutigen Marsches so benommen, daß ich nicht mehr richtig zu denken vermochte und meinen beiden Begleitern, wenn sie mich ansprachen, so konfuse Ant-



Ein Rückzugsgefecht in der Gegend von Oschmjany.
(4. Dezbr. 1812.)

worten gab, daß sie mich für nicht richtig im Kopf hielten. Die Kälte wuchs bis zur Unerträglichkeit. Mit vielen andern schlugen wir die ersten besten Wege ein, in der Hoffnung auf Wohnungen zu stoßen. Schließlich verirrten wir uns, weil wir Polen gefolgt waren, die über Olita nach Warschau wollten. Von einem dieser Leute, der französisch sprach, hörte ich endlich, daß wir beinahe eine Stunde von der Straße nach Wilna abgekommen wären. Nun kehrten wir um, verirrten uns jedoch abermals. Wir begegneten drei Offizieren mit über hundert Mann verschiedener Korps und verschiedener Nationalitäten, die mehr Toten als Lebendigen glichen. Als sie von uns erfuhren, daß sie sich verirrt hätten, weinten sie wie die Kinder.

Da ein Fichtenwald in unserer Nähe lag, beschlossen wir, in demselben gemeinsam zu übernachten. Die andern hatten ein Pferd bei sich, welches geschlachtet und verteilt wurde. Jeder röstete sich sein Stück. Wir kamen überein, daß abwechselnd immer ein Teil von uns wachen müßte, denn die Kosaken streiften überall umher.

Eine Stunde nachdem wir unser Lager hergerichtet hatten, begann es stark zu stürmen und zu schneien, sodaß wir unter unsere Zweighütten kriechen mußten. Bald aber drang Wind und Schnee in diese und störte unsere Ruhe. Ich war insofern glücklicher daran, als ich auf meinem Tornister sitzend und meinen noch von Moskau herstammenden Hermelinkragen über den Kopf geschlagen, Wind und Schnee nicht so spürte. Indessen dauerte auch mein Schlummer nicht lang, denn ein Windstoß riß plötzlich die Hütte ein, unter der ich mit meinen beiden Gefährten lag. Von nun an mußten wir uns beständig in Bewegung halten um nicht zu erfrieren. Sobald es hell wurde, brachen wir auf, ließen aber drei Tote und vier Sterbende zurück.

Es mochte acht Uhr sein, als wir endlich wieder auf

der Landstraße ankamen. Auf dieser gelangten wir gegen drei Uhr nachmittags nach Molodeczno. Hier war ein furchtbares Gewühl von Mannschaften aller Korps, besonders aber der italienischen Armee. Wir suchten nach einem Obdach für die Nacht in einer Scheune oder einem Pferdestall, fanden aber nirgends mehr Raum. Wir mußten uns glücklich schätzen, endlich noch in einem abgebrannten Hause ohne Dach, welches aber auch schon fast völlig besetzt war, unterzukommen. Es bot indessen doch wenigstens Schutz gegen die grimmigste Kälte.

Hier in Molodeczno hatte der Kaiser am 3. Dezember sein Hauptquartier aufgeschlagen und, wie ich später hörte, das berühmte 29. Bulletin verfaßt, welches die gänzliche Vernichtung der Armee eingestand und ganz Frankreich in eine so gewaltige Aufregung versetzte.

Am 5. war es schon hell als wir weiter gingen. Wir folgten einer Masse von mehr als 10000 Mann, von denen jeder lief, wie und wo er Lust hatte. Unser Weg führte über viele sumpfige Stellen, die ohne den starken Frost unser Verderben geworden wären. Wer jetzt noch nachkam, konnte den Weg nicht mehr verfehlen, denn die Zahl derer, welche tot oder sterbend liegen blieben, war ungeheuer. Noch vor Eintritt der Dunkelheit erreichten wir Benica, welches der Kaiser am Morgen verlassen hatte. Hier gelang es mir etwas Mehl aufzutreiben, woraus wir uns einen Brei kochten; ein Obdach fanden wir aber nicht mehr; wir mußten auf der Straße übernachten. Von Schlaf war der Kälte wegen nicht die Rede. Ohne geruht zu haben ging es den nächsten Tag, den 6. Dezember, weiter nach Smorgoni.

Unterwegs trafen wir eine Menge höherer Offiziere, sowie die Ueberreste der heiligen Legion. Nicht alle diese Offiziere besaßen noch einen vollständigen alten Pelz oder brandlöchrigen Mantel, zum Teil trugen sie nur die Hälfte eines

solchen, weil sie mit einem Freund oder Bruder geteilt hatten. Ein Fichtenknüttel diente ihnen als Stütze, an Haar und Bart hingen Eiszapfen. Wandelnden Leichen gleich schlichen sie dahin und wie aus unsern Reihen so zeichneten auch gar manche von ihnen den Weg für die, welche noch später nachkamen.

Fast mehr noch wie vordem glichen jetzt Straßen und Biwaks Schlachtfeldern, doch da immer viel Schnee fiel, war das Bild nicht so erschreckend. Außerdem hatte man ja auch jede Spur von Mitleid verloren. Fühllos gegen sich selbst, war man es noch vielmehr gegen andere. Keiner, der zusammengesunken am Wege lag und um eine hilfreiche Hand flehte, wurde auch nur im geringsten beachtet.

Als wir in Smorgoni anlangten, wurden wir von der Nachricht überrascht, daß der Kaiser am Abend des 5. die Armee verlassen habe und nach Frankreich abgereist sei. Er hatte dem König Murat das Kommando übergeben. Viele Nichtfranzosen haben dem Kaiser hieraus einen Vorwurf gemacht und doch war sein Schritt ein durch die Verhältnisse gebotener, denn nach der Verschwörung des Generals Malet war seine Gegenwart in Frankreich nötig geworden, nicht allein der Regierungsgeschäfte wegen, sondern auch um ein neues Heer zu schaffen.

Sonderbarer Weise bemerkte man jetzt unter den todesmatten, zerlumpten Menschen, die sich bis hierher geschleppt hatten, Gestalten, die ganz gut bekleidet waren und auch auffällig kräftig aussahen. Diese hörte man am lautesten gegen das Verhalten des Kaisers eifern. Ich habe mir hinterher immer gedacht, daß das Agenten der Engländer gewesen sind, die der Armee entgegen geschickt worden waren, um sie zum Abfall vom Kaiser zu verleiten.

Da sich in Smorgoni alles durcheinander drängte, beeilte ich mich ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.

Hierbei verlor sich der eine meiner beiden Leute und ich ging also nur mit dem andern Mann weiter. Vor mir her schritt ein badensischer Offizier, der sich offenbar schon längere Zeit in der Stadt befand und wohl zur Besatzung derselben gehörte. Ihm beschloß ich zu folgen, da ich mir sagte, daß er doch jedenfalls ein Quartier haben würde, in dem wir beide uns vielleicht noch mit einschmuggeln könnten. Er trat in das Haus eines Juden und als er merkte, daß wir ihm nachkamen, wurden wir auf seine Fürsprache auch richtig aufgenommen.

Wir richteten uns an einem warmen Ofen ein und fühlten uns seit langer Zeit wieder einmal behaglich. Man muß so krank und elend gewesen sein, wie wir, um das Glück verstehen zu können, welches wir in dem warmen Zimmer und der Aussicht auf einen ruhigen Schlaf empfanden.

In derselben Stube lag auf einem schlechten Sofa ein junger fieberkranker Generalstabsoffizier. Er klagte, er wäre schon seit Orscha krank, könnte jetzt aber nicht mehr weiter und würde nun dem Feinde in die Hände fallen.

Der badensische Offizier, der dabei war, suchte ihn zu trösten, indem er ihm ein Pferd und einen Schlitten zu verschaffen versprach und uns machte er den Mund wässerig mit einer guten Fleischsuppe; dann mußte er aber plötzlich mit seinem Truppenteil fort und aus den schönen Versprechungen wurde nichts, denn der Jude ließ sich zu nichts anderem herbei, als uns für einen hohen Preis ein paar Zwiebeln und einige Haselnüsse zu verkaufen. Doch das war uns gleich, der schützende Raum blieb die Hauptsache und erschien uns nicht zu teuer bezahlt.

Die Ruhe hatte uns sehr erquickt und deshalb brachen wir am 7. schon zeitig auf, nahmen uns aber sehr in acht, Geräusch zu machen, um den Kranken nicht zu stören, der in der Nacht viel phantasiert hatte. Nachdem wir etwa eine Stunde gegangen waren, rasteten wir bei einer abgebrannten

Scheune. Während dieser Zeit kam die kaiserliche Garde und mit ihr unser Regiment vorbei, in welches wir nunmehr wieder eintraten. Nach meinem Ergehen wurde ich nicht gefragt, wohl aber danach, ob ich nichts zu essen mitgebracht hätte, und als ich das verneinte, hörte ich nur Flüche und keiner kümmerte sich mehr um mich.

Wir kamen sehr spät nach Zupranу. Fast alle Häuser waren hier niedergebrannt und die noch stehenden hatten keine Dächer und Thüren mehr. Jeder suchte sich irgendwo ein Plätzchen und richtete sich ein so gut es ging.

Am 8. herrschte eine so grimmige Kälte, daß die Leute vor dem Abmarsch noch die Reste der Häuser anzündeten, um sich zu erwärmen. Dabei kam gar mancher um, der nicht mehr die Kraft hatte, seine Lagerstelle zu verlassen.

Gegen Mittag trafen wir in einer kleinen Stadt ein, deren Namen ich vergessen habe. Hier hatte ein Lebensmittelempfang stattfinden sollen, die Magazine waren aber kurz vor unserer Ankunft durch ein feindliches Streifkorps geleert worden.

Somit wieder in einer Hoffnung getäuscht, verfolgten wir unsern durch Tote und Sterbende bezeichneten Weg weiter. Als wir bei einem Walde Rast machten, entdeckten einige Leute der Kompagnie ein herumirrendes Pferd. Dasselbe wurde alsbald geschlachtet, da indessen keiner mehr Kraft genug besaß, es zu zerteilen, fingen wir nur das Blut in einem Kessel auf, den wir einer deutschen Marketenderin fortnahmen, würzten es mit Pulver und setzten es ans Feuer. Kaum aber war es halb gar, als sich in der Ferne ein großer Haufen Kosaken zeigte. Im Stich wollten wir das Blut nicht lassen. Es wurde so wie es war mit der hohlen Hand geschöpft und getrunken. Wir besudelten uns dabei natürlich von oben bis unten, indessen, wen focht das noch an? Jedes Gefühl von Ekel war ja schon längst erstorben.

Gegen Abend erreichten wir ein großes Dorf, welches nur noch etwa drei bis vier Stunden von Wilna lag. Der noch vorhandene Rest der Kompagnie erhielt einen Pferdestall als Nachtquartier zugeteilt. Ich wurde auf Dorfwache kommandiert und hätte meinen Posten allein beziehen müssen, wenn mir nicht einige Leute gutwillig gefolgt wären, die vielleicht dachten, dabei ein besseres Unterkommen zu finden. Das uns in der Mitte des Dorfes angewiesene Wachhaus war aber ein alter baufälliger Schuppen, durch welchen der Wind überall derart hindurch pfiff, daß wir trotz unsers großen Feuers keinen Augenblick Ruhe fanden.

Bei einer Kälte von achtundzwanzig Grad (von mehreren andern Seiten ist sie sogar auf dreißig bis zweiunddreißig Grad angegeben) marschierten wir am 9. morgens nach Wilna. Von zwei Divisionen Franzosen und Neapolitanern, die uns entgegen geschickt waren und deren Gesamtstärke noch etwas über 10000 Mann betrug, sowie andern unterwegs zu uns gestoßenen Truppen erreichten kaum 2000 Mann Wilna. Die übrigen raffte alle dieser schreckliche Tag dahin. Und doch waren diese Leute noch warm bekleidet und hatten an Nahrung keinen Mangel gelitten, denn sie hatten erst vor wenigen Tagen ihre guten Quartiere in Litauen verlassen. Als sie mit uns zusammen trafen, bemitleideten sie uns, zwei Tage später aber waren sie viel schlimmer daran als wir.

Noch nicht so demoralisiert und gefühllos wie wir, sah man zuerst, wie sie sich noch gegenseitig Beistand leisteten, als sie aber erkannten, daß sie selbst die Opfer ihrer Hilfsbereitschaft wurden, da packte auch sie der krasse Egoismus und jeder dachte nur an die eigene Erhaltung.

Die Hoffnung, in wenigen Stunden in Wilna zu sein, wo wir Lebensmittel in Ueberfluß erhalten sollten, hatte mir neue Kraft gegeben, oder vielmehr, ich machte wie viele andere

meiner Unglücksgefährten fast übermenschliche Anstrengungen um anzukommen. All meine Willenskraft schien schließlich aber doch noch der furchtbaren Kälte unterliegen zu sollen. Ich fühlte wie ich schwächer und schwächer wurde. Das Atmen wurde mir schwer. In meiner Nase hatte sich Eis gebildet und meine Lippen klebten zusammen; die Thränen, die meinen schneegeblendeten Augen entquollen, froren auf den Wangen, und meine Schwäche trübte mir derart den Blick, daß ich fast nichts mehr sah. Oft mußte ich stehen bleiben und mir das Gesicht mit meinem Hermelinkragen bedecken, um das Eis schmelzen zu lassen.

In dieser Verfassung erreichte ich eine Scheune, die man angezündet hatte um sich zu erwärmen. Nun bekam ich wieder Luft. Alle Gebäude, auf die wir stießen, wurden zur zeitweisen Erwärmung in Brand gesteckt; in fast allen lagen Unglückliche, die sich mit ihren letzten Kräften hingeschleppt hatten, um ruhig zu sterben, und nun starben sie den Flammentod.

Endlich erkannten wir die Türme von Wilna. Ich beschleunigte meine Schritte, weil ich gern unter den ersten die Stadt betreten wollte, indessen die alten Chasseure der Garde, die ich einholte, verhinderten das. Sie marschierten in so breiter, festgeschlossener Kolonne, daß sie die Straße sperrten; zur Ehre der Armee wollten diese Braven die ungeordnet hinten nachkommenden Massen zwingen, sich vor dem Einmarsch in die Stadt erst zu ordnen. Man sah wie diese alten stolzen Krieger ihre fürchterlichen Leiden verbissen, um den Ruf und den Ruhm ihrer Truppe unter allen Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Aber all ihr Bestreben, durch ihr Beispiel einzuwirken, scheiterte an der Gleichgiltigkeit und Demoralisation der großen Masse. In wildem Durcheinander drängte alles in die Vorstadt, nachdem die alten Chasseure in bester Ordnung in die Stadt eingerückt waren. Sehr viele

brachen schon an den ersten Häusern vor Ermattung zusammen und viele, die sich noch mit Aufbietung der letzten Kräfte weiter schleppten, fielen an der Schwelle des Hauses, in dem sie ein Unterkommen suchen wollten, tot nieder.

Unserm Bataillon wurde ein Haus angewiesen; in demselben lagen schon Badenser, die zur Besatzung gehörten. Raum genug war für uns alle vorhanden, indessen unsere Waffenbrüder wanderten aus, da sie wohl bei unserm Aussehen fürchteten, von uns gefressen zu werden.

Wir erhielten Rindfleisch, waren aber nicht verständig genug es zusammen zu thun und uns gemeinschaftlich eine kräftige Suppe zu kochen. Die Leute fielen darüber her wie reißende Tiere; nur einzelne kochten oder rösteten es eine Weile, die andern aßen es roh. Ein mir befreundeter Sergeant, ein Edelmann aus der Bretagne, zitterte bei der Verteilung vor Ungeduld. Da er nur zwei Schritt von dem Verteiler stand, warf dieser ihm sein Stück zu. Er fing es mit beiden Händen, wie eine Katze mit den Pfoten, führte es sofort zum Munde und zerriß und verschlang es mit wilder Gier.

Gegen Mittag waren wir angekommen. Eine Stunde später begab ich mich in die Stadt um den Versuch zu machen, Brot und Branntwein aufzutreiben; fast überall aber fand ich verschlossene Thüren. Die Einwohner, obwohl unsere Freunde, waren erschreckt, auf einmal 50 bis 60000 Fresser unserer Art zu sehen, von denen viele das Aussehen von Tollen oder Blödsinnigen hatten und andere wie Rasende durch die Straßen liefen, an alle Thüren pochten, in die Magazine drangen und es den Beamten zur Unmöglichkeit machten alles in gehöriger Ordnung zu verteilen. Ordnung gab es eben nicht mehr unter diesen Horden, die keine Disziplin mehr kannten und nichts mehr respektierten.

Ich sah ein, daß ich unter solchen Umständen das von

mir gewünschte nicht erlangen würde und war im Begriff nach der Vorstadt zurückzukehren, als ich meinen Namen rufen hörte. Ich drehe mich um und sehe zu meiner Ueberraschung Pikart vor mir, der mich sogleich umarmt und vor Freude weinend küßt. Seit der Beresina hatte er zweimal das Regiment getroffen und jedesmal gehört, ich wäre tot oder gefangen. Nachdem ich ihm gesagt, worauf ich ausgegangen, machte er sich anheischig, mir Branntwein und vielleicht auch Brot zu verschaffen, ich sollte nur zu seinem Juden kommen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Niemals werde ich vergessen, wie sonderbar mich der Anblick eines bewohnten Hauses berührte. Mir war, als wären Jahre vergangen, seit ich ein solches gesehen hatte. Pikart ließ mir sogleich von dem Juden ein Glas Branntwein geben; ich nahm dasselbe mit Gier, vermochte es aber nur langsam zu trinken. Darauf kaufte ich mir eine Flasche für zwanzig Francs und packte sie sorglichst in meine Jagdtasche, Brot jedoch sollte vor Abend nicht zu haben sein. Ich hatte nach so langer Entbehrung einen solchen Heißhunger darauf, daß mir war, als würde ich all mein Elend vergessen, wenn ich nur Brot gehabt hätte.

Der Jude sagte, die ersten, die angekommen wären, hätten alles verschlungen. Er riet uns, nicht wegzugehen, sondern bei ihm zu bleiben, er würde uns schon alles verschaffen, was wir wünschten und dafür sorgen, daß nicht noch andere hier eindrängen. Wir folgten seiner Einladung und ich setzte mich auf eine Ofenbank.

Während ich hier behaglich ruhte, fiel mir auf, daß Pikart von der ganzen jüdischen Familie wie ein Kind des Hauses behandelt wurde. Als wir dann einmal allein waren, drückte ich ihm meine Verwunderung darüber aus und fragte ihn, wie er es angefangen hätte, sich derartig bei der Familie

einzuheben. Da vertraute er mir schlau schmunzelnd an, daß er sich für den Sohn einer Jüdin ausgegeben hätte und schon im Juli, wo wir zwei Wochen hier gelegen hatten, mit der Familie immer die Synagoge besucht habe, weil er jedesmal hinterher einige Schnäpse und Haselnüsse zu knabbern erhalten hätte.

Lange hatte ich nicht mehr gelacht, jetzt aber brach ich in ein so unbezwingliches Gelächter aus, daß mir das Blut aus meinen aufgesprungenen Lippen rieselte.

Plötzlich machte ein Kanonenschuß unserer Heiterkeit ein Ende, und sprachlos vor Aufregung stürzte unser Wirt herein. Endlich erzählte er, daß der Feind in der Verfolgung einer bayerischen Truppenabteilung bis in die Nähe der Vorstadt gedrungen sei, durch welche wir gekommen wären.

Während er noch sprach, hörten wir auch schon Generalmarsch schlagen. Pikart hing sofort seinen Tornister um und ergriff sein Gewehr, ich aber rührte mich nicht. Da klopfte er mich auf die Schulter und rief: „Auf, alter Freund! wir sind von der kaiserlichen Garde und müssen die ersten auf dem Platze sein! Wir dürfen doch nicht dulden, daß diese Wilden uns das Brot wegfressen, was eben für uns gebacken wird! Vorwärts Landsmann! es wird schon gehen und wenn's auf allen Vieren sein müßte. Ein Kaiserjäger hockt nicht hinterm Ofen, wenn's draußen knallt!"

So machte ich mich denn mit ihm auf. Die Straße war belebt, denn da und dort liefen einzelne Leute zum Sammeln, ohne zu wissen wo, ganze Haufen aber eilten in der dem Feinde entgegengesetzten Richtung davon, um sich in Sicherheit zu bringen. Im großen ganzen indessen herrschte eine stumpfe Gleichgültigkeit; die meisten kümmerten sich nicht um das was vorging.

Als wir in die Nähe des Thores kamen, welches nach

der Vorstadt führte, trafen wir auf Grenadiere und Chasseure der Garde. Pikart verließ mich und reihte sich bei den Seinigen ein, und da sich hinter diesen einige Mannschaften meines Regiments, sowie etwa zwanzig Offiziere befanden, welche Gewehre trugen, so schloß ich mich hier an.

Ohne Ordnung wurde die hinter der Stadt liegende Anhöhe erstiegen; jeder lief so gut er konnte. Manche fielen hin und blieben zurück. Nachdem wir etwa Zweidrittel der Höhe hinter uns hatten und ich mich schon wunderte, bis hierher gekommen zu sein, stürzte nun auch ich, und obgleich mir beim Aufstehen ein litauischer Bauer behilflich war, wurde es mir doch sehr sauer. Ich bat diesen guten Mann, mir zur Seite zu bleiben und unterstützte meine Bitte mit ungefähr vier Francs in russischem Gelde und einem Schluck Branntwein. Hierüber war der Mann so glücklich, daß er mich auf dem Rücken getragen haben würde, wenn ich es verlangt hätte. Auf dem Wege lagen viele tote Pferde und Menschen, die bei ihrer Ankunft am Morgen, sozusagen, noch im Hafen gescheitert waren. Mein Litauer nahm sich von einem der Toten Gewehr und Patronen, um auch einmal, wie er meinte, ein paar Russen vertilgen zu können.

Endlich kamen wir auf der Höhe an, wo bereits Bayern und Garde, zusammen etwa 200 Mann, gegen feindliche Kavallerie im Gefecht standen. Es wurde viel geknattert, der Feind meinte es aber nicht sehr ernstlich, und als zwei bayerische Geschütze auffuhren und jedes einen Schuß abgegeben hatte, suchte er sofort das Weite.

Hiernach kehrten auch wir wieder nach der Stadt zurück. Hier hatte inzwischen eine große Verwirrung Platz gegriffen. Die zum größten Teil aus Mannschaften verbündeter Truppen bestehende bisherige Besatzung, sowie die Militärverwaltungsbeamten und Armeelieferanten hatten, von Schrecken erfaßt,

in aller Eile Vorbereitungen zum Verlassen der Stadt getroffen. Schlitten, Wagen und Pferde wurden mit den Vorräten der Magazine, Kassen und andern Wertgegenständen beladen. Alles drängte sich, stieß sich und schrie. Dieser Trubel war hauptsächlich durch die Diebsbanden hervorgerufen und künstlich geschürt worden, welche, wie schon früher erwähnt, sich gleich nach Beginn des Rückzuges der Großen Armee gebildet hatten. Wie bei all solchen Gelegenheiten waren sie auch hier zur Stelle und beuteten den allgemeinen Wirrwar nach jeder Richtung hin zu ihren Gunsten aus. Rufe wie: „Mein Pferd ist weg! Wo ist mein Wagen hin? Haltet die Kerls, sie fahren mit meinem Schlitten davon!“ bewiesen ihre Gegenwart.

Als wir auf dem Rückweg vom Kampfplatz beim Passieren der Vorstadt an dem Hause vorübergekommen waren, welches die Reste meines Bataillons beherbergte, hatte ich geschwankt, ob ich noch weiter mitmarschieren oder zurückbleiben und in das Haus eintreten solle. Zwei Gründe bewogen mich aber, lieber mit nach der Stadt zu ziehen. Erstens war es das Brot, dessen ich bei Pikart sicher war und zweitens der Wunsch, daß man sehen und erfahren sollte, daß ich an dem kleinen Kriegszug, der die Russen verjagte, teilgenommen hatte. Dieser Stolz währte aber nicht lange, denn kaum lag die Vorstadt hinter uns, als sich die Reihen lösten und alles auseinander lief, da jeder überzeugt war, daß der Feind uns nicht lange Ruhe lassen würde, und darum jeder die Zeit in der Stadt noch auskaufen wollte.

Ich ging um Pikart aufzusuchen, erfuhr aber zu meinem Bedauern von einem Grenadier seiner Kompagnie, daß er mit zur Wache bei König Murat kommandiert worden war, der sein Quartier in der Stadt verlassen und dasselbe in die Vorstadt auf der Straße nach Kowno verlegt hatte.

Dies bestimmte mich, in mein Quartier zum Bataillon

zurückzukehren. Ich fand dort die ganze Mannschaft schlafend, und da ich zum Umsinken müde war, legte ich mich auch nieder.

Gegen zwei Uhr morgens erwachte ich und erhob mich schnell, denn das Brot fiel mir ein und ich hielt gerade die frühe Morgenstunde, wo noch alles in der Stadt schlief, für die geeignetste um welches aufzutreiben. Einigen Leuten, die mich fragten wohin ich wolle, teilte ich mein Vorhaben mit. Mehrere hätten mich wohl gern begleitet, fühlten sich aber zu schwach dazu, nur ein Sergeant, Namens Bailly, ging mit mir, nachdem ich erwähnt hatte, daß ich mir auch russische Banknoten umwechseln wolle, die, wie ich gehört, weiterhin nicht mehr angenommen, hier aber von allen Juden gern gewechselt würden. Dies veranlaßte verschiedene von den Mannschaften uns auch ihre russischen Banknoten zum Umwechseln mitzugeben.

Der Mond schien hell, als wir aber auf die Straße traten, fehlte nicht viel, daß wir bei der fürchterlichen Kälte wieder umgedreht wären.

Bis zum Stadtthor begegneten wir keiner Menschenseele, und auch selbst dort war nicht einmal ein Posten zu sehen. Die Russen hätten ganz ebenso unbeachtet wie wir das Thor passieren können. Gleich an einem der ersten Häuser bemerkten wir Lichtschein durch ein Kellerfenster. Ich bückte mich und erkannte, daß es eine Bäckerei war, in welcher man soeben Brot gebacken haben mußte, denn der Duft davon stieg uns kräftig in die Nase. Bailly pochte an die Hausthür und man fragte nach unserm Begehr. „Aufgemacht! wir sind Generale!“ antwortete ich. Damals war es nur noch in wenigen Fällen möglich einen Offizier von einem Gemeinen zu unterscheiden, darum wurden wir unbeanstandet eingelassen. Im Hausflur stand eine dicke Frau an einer nach unten führenden Treppe. Es schien die Bäckermeisterin zu sein und

wir fragten deshalb sogleich, ob sie Brot zu verkaufen hätte. Sie verneinte das, weil noch nicht gebacken wäre und als ich darauf entgegnete, daß es doch ganz nach frischem Brot röche, forderte sie uns auf in die Backstube herunter zu steigen und uns selbst davon zu überzeugen. Unten angekommen sahen wir uns nach allen Seiten um, bemerkten aber nur zwei schlafende Bäckerjungen und fingen schon an zu glauben, daß die Frau uns nicht belogen hätte, als ich mich plötzlich bückte und unter dem Backtrog einen verdeckten Korb bemerkte. Ich zog ihn hervor; er enthielt sechs große Weißbrote, so schön, als wären sie in Paris gebacken. Welcher Fund für Menschen in unserer Lage! Ich nahm sogleich drei unter meinen Mantel und Bailly machte es ebenso. Dann stiegen wir mit der harmlosesten Miene wieder hinauf und sagten, an der Frau ruhig vorüberschreitend, wir würden später noch einmal nachfragen. Sichtlich froh uns los zu sein, öffnete sie die Thür und schloß dieselbe schnell wieder. Es war merkwürdig, wie wir auf einmal laufen konnten. Im nächsten Moment bissen wir schon gierig in das Brot hinein. Leider hinderten mich nur meine geborstenen Lippen, solch große Stücke in den Mund zu stopfen, als ich gern gewollt hätte.

Noch ganz versunken in Kauen und Würgen fragten plötzlich zwei Stimmen hinter uns, ob wir nicht etwas zu verkaufen hätten. Es waren zwei Juden. Selbst in der Nacht trieben sich diese Leute auf den Straßen umher um mit den Soldaten Geschäfte zu machen.

Ich sagte, daß wir Hundertrubelscheine umwechseln wollten, wenn wir einen guten Preis dafür bekämen. Beide fingen nun an sich einander zu überbieten bis endlich der Handel mit dem einen auf siebenundsiebzig und — worauf ich noch besonders bestand — einer Extrazugabe von Kaffee mit Milch

abgeschlossen wurde. Da der Mann nur ein Agent war, so führte er uns zu einem Geldwechsler, den er aus dem Schlafe klopfte. Dieser nahm die in unserem Besitz befindlichen neun Scheine in Empfang, prüfte sie sehr genau und ging dann mit denselben und in Begleitung des Agenten in ein anderes Zimmer. Ich vermute, daß die beiden dort irgend eine Teufelei besprachen um uns zu betrügen, denn sie ließen uns so lange warten, daß uns schließlich die Geduld riß und wir einen Mordslärm zu machen begannen. Erst auf diesen hin erschienen sie wieder, zahlten aber auch jetzt nicht eher, bis wir ihnen ernstlich zu Leibe gingen. Als wir endlich mit Mühe und Not unser Geld bis auf Heller und Pfennig herausgepreßt hatten, verließen wir das Haus. Unmittelbar darauf kam der Agent uns nach, schwor bei Moses und allen Propheten, daß er an dem Vorgang unschuldig sei und bat uns, nun bei ihm den versprochenen Kaffee zu trinken. Wir glaubten zwar dem Gauner kein Wort, gingen aber des Kaffees wegen mit.

Nachdem dieser genossen war, brach Bailly, trotz der Aufforderung des Juden, zu bleiben, doch sogleich nach unserm Quartier auf, ich aber blieb, weil ich zu müde war und ganz ruhig und sicher zu schlafen hoffte, da noch zwei Bayern die Stube mit mir teilten. Mein Geld hatte ich in meinem Gürtel und das Brot in dem Tornister. Als ich mich auf das im Zimmer befindliche alte Sofa legte, mochte es vier Uhr sein.

Ich hatte noch keine halbe Stunde geruht, als ich mit fürchterlichen Leibschmerzen erwachte und aufstehen mußte. Sehr bald stellte sich auch Uebelkeit ein. Ich gab von mir, was ich nur irgend im Leibe hatte. Mein Uebelbefinden steigerte sich derart, daß ich glaubte von dem Juden vergiftet zu sein. Jeden Augenblick meinte ich sterben zu müssen. Meine

Schwäche war so groß, daß ich mir nicht einmal meine Branntweinflasche allein aus meiner Jagdtasche zu nehmen vermochte, ich mußte einen Bayern darum bitten. Nachdem ich einen Schluck genommen, wurde mir besser, ich streckte mich wieder auf das Sofa und schlummerte ein. Wie lange ich so gelegen weiß ich nicht, als ich aber erwachte, war ich allein; die Bayern hatten mich verlassen und mein Brot mitgenommen. Glücklicherweise besaß ich noch ein Stück in meiner Jagdtasche, die an meiner Seite hing. Doch dieser Verlust grämte mich jetzt wenig, in diesem Augenblick war es nur mein Zustand, der mir die größte Sorge machte. Ich befand mich in einer ganz verzweifelten Lage. Abgesehen von der Erkrankung meines Unterleibes war die alte Wunde am rechten Fuß wieder aufgebrochen und das erste Glied des Mittelfingers der rechten Hand nahe daran abzufallen. Die Kälte des gestrigen Tages hatte den Fuß so schlimm gemacht, daß ich keinen Stiefel mehr anziehen konnte. Ich fettete die Wunde mit der Salbe, die mir das polnische Mädchen gegeben hatte und umwickelte den Fuß mit Lumpen und einem Stück Fell. Ebenso machte ich es mit der rechten Hand.

Als ich mich demnächst anschickte fortzugehen, bot mir der Jude noch etwas Reis zum Kauf an. Ich ging auf sein Angebot um so lieber ein, als mir gerade Reis für meinen Zustand sehr zuträglich erschien. Außerdem erstand ich noch von ihm einen kleinen kupfernen Kessel. Für beides zahlte ich zehn Francs. Den Kessel und den Stiefel band ich auf meinen Tornister und verließ dann das Haus.

Auf der Straße kam ich bei einer Frau vorbei, die vor der Thür eines Hauses händeringend und jammernd bei einem Leichnam stand. Sie rief mich an: „Herr helft mir! die Juden, bei denen wir übernachteten, haben meinen Mann getötet und hier auf die Straße geworfen, nachdem sie uns in

der Nacht alles weggenommen haben was wir hatten. Was fange ich nun an! ich habe niemand, der mir hilft in meiner Not. Ach Herr, stehen Sie mir bei.“ Es kam mir wie ein Spott vor, daß ich Lazarus helfen sollte. Ich wußte der armen Frau nichts anderes zu raten, als denen nachzugehen, die jetzt in Haufen die Stadt verließen, weil der Feind wieder vor dem Thore stand und das Gewehrfeuer schon knatterte. Mein Zustand machte es mir ja unmöglich ihr irgendwie hilfreich sein zu können. Es wäre also nutzlos gewesen mich länger bei ihr aufzuhalten. Ich schritt somit eilig davon, um die Straße nach Kowno zu erreichen, bis zu welcher noch eine lange Vorstadt zu passieren war. In dieser kam ich in ein furchtbares Gewühl vieler Tausende von Menschen. Mannschaften aller Waffengattungen untermischt mit Frauen und Kindern drängten und stießen sich hier mit Lärm und Geschrei. Jeder wollte dem andern voraus, um den Russen nicht in die Hände zu fallen.

Der Zufall führte mich mit einem Hauptmann der Jungen Garde zusammen, der mein Schulkamerad gewesen war. Er hatte einen Leutnant, seinen Burschen und einen dürren Klepper bei sich. Das war das, was von seiner ehemaligen Kompagnie noch existierte. Ich klagte ihm meine Leiden. Er gab mir etwas Thee und ein Stück Zucker. Bald darauf riß uns der Menschenstrom schon wieder auseinander.

Nach einer starken halben Stunde war endlich die enge Vorstadt überwunden. Man begann aufzuatmen, denn der Strom zerteilte sich hier mehr und jeder lief wie es ihm gefiel. Ich ging allein und dachte daran, wie stolz und zahlreich vor fünf Monaten unsere Armee in Wilna eingezogen war und in welch jammervoll elendem Zustand sie jetzt aus dieser Hauptstadt Litauens floh.

Zehntes Kapitel.

Von Wilna nach Kowno. — Der Regimentshund. — Marschall Ney. — Plünderung des Kriegsschatzes. — Ich bin vergiftet. — Im Quartier beim Henker. — Grenadier Faloppa. — Von Kowno nach Elbing. — Mutter Gâteau und Michaut. — Die beiden Brüder. — Ich finde Pikart wieder. — Die verräterischen Juden. — Eine Megäre. — Eylau. — Ankunft in Elbing.

Wir hatten die Stadt kaum eine Viertelmeile hinter uns, als wir schon Kosaken links auf den Höhen und rechts in der Ebene erblickten; sie hielten sich indessen außer Schußweite.

Nach einiger Zeit traf ich auf ein verendetes Pferd, auf dessen Rücken sich eine schwarze Pelzschabracke befand. Dieser Fund war für mich ein sehr wertvoller, da mir die Kappe, welche bisher meine Ohren geschützt hatte, abhanden gekommen war und ich notwendig ein Paar Ohrenklappen brauchte. Ich holte meine Scheere heraus um mir das erforderliche Stück abzuschneiden, kam aber damit nicht zu stande, da ich weder mit meiner verbundenen rechten Hand, noch mit meiner völlig erstarrten linken zu hantieren vermochte. Einer der Vorübergehenden, den das Fell ebenfalls anzog, trat zu mir und half mir aus der Not. Er zerschnitt den Gurt, welcher die Schabracke festhielt und teilte diese. Ich nahm die auf mich entfallene Hälfte vorläufig über den Kopf und schritt weiter.

Bald darauf näherte sich von Wilna her das Schießen. Marschall Ney, welcher die Nachhut führte und den Feind bis jetzt aufgehalten hatte, verließ die Stadt. Die Massen der Flüchtigen, lauter kampfunfähige Leute, die vor ihm herzogen, beschleunigten so viel als möglich ihre Schritte. Ich hätte das gern auch gethan, mein erfrorener Fuß jedoch und mehr noch die entsetzlichen Leibschmerzen, die mich alle Augen-

blicke aufs neue erfaßten und zu einem Aufenthalt zwangen, hielten meinen Marsch sehr auf.

Als das Schießen immer heftiger wurde, entstand ein furchtbares Getümmel hinter mir. Die Kräftigeren stießen die Schwachen unbarmherzig nieder. Auch ich wurde von fliehenden Rheinbündlern plötzlich umgerissen. Längelang lag ich im Schnee. Rücksichtslos trampelte alles über mich hinweg. Endlich trat eine Lücke im Strom der Menschen ein. Mit größter Anstrengung gelang es mir, halbtot vor Schmerzen und Schwäche wieder auf die Beine zu kommen. Die Nachhut hatte mich inzwischen fast erreicht. Wenn sie mich überholte war ich dem Feinde preisgegeben und verloren. Glücklicherweise nahm aber der Marschall jetzt Stellung auf einer kleinen Anhöhe, um diejenigen Leute herankommen und vorüberziehen zu lassen, welche noch hinter ihm herkamen. Die Stärke der Nachhut, mit welcher der Marschall den Abzug so tapfer deckte, betrug nicht mehr als ungefähr 300 Mann.

Vor mir her schritt ein Mann, den ich an seinem Mantel als einen Regimentskameraden erkannte. Er ging sehr gebückt unter einer Last, die er auf den Schultern und dem Tornister zu tragen schien. Ich strengte mich an ihn einzuholen und sah nun, daß die Last ein Hund und der Mann ein alter braver Sergeant, Namens Daubenton war, der schon den Feldzug nach Italien mitgemacht hatte.

Ich drückte ihm mein Erstaunen aus, daß er sich mit einem Hunde beschwert hatte, wo er sich selbst kaum schleppen konnte und fragte ihn, weshalb er einen solchen essen wollte, da doch immer noch genug Pferde zu finden wären.

„Eher würde ich Kosakenfleisch fressen!“ gab er mir entrüstet zur Antwort. „Erkennst du denn Mouton, unsern Regimentshund nicht? Er hat sich die Pfoten erfroren und kann nicht mehr laufen.“

Als ich hierauf das treue Tier streichelte, leckte es mir die Hand und sah mich so traurig an, als ob es mir sein Leid klagen wollte.

Im Weiterschreiten erzählte mir Daubenton, daß die Russen schon vor sieben Uhr in die Vorstadt gedrungen wären, in welcher sich unser Quartier befand, und daß ihnen dabei mindestens 12000 Offiziere und Mannschaften in die Hände gefallen seien, die vor Schwäche nicht mehr fort gekonnt hätten.

„Beinahe," fuhr er fort, „wäre ich demselben Schicksal verfallen, denn meine Liebe zu dem Hunde bereitete mir noch einen längeren Aufenthalt. Obwohl ich mich ganz heimlich aus dem Quartier geschlichen hatte, um Mouton, der doch nicht mehr mitmarschieren konnte, nichts merken zu lassen, war derselbe doch zu klug, um nicht zu begreifen, daß er zurückbleiben sollte und heulte so jämmerlich, daß ich wieder umdrehte und ihn herausließ. Natürlich schleppte er sich nun mir nach, fiel aber bei seinen wunden Pfoten alle Augenblicke auf die Nase. Ich vermochte das nicht länger mit anzusehen und ließ ihn mir von einem Manne auf den Tornister heben und an den Tornisterriemen anbinden."

Während Daubenton so erzählte, kamen wir an einen umgestürzten Trainwagen. Das Innere desselben zeigte Spuren von Mehl und anderen Nahrungsstoffen; er war also augenscheinlich geplündert worden. Ich mußte hier anhalten, denn ich krümmte mich wieder unter einem neuen Anfall gräßlicher Leibschmerzen und bat Daubenton, auf mich zu warten. Er willigte ein, zumal er eingesehen hatte, daß er den Hund nicht länger tragen konnte und sich seiner entledigen wollte.

Als er sich hierzu anschickte und ich mit mir beschäftigt war, bemerkten wir einige zwanzig Schritte vor uns in einer Bodensenkung rechts der Straße eine Abteilung von etwa dreißig hessischen Ersatzrekruten, die zur Besatzung von Wilna

gehört hatten und hier auf den Marschall Ney zu warten schienen. Gleichzeitig sahen wir zu unserer Linken einen Trupp von ungefähr zwanzig Mann feindlicher Kavallerie mit einem Offizier und einige vereinzelt reitende Kosaken. Der Bewegung dieser Reiter lag offenbar die Absicht zu Grunde, den Hessen, sowie uns und einer Menge waffenloser Leute, die krank und elend auf der Straße daherzogen, den Weitermarsch zu sperren. Als die letzteren das merkten, machten sie schreiend kehrt, um in den Schutz der Nachhut zu gelangen, die Hessen dagegen nahmen an einem dicht bei ihnen befindlichen Hügel eine Verteidigungsstellung. In diesem Augenblick rannte ein noch kräftiger Grenadier an uns vorüber auf die Hessen zu und reihte sich bei diesen ein. Wir wären ihm gern gefolgt, ich befand mich aber momentan noch nicht in der Lage, das zu können und Daubenton wollte erst den Hund los sein. Inzwischen jagten die Reiter schon auf die Hessen zu, blieben aber eine Strecke vor ihnen halten und nur der Offizier ritt näher heran und machte ihnen Zeichen, die Waffen niederzulegen. Die Antwort war ein Schuß des Grenadiers, dem sofort eine Salve der Hessen folgte.

Wir glaubten, daß mindestens die Hälfte der Russen gefallen sein müßte, indessen schien nicht ein einziger getroffen zu sein, und selbst der Offizier, der wie eine Scheibe dagestanden hatte, war anscheinend völlig unversehrt. Nur das Pferd machte einen Seitensprung, sein Reiter hatte es aber sogleich wieder in der Hand und sprengte, gefolgt von seiner Schar, mit lautem Hurra auf die Hessen ein. In weniger als zwei Minuten waren dieselben teils niedergeritten, teils, verfolgt von den Angreifern, auf der Flucht in der Richtung auf die Nachhut. Die Jagd ging ganz nahe an uns vorbei. Dabei trennte sich einer der Reiter und stürmte auf Daubenton ein. Dieser, dem es mit seinen klammen Fingern bis jetzt

noch nicht gelungen war, die Bande des Hundes zu lösen, wollte denselben nunmehr mitsamt seinem Tornister abwerfen, wurde aber daran durch den wütenden Angriff des sichtlich angetrunkenen Russen gehindert. Er behielt gerade nur noch Zeit an den Wagen heranzuspringen, um wenigstens seinen Rücken zu decken. Ich selbst war augenblicklich noch zu sehr von meinem traurigen Zustand in Anspruch genommen, um ihm helfen zu können. Die Lage Daubentons war schrecklich. Während er die Säbelhiebe seines Gegners mit dem Gewehr parierte, rieß ihn der wie rasend bellende Hund, welcher mit aller Kraft die Bande zu sprengen suchte, die ihn festhielten, hin und her. Sein abgezehrtes, rauchgeschwärztes Gesicht war verzerrt und seine Augen sprühten Feuer und Flammen. Plötzlich traf ein nach dem Kopfe des Hundes geführter Hieb des Russen den Tornister und zerschnitt dabei jedenfalls die vordere Befestigung Moutons, denn dieser sprang jetzt auf einmal mit Wutgeheul herab, blieb aber mit dem Hinterteil noch hängen und riß Daubenton mit zu Boden. Ich hielt denselben für verloren. Indessen war es mir geglückt, mich wenigstens insoweit kampfbereit zu machen, als ich meine rechte Hand von ihrer Bandage genügend befreit hatte, um mein Gewehr handhaben zu können. Ich war auf meinen Knieen etwas vorgerutscht und hatte das Gewehr auf den Feind angelegt. Hierdurch ließ sich derselbe glücklicherweise von Daubenton abziehen. Er sprang unverzüglich auf mich ein. Ich drückte ab, aber der Schuß versagte. Hohnlachend glaubte der Kerl nun leichtes Spiel mit mir Elenden zu haben, doch die Gefahr verlieh mir Kraft, überall wo er auch versuchte, an mich heranzukommen, starrte ihm mein Bajonett entgegen. Er gab endlich seine vergeblichen Angriffe auf und wandte sich wieder Daubenton zu.

Diesem war es inzwischen gelungen, den Tornister samt

dem Hunde abzustreifen. Er hatte sich gerade wieder erhoben und sein Gewehr ergriffen, als der Russe ihn von neuem anfiel. Nunmehr aber frei in seinen Bewegungen, ging er zum Angriff über, trieb seinen Gegner mit dem Bajonett ein Stück zurück, und riß dann schnell mit dem Ruf: „Na, warte Bursche, jetzt hab ich dich!“ das Gewehr an die Backe. Unmittelbar darauf krachte der Schuß, der Russe stieß einen Schrei aus, ein Blutstrom entquoll seinem Munde, er wankte im Sattel und sank vom Pferde. Daubenton sprang schnell vorwärts und faßte dieses am Zügel.

Während sich diese Szene bei uns abspielte, waren die andern Reiter den in der Richtung auf die Nachhut fliehenden Hessen gefolgt und hatten hierbei die waffenlosen Kranken erreicht, die gleich beim Auftauchen des Feindes kehrt gemacht, aber nicht Kräfte genug gehabt hatten, sich schnell in Sicherheit zu bringen. Diese armen, durch Wunden und Frostschäden wehrlosen Menschen wurden ohne Erbarmen über den Haufen geritten, von den Pferden zertreten oder schonungslos niedergehauen. Sie wären wohl sämtlich umgebracht worden, wenn nicht plötzlich Marschall Ney, mit einem Gewehr bewaffnet, an der Spitze eines Teils der Nachhut erschienen wäre.

Wir hörten seinen Ruf: „Drauf mit dem Bajonett!“ und sahen alsbald die feindlichen Reiter nach allen Richtungen fliehen. Einzelne derselben gerieten hierbei in einen tiefen mit Schnee gefüllten Graben, konnten nicht mehr heraus und wurden samt ihren Pferden gefangen. Letztere wurden als gute Beute behalten, die Reiter aber bald wieder laufen gelassen, denn was sollte man mit ihnen anfangen, hatten wir doch mit uns selbst genug zu thun.

Niemals werde ich das Ehrfurcht gebietende Wesen und die stolze Miene vergessen, mit welcher der Marschall bei dieser

Gelegenheit die Gefangenen betrachtete, ebensowenig aber auch den Ausdruck der Dankbarkeit und des Vertrauens, mit welchem die unglücklichen Kranken und Verwundeten, die ihn umgaben, zu ihm aufsahen. Er machte in diesem Augenblick ganz den Eindruck eines jener Helden, von denen uns das Altertum erzählt. Man kann wohl behaupten, daß Marschall Ney in den letzten Tagen des unheilvollen Rückzugs der Retter der letzten Trümmer der Armee geworden ist.

Alles was ich hier erzählte, hatte sich in dem Zeitraum von kaum zehn Minuten zugetragen. Daubenton mit dem Pferde am Zügel und ich an den Wagen gelehnt, waren von dem letzten Gemetzel so gefesselt gewesen, daß wir Mouton ganz vergessen hatten. Er war mit dem Tornister, der noch immer an ihm hing, bis zu dem Pferde gekrochen und knurrte dort jetzt zähnefletschend den neben demselben liegenden Russen an. Daubenton, hierdurch an den Hund erinnert, beugt sich nieder, um ihn endlich von dem Tornister zu befreien. Dabei entfallen ihm die Zügel des Pferdes. Diesen Augenblick benutzt ein soeben vorüberschreitender, noch ziemlich kräftiger Grenadier, ergreift das Pferd und läuft eiligst mit ihm davon. Daubenton schreit: „Haltet den Dieb! Er hat mein Pferd!“ Keiner aber kümmert sich darum und der Spitzbube verschwindet in dem Gewühl der Tausende von Nachzüglern, welche später als die Nachhut Wilna verlassen haben und jetzt von dieser aufgenommen und durchgelassen den schon voraus befindlichen Massen nachfluten. Daubenton wirft schnell seinen Tornister über und stürzt sich in den Menschenstrom, indem er mir noch zuruft: „Sorge für den Hund! ich muß dem Pferde nach!“ Gleich darauf ist er meinen Blicken entschwunden und ich selbst werde von der Flut davongetragen und von Mouton getrennt. Ich sah ihn niemals wieder. Seit 1808, wo das treue Tier in Spanien am Ufer eines



Marschall Ney auf dem Rückzuge.

(Nach einem Gemälde von Yvon.)

Flusses gefunden wurde, hatte es das Regiment in allen Feldzügen begleitet.

Unter der Menge, die mich jetzt vorwärts drängte, befanden sich Frauen, ja selbst auch Kinder. Beständig, aber vergebens sah ich mich nach Daubenton um. Es war mir ein großer Kummer ihn verloren zu haben.

Mein Leiden nötigte mich, bald wieder zurückzubleiben. Hinter mir befand sich noch die Nachhut, welche jetzt dieselbe Anhöhe besetzt hatte, auf der die Hessen attaquiert worden waren. Vor mir sah ich den Berg von Ponari, an dessen linkem Abhang die Straße bis zu dreiviertel der Höhe emporstieg und sich deutlich durch eine lange Reihe stillstehender Wagen abhob. Es waren die Wagen, in welchen sich der Kriegsschatz von mehr als sieben Millionen in Beuteln mit Gold und Silber befand und die in dem Hohlweg festsaßen.

Nach einer Viertelstunde erreichte ich den Fuß des Berges. Hier war während der Nacht biwakiert worden. An einigen wieder angefachten Feuern ruhten und wärmten sich Leute, um Kräfte zur Ersteigung der Höhe zu sammeln. Von ihnen hörte ich, daß die Wagen schon in der vergangenen Nacht Wilna verlassen hatten, in dem Hohlweg aber stecken geblieben waren, nachdem einer der vordersten Wagen zusammengebrochen war. Die völlig abgematteten Pferde hatten die Last nicht mehr zu ziehen vermocht und waren zu einem großen Teil tot niedergestürzt.

Während mir das erzählt wurde, hörte man wieder bei der Nachhut schießen und links zeigten sich Kosaken, welche die Beute witterten, sich lüstern näherten, aber vorsichtig außer Schußweite blieben, um nach Abzug der Nachhut gefahrlos Ernte halten zu können.

Ich brach nun wieder auf, schlug aber nicht den Weg ein, wo die Wagen standen, sondern folgte einer Wagenspur,

die rechts um den Berg herumzuführen schien. Einige Wagen waren hier jedoch verunglückt, denn man sah solche in einem tiefen schneeverwehten Graben liegen. Unter ihnen bemerkte ich einen, in dem sich noch mehrere Mantelsäcke befanden. Ich hätte schrecklich gern einen davon gehabt, aber ich durfte es nicht wagen in den Graben zu steigen, weil ich bei meiner Schwäche am Ende nicht mehr herausgekommen wäre. Während ich noch unschlüssig dastand, kam ein Krankenwärter aus Wilna, dem ich mein Leid klagte. Er hatte sogleich die Freundlichkeit hinunterzuklettern und mir einen Mantelsack zuzuwerfen. Derselbe barg das Schönste, was ich mir hätte wünschen können, nämlich vier herrliche Leinwandhemden und außerdem ein paar kurze Kniehosen von Baumwollstoff. Das Gepäckstück trug die Signatur eines Verwaltungsbeamten.

Beglückt packte ich meine Schätze in den Tornister, mit Wonne den Augenblick ersehnend, wo ich meine von Ungeziefer wimmelnden Lumpen ins Feuer würde werfen können.

Eine Strecke weiterhin fand ich ein glattes Pappfutteral, welches zwei schöne Klapphüte enthielt. Da dasselbe bequem unter dem Arm zu tragen war, nahm ich es mit.

Die Spuren drehten sich nach links, der großen Fahrstraße zu. Nach einer halben Stunde mühseligen Marsches hörte ich in der Richtung derselben heftiges Gewehrfeuer, begleitet von lautem Geschrei. Dasselbe rührte von der Nachhut und den ungeordneten Menschenhaufen her, die mit dem Marschall Ney an den Kassenwagen angelangt waren. Der Marschall hatte, nachdem er gesehen, daß sich die Wagen nicht mehr retten ließen, die Verteilung des Inhalts derselben an die Mannschaften befohlen. Zum Schutze dieses Vorganges wurden die Kosaken von der Nachhut beschossen.

Nach einiger Zeit endlich in die Nähe der Straße gekommen, gelangte ich an eine elende Baracke, in welcher ich

Stimmen hörte. Ich trat ein und fand einige zwanzig Soldaten, zumeist von der Garde, welche Haufen von Silbergeld vor sich hatten. Einige riefen mir sogleich zu, ob ich hundert Francs für ein Zwanzigfrancsstück in Gold haben wolle. Ich hätte das Geschäft machen können, denn ich besaß ja noch genug Gold, indessen war mir mein Leben doch lieber als solche Silberlast, die mich gedrückt hätte und ich verhielt mich deshalb ablehnend. Mein Zweck war gewesen, mir das Stück Pelzschabracke so um die Ohren zu befestigen, daß es dieselben gut schützte, und womöglich auch ein neues Hemd anzuziehen. Da sich dies letztere aber nicht thun ließ, entfernte ich mich wieder, sobald ich meine Ohren versorgt hatte. Unterwegs traf ich auf ein paar Musiker, die derart mit Geld beladen waren, daß sie unmöglich weit damit gekommen sein können.

Als ich die große Straße betrat, kam das Schießen immer näher und die Leute liefen mit beschleunigten Schritten. Die meisten trugen Geld. Viele, denen ihr Reichtum zu schwer wurde, entlasteten sich teilweise desselben, indem sie Fünffrancsstücke wegwarfen oder Leuten gaben, die nichts hatten; sie beklagten es sehr, daß sie nicht an einen Wagen gekommen waren, in welchem es Gold gab, denn mehrere trugen Säcke mit Doppel-Napoleons. Es war jämmerlich anzusehen, wie selbst die Elendesten und Schwächsten sich mit der von ihnen gemachten Beute schleppten. Gänzlich ermattet entglitten ihren erfrorenen oder völlig erstarrten Fingern öfter die schweren Beutel, bis sie sich entschlossen, andern einen Teil abzugeben. Weiter vorn, wo die Leute gingen, welche bei Oeffnung der Wagen nicht zugegen gewesen waren, entspannen sich blutige Kämpfe. Gar manchem der Schwachen, welche mit Aufbietung aller Kräfte ihren Schatz bis hierher getragen hatten, wurde derselbe von Stärkeren einfach entrissen oder bei Gegenwehr

im Kampfe abgenommen und solch armer Teufel mußte sich noch glücklich schätzen, daß er dabei nicht totgeschlagen worden war.

Bei der augenblicklich erträglichen Kälte blieb ich stehen, um mich etwas auszuruhen. Hierbei wallten ununterbrochen die Leute, mit Beuteln beladen, an mir vorüber. Ein Stück weiter zurück sah ich die Nachhut wieder halten, um noch einige Schlitten mit Verwundeten durchzulassen. Auch diese Schlitten waren soweit als möglich mit Goldtönnchen angefüllt. Trotz dieser fortwährenden Fürsorge des Marschalls, möglichst jeden in seinen Schutz zu nehmen und vor den Kosaken zu behüten, blieben dennoch viele Beutegierige zurück, und abends im Biwak hörte ich, daß manche dieser Leute mit den Kosaken zusammen in die Geldkisten gegriffen hätten.

Matt schlich ich weiter. Da sah ich einen rüstigen, gut gekleideten Offizier der Jungen Garde mir entgegen kommen. Ich erkannte ihn als meinen Freund Prinier, der, wie ich gehört hatte, vor kurzer Zeit Offizier geworden war. Ueberrascht, ihn gerade dahin gehen zu sehen, woher wir kamen, rief ich ihn bei seinem Namen und fragte, wohin er wolle. Statt einer Antwort fragte er mich, wer ich wäre. Dies schmerzte mich tief. Es war mir nicht möglich, mich der Thränen zu erwehren, die sogleich aus meinen Augen stürzten. So hatte mich denn Not und Leiden derart verändert, daß selbst ein Kamerad mich nicht mehr erkannte, mit dem ich fünf Jahre hindurch als Unteroffizier in demselben Regiment gestanden hatte. Einen Augenblick noch blickte er mir scharf ins Gesicht, dann aber streckte er mir die Hand entgegen: „Ach mein lieber Freund, du bist es! In welchem Elend sehe ich dich wieder!“ Gleichzeitig reichte er mir eine Feldflasche, die an seiner Seite hing und sagte mitleidig: „Hier, nimm einen Schluck und stärke dich.“ Als er aber meine

unbehilflichen Hände sah, setzte er mir selbst die Flasche an den Mund und stützte mich sorgsam, bis ich getrunken hatte.

Hierauf erzählte er mir auf meine Frage, woher er käme, daß er von seinem Truppenteil, der sich abseits der Straße befände, ausgeschickt worden sei, die Armee aufzusuchen. Er habe etwa eine Viertelmeile von hier die Nacht in einer Mühle zugebracht, und erst dort ganz unbestimmt von unserem Unglück gehört. Als er jetzt auf die Straße gekommen wäre, hätte er nur wüste Haufen angetroffen und er wolle jetzt weiter zur Armee. „Aber wir haben ja gar keine Armee mehr!“ entgegnete ich. — „Es wird da hinten doch aber geschossen.“ — „Nun ja, allerdings, doch das ist nur die Nachhut von ein paar hundert Mann, die sich der Marschall Ney mit Mühe zusammengelesen hat.“ — „Gut, so gehe ich zur Nachhut.“

Er umarmte mich zum Abschied, wobei das Pappfutteral zur Erde fiel. Auf seine Frage, was das wäre, sagte ich ihm, daß es zwei Dreispitze enthielte und bot sie ihm gleichzeitig an, da ich sah, daß er noch immer seinen Unteroffiziertschako trug. Er probierte sofort einen auf und war sehr glücklich als er paßte, und ich freute mich auch, für die Hüte eine so gute Verwendung gefunden zu haben.

Der aus der Feldflasche genossene kräftige Wein hatte mir so wohl gethan, daß ich bis zum nächsten Biwak zu gehen beschloß.

Nach einer Stunde schon erreichte ich das erste Feuer. Es lagerten Chasseure um dasselbe. Ich bat, mich zu ihnen setzen zu dürfen. Ohne aber auch nur ein Auge zu mir aufzuheben, entgegneten sie nur: „Suche dir selber Holz und mache dir Feuer!“ Ich wunderte mich über diese grobe Abweisung nicht, denn Leuten, die einzeln ankamen, wurde stets so geantwortet. Uebrigens war das Feuer nicht groß und

die sechs Mann, welche daran saßen, schienen auch sonst nichts zu haben.

Indessen, da ich sehr müde war, blieb ich trotz des abschreckenden Empfanges hartnäckig hinter den Leuten stehen und streckte manchmal den Körper und die Hände vor, um etwas Wärme zu erhaschen. Dabei fiel mir auf einmal meine Branntweinflasche ein. Ich zog dieselbe hervor und zeigte sie. Da rückten sie zusammen und machten mir Platz. Die Flasche kreiste und als sie leer war, schlief ich auf meinem Tornister sitzend, den Kopf in die Hände gestützt, ein. Nach vielleicht zwei Stunden eines durch die Kälte und Schmerzen häufig unterbrochenen Schlafes erwachte ich und ging daran, mir in dem von dem Juden erstandenen kleinen Kessel eine Reissuppe zu kochen. Ich ließ sie zwar nur halb gar werden, da mich zu sehr nach etwas Warmem verlangte, indessen verzehrte ich sie doch, während die andern schliefen, mit meinem Nachbar zur Rechten, mit einem gewissen Heißhunger. Wir hatten allerdings keine Löffel, aber die Not macht ja immer erfinderisch, und so gossen wir sie uns in die kleine Höhlung auf dem Deckel unserer Tschakos und schlürften sie in dieser Art. Hinterher schlief ich wieder ein.

Die Sonne des 11. Dezember war noch nicht aufgegangen, als ich die Notwendigkeit fühlte, mich wieder in Bewegung zu setzen, wenn ich nicht wie so viele andere umkommen wollte. Ich brachte daher den Verband um meinen kranken Fuß in Ordnung und brach auf. Ich ging allein bis es Tag wurde und rastete nur ab und zu für Augenblicke an Feuern, die sich am Wege befanden. An jedem derselben lagen Tote oder Sterbende. Nachdem es hell geworden, traf ich bald auf einzelne Mannschaften des Regiments und später auch auf den Feldwebelschreiber der Kompagnie. Obwohl der arme Mensch sich nur höchst mühsam auf sein Gewehr gestützt,

fortbewegen konnte und sichtlich sehr leidend war, stieß er doch einen Freudenschrei aus, als er mich sah, denn er hatte gehört, daß ich in Wilna als Gefangener zurückgeblieben wäre. Er hieß Rossi; beide Füße waren ihm erfroren und in Lumpen und Fellstücke gewickelt. Dicke Thränen entrollten seinen Augen, wie er mir klagte, daß er vom Regiment abgekommen wäre, weil er nicht mehr Schritt mit demselben zu halten vermochte; er war völlig hoffnungslos und glaubte bestimmt, daß er nun umkommen und die Heimat nie wiedersehen würde. Ich suchte ihn mit meiner Lage zu trösten, die durch mein Unterleibsleiden schlimmer war wie die seinige. Wir gingen einen Teil des Tages zusammen und während desselben hatte er Gelegenheit zu beobachten, wieviel besser er noch daran war, denn oft mußte ich den Marsch unterbrechen. Seit Wilna trug ich über meinen Beinkleidern eine Leibbinde von einem alten Shawl. Der Zustand meiner Hände erlaubte mir nicht mehr, meine Hosen von den Hosenträgern abzuknöpfen, wenn ich sie schnell herunterlassen wollte; ich war in die Notwendigkeit versetzt worden, dieselben von vorn bis hinten aufzuschneiden, denn alles, was ich zu mir nahm, war ich sicher, im nächsten Augenblick wieder gehen lassen zu müssen.

Etwa um Mittag machten wir in einem Dorfe Halt. Wir gingen in ein von den Bewohnern verlassenes Haus, wo wir drei kranke Soldaten fanden, die uns sagten, daß sie nicht mehr weiter könnten und hier sterben wollten. Wir gaben ihnen zu bedenken, welches Schicksal sie als Gefangene der Russen erwartete. Statt jeder Antwort zeigten sie uns ihre Füße. Dieselben waren schrecklich anzusehen. Mehr als die Hälfte der Zehen fehlte und die übrigen waren nahe daran abzufallen. Die Füße waren blau und schon in Fäulnis übergegangen. Da die unglücklichen Menschen dem Korps des

Marschalls Ney angehörten, hat derselbe sie vielleicht noch gerettet, als er demnächst vorüber kam.

Wir verweilten so lange, bis wir uns etwas Reis gekocht und Pferdefleisch geröstet hatten. Den ersteren aßen wir sogleich, das letztere nahmen wir mit. Beim Aufbruch gelobten wir uns, beieinander zu bleiben, als aber die große Masse der Nachzügler kam, wurden wir trotz aller Anstrengungen getrennt und konnten uns nicht wieder finden.

Ich kam bei einer Wassermühle vorbei. Dort sah ich einen Mann, der auf dem Eis des Mühlbachs eingebrochen war. Obwohl ihm das Wasser nur bis an den Gürtel reichte, gelang es nicht ihn herauszuholen. Artillerieoffiziere warfen ihm von der Mühle aus ein Seil zu, er vermochte aber nicht dasselbe zu ergreifen, denn er war vollständig steif und bewegungslos vor Kälte.

Etwas weiterhin hörte ich, daß das Regiment, wenn man es überhaupt noch mit diesem Namen bezeichnen konnte, in Zyzmory übernachten sollte, welches etwa noch drei Stunden entfernt lag. Ich nahm mir vor, die Strecke dahin zurückzulegen und wenn ich auf den Knieen hinrutschen müßte. Es gelang, aber was stand ich aus! Oft sank ich vor Erschöpfung in den Schnee und hielt mein Ende für gekommen. Glücklicherweise jedoch hatte die Kälte sehr nachgelassen und so raffte ich mich immer wieder auf und erreichte endlich nach übermenschlichen Anstrengungen mehr tot als lebendig das Dorf.

Das erste, was mir ins Auge fiel, war ein großes Feuer neben dem Giebel eines abgebrannten Hauses. Ich wankte dahin und wie groß war meine Ueberraschung, als ich meine Kameraden erkannte. Kurz vor dem Feuer brach ich fast bewußtlos zusammen.

Grangier, der mich bemerkt hatte, eilte sofort mit mehreren

Andern herbei um mir Hilfe zu leisten. Sie betteten mich auf ein Strohlager und Leutnant Serraris, der Branntwein besaß, gab mir davon zu trinken. Auch erhielt ich Pferdefleischbouillon, die mir vortrefflich mundete, denn sie war mit wirklichem echtem Salz gewürzt.

Meine Leibschmerzen erfaßten mich aber gleich danach stärker denn je. Ich rief Grangier und teilte ihm meine Vermutung mit, daß ich vergiftet worden wäre. Er kochte mir auf der Stelle Thee, den er noch von Moskau her hatte; ich trank viel davon und er that mir gut.

Der arme Rossi kam ebenso elend wie ich an; Sergeant Bailly war bei ihm, mit dem ich in Wilna die Rubelscheine gewechselt und den Kaffee bei dem Juden getrunken hatte. Er fragte mich sogleich nach meinem Ergehen und da sein Zustand genau derselbe war wie der meinige, zweifelten wir nicht, daß der Jude uns Gift gegeben hatte, um uns auszuplündern.

Ich würde mich sehr glücklich gepriesen haben, daß ich auf Stroh an einem großen Feuer liegen konnte, wenn ich nicht in Waden und Schenkeln so unerträgliche Schmerzen bekommen hätte, daß ich einen Teil der Nacht unabläßig schrie. Ich hörte sagen: „Na, der kann morgen nicht mehr mit!“ und da ich dasselbe dachte beschloß ich, mein Testament zu machen und ließ Grangier rufen. Ich bat ihn meine kleinen Besitztümer an sich zu nehmen und sie meiner Familie zu überbringen, falls er das Glück haben sollte, Frankreich wiederzusehen. Dieselben bestanden in einer Uhr, einem Kreuz aus Gold und Silber und dem kleinen Gefäß aus chinesischem Porzellan. Ebenso wollte ich ihm all mein Geld übergeben mit Ausnahme einiger Goldstücke, die ich in meinem Fußverband zu verbergen beabsichtigte, in der Hoffnung, daß die Russen bei meiner Gefangennahme die Lumpen ununtersucht lassen würden.

Grangier hatte mich schweigend angehört und fragte darauf, ob ich im Fieber spräche oder träumte. Ich erwiderte, Fieber hätte ich allerdings, befände mich aber bei vollem Bewußtsein. Nun fing er an mir eine Moralpredigt zu halten, mich auszuschelten, daß ich auf einmal die Büchse ins Korn würfe, mich zu erinnern, wie ich in viel schlimmern Lagen den Mut bewahrt hätte. „Ja damals hatte ich auch mehr Kräfte zuzusetzen als jetzt!“ wandte ich ein. Er aber wollte nichts gelten lassen, versicherte mir, daß ich an der Beresina ganz ebenso gesprochen hätte und dort mindestens ebenso krank gewesen wäre, trotzdem aber nun bis hierher einen Weg zurückgelegt hätte, der sechsmal so groß sei als der, welcher uns jetzt noch von Kowno trennte. „Wenn wir dir helfen, wirds schon gehen,“ redete er mir gut zu, „zumal morgen, wo wir nur einen ganz kurzen Marsch haben. Also versuche zu schlafen, vorher aber packe alle deine Sachen wieder weg.“

Auch Leutnant Serraris, dem Grangier meine schwarzen Gedanken mitgeteilt hatte, kam, um mir dieselben auszureden und meinte, jeder Gesunde hätte nach einer übermäßigen Anstrengung Schmerzen in den Gliedern, da könnte sich doch ein Kranker nicht wundern. Wärme und Ruhe würden mich wieder kräftigen. Er ließ mich dicht vor das Feuer legen und weil es an Holz nicht gebrach, wurde ich schön warm wie in einem Backofen. Meine Schmerzen ließen allmählich nach und mit einem Wohlgefühl, wie ich es lange nicht empfunden hatte, schlummerte ich ein und schlief mehrere Stunden hintereinander. Als der Augenblick des Aufbruchs gekommen war, dachte ich nicht mehr daran, zurückzubleiben. Allerdings vermochte ich nicht allein zu gehen, aber Grangier und Leboude führten mich. Mit Rossi, der gleich mir Sterbegedanken gehabt und mir vorgeschlagen hatte, falls wir die Nacht noch überleben sollten, heute irgendwo in der Nähe ein

Schloß aufzusuchen und dort die Barmherzigkeit anzurufen, wurde es ebenso gemacht, wie mit mir.

Nach einer halben Stunde konnte ich schon viel besser laufen und bedurfte nicht mehr der Unterstützung auf beiden Seiten. Wir erreichten ziemlich früh das kleine Dorf, welches uns als Quartier angewiesen war, dasselbe besaß aber nur sehr wenig Häuser und obwohl wir unter den Ersten waren, die eintrafen, fanden wir doch kein anderes Unterkommen mehr als einen Hof. Hier gab es eine so große Menge Stroh, daß wir uns nicht allein eine dicke Streu machen, sondern uns auch noch damit bedecken konnten. Indessen das Unglück hörte nicht auf, uns zu verfolgen. Das Stroh fing plötzlich Feuer. Jeder mußte sich aufs schnellste retten. Vielen verbrannten die Mäntel, einem Unteroffizier war die gefüllte Patrontasche angeglimmt; sie explodierte und sein Gesicht wurde schrecklich zugerichtet. Ich selbst hätte unfehlbar den Tod gefunden, wenn mich die Kameraden nicht an Schultern und Beinen gefaßt und an das zum Hofe gehörige Haus getragen hätten, in welchem General Roguet mit anderen höheren Offizieren lag. Diese stürzten sofort heraus, weil sie glaubten, das Haus selbst stünde in Flammen.

Zu diesem Unglück kam noch, daß ein schrecklich kalter Wind zu wehen begann, dem wir ganz schutzlos preisgegeben waren. Wir drangen deshalb ohne weiteres in das Haus des Generals, welches aus zwei Zimmern bestand und nahmen das eine in Besitz. Hier drängten wir uns so dicht als es gehen wollte nebeneinander, trotzdem jedoch mußte ein Teil die ganze Nacht über stehen. Das war aber immer noch besser, als dem bösen Wetter ausgesetzt zu bleiben, welches gewiß den meisten von uns den Tod gebracht haben würde.

Da der für den 13. angesetzte Marsch mindestens sieben

Stunden betrug, ließ General Roguet früh aufbrechen. Es hatte in der Nacht stark gehagelt und gefroren und man kam deshalb nur langsam vorwärts. Ohne die Unterstützung meiner Freunde würde ich wahrscheinlich meinen letzten Marsch auf russischem Boden mit meinem Leben beendet haben.

Als der Morgen zu dämmern begann, erreichten wir den Fuß eines Hügels, welcher nur aus Eis zu bestehen schien. Um sich beim Ersteigen gegenseitig zu halten, drängten sich die Leute zu festen Klumpen zusammen. Mir fiel auf, daß man auf diesem Marsch viel hilfsbereiter war als sonst. Wenn ein Mann stürzte, blieben meist die Leute in seiner Nähe stehen und halfen ihm auf und da wo das nicht geschah, schritten Offiziere und Unteroffiziere sofort ein. Ich sah wie ein Feldwebel des Bataillons einigen Leuten, die zwei Mann liegen gelassen hatten, drohend entgegentrat, indem er rief: „Keiner von euch kommt noch einen Schritt weiter, ehe ihr nicht die beiden dort aufgehoben und herangeführt habt!“ Durch sein energisches Auftreten rettete er viele.

Als der Hügel erklommen war, zeigte sich der Abhang so steil und spiegelglatt, daß es nur mit den größten Schwierigkeiten gelang, ohne Unfall hinabzusteigen. General Roguet, der mit seinem Stabe und einigen Sappeuren voran ging, war schon mit fast seiner gesamten Begleitung gefallen. Nur wenigen, welche stürzten, glückte es, sich wieder zu erheben. Diejenigen, die noch Kraft genug in den Händen besaßen, glitten, indem sie sich mit diesen steuerten, sitzend herunter, alle andern aber, denen ihre erfrorenen Glieder nicht mehr den nötigen Halt gewährten, überließen sich der Gnade Gottes, d. h. sie ließen sich wie Fässer hinabrollen. Ich zählte zu den letzteren und würde wer weiß wohin geraten sein, wenn nicht der noch kräftige Grangier, sein Bajonett als Stütze gebrauchend, sich dicht vor mir gehalten und mein Abwärts-

rollen dirigiert hätte. Zerschlagen, geschunden, halbtot und mit blutender linker Hand kam ich unten an.

Der General hatte halten lassen und befohlen, festzustellen, ob nach der vor dem Abmarsch erfolgten Zählung alle Mannschaften vorhanden wären. Zur allgemeinen Freude fehlte keiner.

Jetzt erst war es so hell geworden, daß man alles umher erkennen konnte und da sahen wir, daß die ganze anstrengende Bergkletterei hätte vermieden werden können, denn Leute anderer Truppen, die hinter uns marschierten, kamen ohne Schwierigkeit um die rechte Seite des Hügels herum. Mich hatte derselbe derart mitgenommen, daß ich nicht imstande war, mich anders als ganz langsam schleichend vorwärts zu bewegen, und um die Gutherzigkeit meiner Freunde nicht zu mißbrauchen, bat ich sie, sich nicht weiter um mich zu kümmern. Die Kompagnie ließ aber den Piemontesen Faloppa bei mir zurück. Dieser schien mir nicht gerade in viel besserem Zustand zu sein, wie ich selber. Wir humpelten zuerst eine Viertelstunde schweigend nebeneinander, dann sagte er: „Na, Herr Sergeant, wenn wir jetzt einen der kleinen Fetttöpfe hätten, die ich damals in Spanien auf Ihren Befehl wegwerfen mußte, würden wir, glaube ich, sehr froh sein, denn wir könnten uns dann jetzt eine delikate Suppe kochen!“ Dies war nicht das erstemal, daß er mich daran erinnerte. Seine Anspielung bezog sich nämlich auf folgende Begebenheit:

Nach einem langen Marsch in den Bergen Asturiens kamen wir nach der kleinen Stadt St. Hiliom. Ich wurde mit meiner Korporalschaft in ein großes Haus einquartiert, welches einen Seitenflügel des Rathauses bildete, und eines jener alten gotischen Schlösser war, wie es in Spanien noch viele giebt. In demselben lebte als einziger Bewohner ein alter Hagestolz. Bei unserer Ankunft fragten wir ihn, ob er

uns gegen Bezahlung Butter oder Fett zur Bereitung der uns gelieferten Bohnen geben könnte. Er antwortete: selbst für Geld würden wir keins von beiden in der ganzen Stadt auftreiben. Gleich darauf mußten wir zum Appell und ich ließ Faloppa zur Besorgung der Küche zurück.

Als wir wiederkamen, zeigte uns Faloppa triumphierend drei kleine Töpfe, welche Gänsefett zu enthalten schienen und schimpfte dabei: „So ein spanischer Schuft! so ein Kerl! hat bloß nichts rausgeben wollen! Nun habe ich mit dem Fett aber auch nicht gespart.“ Wir setzten uns und ließen uns das Essen vortrefflich schmecken. Währenddessen trat der Spanier ein und wünschte uns guten Appetit. Ich fragte ihn, warum er uns kein Fett gegeben hätte, worauf er erwiderte: „Weil ich eben, wie ich Ihnen schon sagte, Sennor, keins besitze; hätte ich welches gehabt, würde ich es Ihnen mit Vergnügen gegeben haben.“ — „So!“ schrie nun Faloppa, indem er aufsprang und dem Manne einen der Töpfe unter die Nase hielt, „so! ist das etwa kein Fett, du spanisches Lügenmaul du?“ Erschrocken und bestürzt blickte der Angeschriene auf das Töpfchen und stammelte dann ganz bleich: „Allerdings, Fett ist das, aber Fett von einem Hingerichteten, denn ich bin der Henker der Stadt und bereite aus dem Fett der Gehangenen eine Einreibung gegen Schmerzen.“

Im nächsten Augenblick flogen ihm alle Löffel an den Kopf und er lief eiligst davon. Keiner von uns, außer Faloppa, trug hiernach noch Verlangen, weiter zu essen. Dieser jedoch ließ sich nicht stören und behauptete, der Spanier hätte gelogen, aber wenn er auch die Wahrheit geredet, so schmeckten die Bohnen doch herrlich. Ich begriff ihn nicht, denn mir drehte sich der Magen um und ich mußte raus. Erst nach dem Genuß eines festen Schnapses, den ich mir in dem gegenüberliegenden Branntweinladen geben ließ, wurde

mir wieder etwas besser. Bei dem Besitzer desselben erkundigte ich mich, wer der Mann wäre, bei dem wir in Quartier lägen. Er machte das Zeichen des Kreuzes, indem er mehreremal murmelte: „Ave, Maria purissima, sin peccado concebida!“ und sagte, daß es der Henker wäre. Diese Auskunft gab mir die Gewißheit, daß der Spanier auch betreffs des Fettes nicht gelogen hatte, und ich konnte das Gefühl des Ekels noch eine geraume Zeit nicht los werden. Als wir weiter gezogen waren, entdeckte ich, daß Faloppa das noch übrige Fett mitgenommen hatte und uns wieder das Essen damit kochen wollte. Ich zwang ihn natürlich, dasselbe auf der Stelle fortzuwerfen, und seit wir nun in Rußland Not litten, versäumte er selten eine Gelegenheit, mich an die Sache zu erinnern.

Wir waren schon eine halbe Stunde gewandert und hatten die Kolonne noch nicht aus dem Gesicht verloren; ein Beweis, daß wir noch ziemlich gut ausschritten. Allerdings war bis hierher der Weg auch besser wie zuerst, bald aber wurde er wieder so holperig und so glatt wie am Morgen. Es herrschte eine grimmige Kälte und schon trafen wir wieder Leute, die auf der Straße starben, trotzdem sie mit dicken Pelzen bekleidet waren. Freilich mochte daran die Erschöpfung ebenso viel Schuld tragen wie die Kälte. Auch Faloppa sank wiederholt nieder und ich bin überzeugt, wäre ich nicht bei ihm gewesen, würde er liegen geblieben sein.

Als der Weg allmählich wieder besser wurde und wir die lange Marschkolonne immer noch zu erkennen vermochten, verdoppelten wir unsere Anstrengungen, sie einzuholen, aber es war umsonst. Wir kamen an einen Weiler von fünf bis sechs Häusern, von denen die Hälfte in Flammen stand. Ringsum lagen Leute, die nicht mehr weiter konnten, und verendete Pferde in ihren letzten Zuckungen. Wir rasteten hier und

brieten uns in der Glut eines brennenden Hauses Pferdefleisch auf unsern Säbelspitzen.

Während wir hiermit beschäftigt waren, ertönten auf einmal hinten mehrere Kanonenschüsse, und als ich mich umsah, bemerkte ich eine Masse von vielen Tausenden, die sich in größter Unordnung über die ganze Breite der Straße zerstreut heranwälzten. Nicht weit dahinter folgte die Nachhut. Später habe ich mir überlegt, daß der Marschall an diesem Tage wohl öfter nur schießen ließ, um den Glauben zu erwecken, daß die Russen kämen und dadurch die Nachzügler zu größerer Eile anzutreiben.

Obwohl unser Fleisch noch nicht halb gar war, hielten wir es doch für ratsam uns aus dem Staube zu machen, um nicht von diesem neuen Menschenstrom erfaßt zu werden.

Es mochte elf Uhr sein, wir hatten noch etwa vier Stunden bis Kowno und waren schon gänzlich erschöpft. Faloppa sagte: „Herr Sergeant, heute noch bis Kowno zu kommen ist unmöglich; wir werden wohl überhaupt aus diesem Teufelslande nicht mehr herauskommen; ich fühle es, mein schönes Italien sehe ich niemals wieder!“ Der arme Kerl! er ahnte richtig.

Etwa eine Stunde mochten wir nach unserer letzten Rast gegangen sein, als wir mehreren Trupps von vierzig bis fünfzig Mann begegneten, welche aus Offizieren, Unteroffizieren und einigen Soldaten bestanden, die in ihrer Mitte die Adler ihrer Regimenter trugen. So matt und elend diese kleinen Scharen auch waren, so sah man ihnen doch den Stolz an, den sie empfanden, die Retter und Schützer ihrer heiligen Banner zu sein. Man merkte, daß sie es vermieden, sich mit den großen Massen zu mischen, weil sie sonst nicht hätten beisammen bleiben und in Ordnung marschieren können.

Wir schlossen uns diesen kleinen Abteilungen an und boten alle unsere Kräfte auf in ihrer Nähe zu bleiben, aber

als sich der Kanonendonner und das Gewehrfeuer von neuem hören ließ, hielten die Trupps plötzlich auf Kommando eines Mannes an, dessen Rang man unmöglich unter den Lumpen, mit welchen er bedeckt war, zu erraten vermochte. Ich werde niemals den Ton seiner Stimme vergessen, mit dem er rief: „Nun, Söhne Frankreichs, noch einmal Halt! man soll nicht sagen, wir hätten unsern Rückmarsch bei Kanonendonner beschleunigt. — Kehrt!“ — Und sogleich standen sie festgegliedert mit der Front nach dem Feinde.

Es wäre ganz nutzlos gewesen, wenn Faloppa und ich hier auch stehen geblieben wären, denn wir hatten keine Fahnen zu verteidigen, die unsrigen befanden sich beinahe eine Stunde vor uns; so schlichen wir also weiter. Es war ein Glück für uns, daß es heute nicht so kalt war, denn mehr als zehnmal sanken wir vor Erschöpfung in den Schnee und würden sicherlich erfroren sein, wenn die Kälte so schneidend gewesen wäre wie am Tage vorher.

Nachdem wir eine Zeit lang unter vereinzelten Leuten von gleichem Zustand wie wir dahin gewankt waren, sahen wir eine dichtgedrängte Masse vor uns, die sich bald vorwärts schob, bald wieder anhielt. Sie befand sich in einem Engweg von fünfhundert bis sechshundert Meter Länge, der in den Abhang einer Anhöhe eingeschnitten, auf der rechten Seite durch eine steile Wand und auf der linken durch einen breiten Fluß, wahrscheinlich dem Niemen, begrenzt war. Die Leute mußten sich nach den Seiten zusammendrängen und warten, um einige noch gerettete Kassenwagen durchzulassen.

Als wir diese Kolonne erreicht hatten, mußten wir natürlich auch halten. In dieser Zeit kam ein mir bekannter kaiserlicher Jäger, der Sergeant Poumo, an mich heran und machte mir den Vorschlag mit ihm über den Fluß zu gehen. Er meinte, wir würden auf der andern Seite gewiß bald

bewohnte Häuser finden, wo wir die Nacht bleiben könnten, und wenn wir am andern Morgen gut ausgeruht wären, würde es uns dann ein leichtes sein, die noch kurze Entfernung bis Kowno zurückzulegen. Ich willigte ein, denn die Hoffnung auf einen warmen Wohnraum war so verlockend und das umsomehr, als ich fühlte, daß meine Kräfte für heute zu Ende gingen. Auch Faloppa entschied sich mitzugehen. Der Sergeant kletterte zuerst den mindestens fünf Fuß hohen steil abgeböschten Damm herunter und ich folgte ihm, indem ich mich hinsetzte und hinabrutschte. Nach wenigen Schritten jedoch rief ich Faloppa schon zu, oben zu bleiben, da ich merkte, daß für uns beide hier ein Vorwärtskommen unmöglich sei. Unter dem Schnee, welcher den Strom in einer dicken Lage bedeckte, lagen Haufen von spitzen, scharfkantigen Eisschollen, die mit tiefen Löchern abwechselten, so, wie es bei allen Gewässern der Fall ist, die beim Eisgange von starkem Frost überrascht worden sind.

Als Poumo merkte, daß ich ihm nicht nachkam, ging er mit drei alten Gardegrenadieren weiter. Ich sah sie fortwährend stolpern, gleiten und stürzen, sie setzten es aber durch und kamen glücklich drüben an.

Ich sagte Faloppa, von dem mich nur die Höhe des Dammes trennte, er solle sich an der linken Seite der Kolonne halten, während ich selber, da ich nun einmal auf dem Eise wäre, auch auf demselben bleiben und ihn am Ende des Engweges erwarten würde. So wanderte ich, die schreiende, fluchende, sich langsam vorwärts wälzende Menschenmenge oben neben mir, auf dem Flusse dahin und sah häufig da und dort einen Unglücklichen, von Stärkeren beiseite gedrängt, den Damm herunterstürzen, an dessen Fuß er alsdann meist schwer beschädigt liegen blieb und wahrscheinlich niemals Hilfe erhielt.

Ungefähr Dreiviertel des Engweges hatte ich hinter mir,

als ich entdeckte, daß der Fluß eine scharfe Biegung nach links machte, während sich die hier breiter werdende Straße nach rechts drehte. Es blieb mir nichts übrig als fast bis nach der Mitte des Dammes zurückzugehen, wo dicht an demselben eine Anhäufung von Eisschollen mir die Aussicht gab, hinauf zu gelangen. Aber schwach wie ich war und nur mit einer gebrauchsfähigen Hand, erwies sich all meine Mühe umsonst.

Ich stützte mich nun mit der linken Hand auf mein Gewehr und reichte die rechte denen hinauf, die sich nur zu bücken brauchten, um mich mit wenig Anstrengung hinauf zu ziehen. Aber ich bat und flehte vergebens. Niemand verriet auch nur, daß er mich bemerkte.

Endlich hatte Gott Erbarmen mit mir. Es war abermals eine Stockung eingetreten und die Massen mußten wieder halten. Da sah ich einen alten Grenadier à cheval der Garde mit bereiftem Bart und langem weißen Mantel vor mir. Ich rief ihn an: „Kamerad, Sie sind wie ich von der Kaisergarde, reichen Sie mir Ihre Hand, helfen Sie mir herauf, Sie retten mir damit das Leben!“ Er lächelte bitter. „Die Hand kann ich Ihnen nicht geben, denn ich habe keine mehr, — aber,“ fuhr er nach kurzem Sinnen fort, „wenn Sie einen Zipfel meines Mantels fassen können, so will ich versuchen, Sie daran heraufzuziehen.“ Er bückte sich und ich faßte seinen Mantel mit Hand und Zähnen; er zog, ich kletterte und kam oben an. Zum Glück war der Menschenstrom augenblicklich noch nicht wieder in Bewegung, sonst würde ich unter den Füßen der Tausenden mein Leben ausgehaucht haben; die Anstrengung hatte mir den Rest meiner Kraft genommen. Als es wieder weiter ging, forderte mich der alte Grenadier auf, mich fest an seinem Mantel zu halten, und das that ich auch mit all meinen Kräften.

Eine Strecke hin trafen wir auf einen umgestürzten

Wagen, der die Stockungen im Marsch hervorgerufen hatte. Bald danach kam die Stelle, wo der Weg breiter wurde und jeder nach seinem Gefallen gehen konnte.

Hier sagte mein Gefährte: „Rasten wir etwas und schöpfen wir Atem.“ Nichts konnte mir lieber sein. Dann begann er wieder: „Ich habe Ihnen einen Dienst geleistet.“ — „Ja,“ unterbrach ich ihn, „Sie haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet.“ — „Reden wir nicht davon,“ fuhr er fort; „ich sagte Ihnen, ich hätte keine Hände mehr, das war ein falscher Ausdruck, es sollte heißen: keine Finger. Doch das ist dasselbe, denn das eine wie das andere macht mich unfähig, mir selbst zu helfen. Den Kameraden, der bisher bei mir war, habe ich heute im Gewühl verloren. Nun würden Sie mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie mir behilflich sein wollten, ein mich schon lange quälendes natürliches Bedürfnis befriedigen zu können.“ — „Versteht sich,“ erwiderte ich sogleich, „kommen Sie, ich bin froh, wenn ich mich Ihnen irgendwie erkenntlich zeigen kann.“ Wir gingen ein Stück abseits von der Straße und alles ging ganz gut bis zu dem Moment, wo ich ihm die Kleidung wieder in Ordnung setzen sollte, dazu mußte ich mir doch noch eine mitleidige Seele von der Straße heranrufen, denn meine linke Hand allein kam damit nicht zu stande.

Als wir auf die Straße zurückkehrten, trafen wir auf Faloppa, der bitterlich weinte und mir auf italienisch klagte, daß er nun nicht mehr weiter könnte und es mit ihm aus wäre. Der Alte fragte mich, was das für ein altes Weib sei, was da so flenne, und als ich ihm sagte, der arme Kerl wäre ein Piemontese, da brummte er: „Na ja freilich, der wird die Bären und Murmeltiere seiner Berge nicht mehr wiedersehen.“ Mir aber that Faloppa leid, ich suchte ihm Mut zu machen, faßte ihn unter dem Arm und zog ihn mit uns fort.

Es mochte fünf Uhr sein und immer noch waren beinahe zwei Stunden bis Kowno. Unterwegs erzählte der Alte, daß ihm seine Finger schon vor Smolensk erfroren wären und er bis nach dem Uebergang über die Beresina fürchterliche Schmerzen ausgestanden hätte, diese sich aber bedeutend gemindert hätten, seit ihm in einem Hause in Zembin, in dem er die Nacht zubrachte, hintereinander sämtliche Finger abgefallen waren.

Nach einer halben Stunde kamen wir in ein kleines Dorf, wo wir bei einem der letzten Häuser Halt machten, um etwas Ruhe und Wärme zu genießen. Wir fanden aber keinen Platz mehr, da jeder Winkel schon besetzt war. Alles lag auf Stroh, welches mehr wie Stalldünger aussah. Man hörte nichts als Aechzen, Stöhnen und Wimmern, und konnte erkennen, daß hier viele ihr Lager nicht mehr verlassen würden. Endlich gelang es uns, noch in einem Stalle unterzukommen, woselbst der Alte einen Grenadier seiner Eskadron antraf. Dieser besaß noch sein Pferd und erbot sich sogleich, den Kameraden nach einem Hospital in Kowno zu bringen.

Es war noch eine Stunde bis zur Stadt. Die Kälte hatte inzwischen schon beträchtlich zugenommen und in der Befürchtung, daß sie noch heftiger werden könnte, sagte ich Faloppa, daß wir aufbrechen müßten. Der arme Teufel lag aber ganz teilnahmslos auf seiner Streu und wollte nicht mehr auf. Ich bat und beschwor ihn, sich zu ermannen, er hörte aber auf nichts und ich brachte ihn erst mit Hilfe der beiden Grenadiere unter Anwendung von Gewalt auf die Beine und zum Stalle hinaus. Draußen nahm ich ihn unter den Arm und als er eine Zeit lang im Gange war, lief er ziemlich gut, aber ohne auch nur ein Wort zu sprechen.

Während unserer Rast im Dorf hatte die große Masse der Nachzügler uns überholt. Man sah vorn und hinten

nur noch Kranke wie wir. Viele lagen auf dem Schnee hingestreckt; ein Zeichen ihres nahen Endes.

Faloppa, den ich fortwährend mit Worten wie: Wir sind gleich da! Nur noch eine kleine Weile Mut! ꝛc. angespornt hatte, sank plötzlich in die Knie, dann auf die Hände. Ich glaubte er stürbe und beugte mich zu ihm nieder, brach dabei aber ebenfalls kraftlos zusammen. Der Frost, der mich schüttelte, oder vielmehr, um die Wahrheit zu sagen, ein Anfall von Wut, trieb mich indessen wieder auf. Fluchend erhob ich mich, packte Faloppa bei den Haaren und riß ihn an diesen in sitzende Stellung empor. Er sah mich wie ein Blödsinniger an, aber er war doch noch nicht tot; das stimmte mich wieder mitleidig und ich sagte: „Sieh doch, dort liegt Kowno, ich erkenne schon das Kloster, in dem ich im Juni war! Komm, steh auf, nimm dich zusammen!“ — „Es geht nicht, Sergeant. Wo sind wir denn?“ — „Da, wo wir ein warmes Nachtlager, Brot und Branntwein finden werden.“ „Ich sehe nichts als Schnee, der sich im Kreise um mich dreht.“

In diesem Augenblick kamen zwei Bauern die Straße entlang. Ich sprach sie an und fragte, ob sie Faloppa gegen einen Lohn von fünf Francs für jeden von ihnen nach der Stadt bringen wollten. Sie verhielten sich ablehnend und machten allerlei Ausflüchte, aus denen ich jedoch entnahm, daß sie nur besorgten, das versprochene Geld hinterher nicht zu bekommen. Ich gab ihnen daher sogleich fünf Francs und zeigte ihnen die anderen mit dem Bemerken, daß sie diese nach Ankunft in Kowno erhalten würden. Das machte sie auf der Stelle willfährig.

Sie hoben Faloppa auf, doch der arme Kerl konnte in der That nicht mehr stehen. Die beiden Leute verabredeten deshalb, ihn abwechselnd auf dem Rücken zu tragen und der eine lud sich ihn gleich auf, während der andere Gewehr und

Tornister und außerdem mich unter den Arm nahm, denn auch ich vermochte kaum mehr die Beine zu heben. Trotzdem jetzt die Entfernung bis zur Stadt keine zwei Kilometer mehr betrug, mußten wir doch fünf- bis sechsmal ruhen. Ich glaube, wäre der Weg auch nur noch eine Viertelstunde weiter gewesen, würden wir nicht hingekommen sein.

Wir gingen ziemlich allein, denn die große Masse der Nachzügler war schon voraus. Zwischen uns und der Nachhut sahen wir aber noch viele kommen. Ab und zu ließen sich immer wieder einzelne Kanonenschüsse hören, die mir wie die letzten Todesseufzer unserer Armee vorkamen.

Endlich erreichten wir die ersten Häuser von Kowno auf einem den Bauern bekannten Fußpfade und wurden von diesen in einen Pferdestall gebracht. Ehe ich ihnen aber hier den Rest ihres Lohnes auszahlte, bat ich sie, uns noch etwas Holz und Stroh zu beschaffen. Sie holten von beidem etwas herbei und machten uns sogar Feuer, denn sie sahen wohl, daß ich mich kaum mehr rühren konnte und Faloppa schon so gut wie tot war. Er saß stumpf und still in einer Ecke und legte nur hin und wieder mit schrecklichen Grimassen die Hände an seinen Mund, wie wenn er in dieselben beißen wollte. Erst das vor ihm angezündete Feuer rief in seinem Wesen eine kleine Aenderung hervor. Nun bezahlte ich die Bauern; bevor sie uns verließen, brachten sie aber noch aus freien Stücken mehr Holz. Dies veranlaßte mich, ihnen noch fünf Francs zu geben mit der Bitte, mir dafür Brot und Branntwein oder sonst irgend etwas zu kaufen, sie versprachen das auch, ließen sich aber nicht mehr blicken.

Bald nachdem die Bauern fort waren, kamen fünf Mann und erzählten, es ginge in der Stadt drunter und drüber. Die heute Eingetroffenen müßten auf den Straßen biwakieren, weil in den Häusern kein Platz mehr wäre. Ueberall lägen

total Betrunkene im Schnee, da die hungernden Leute die Magazine geplündert und große Fässer mit Schnaps auf die Straße geschleppt hätten. Zwei von den fünf Mann wollten nun sehen, ob sie nicht auch von dem Branntwein und andern Magazinvorräten etwas erlangen und heranholen könnten. Sie gingen unter Zurücklassung ihrer Tornister und Gewehre ab, kamen aber nicht wieder. Wahrscheinlich sind sie, wie so viele Hunderte, in Kowno dem Branntwein zum Opfer gefallen, denn am andern Tage hörten wir, daß alle Straßen der Stadt mit Erfrorenen bedeckt wären, die im Rausche eingeschlafen waren.

Ich hätte mir nun gern meinen noch übrigen Reis gekocht, doch Grangier hatte noch meinen kleinen Kessel und keiner der zuletzt Gekommenen war zu bewegen, in der Nähe ein Gefäß zu holen. So lag ich denn matt und schwach auf meinem Strohlager, ohne schlafen zu können. Von Zeit zu Zeit donnerten noch die Kanonen des Marschalls Ney; der Wind heulte und zwischendurch glaubte ich das Schreien Sterbender zu hören, die, obgleich der Stadt so nahe, nun doch noch ihr Leben auf dem kalten Schneebett endeten.

Es sind an diesem Tage trotz der gar nicht so bedeutenden Kälte dennoch eine große Menge Menschen umgekommen, denn viele erlagen der übermäßigen Anstrengung, die sie machten um die Stadt zu erreichen. Von den 40 bis 50 000 Mann, welche die letzten Wegstrecken bedeckten, hatte nicht die Hälfte Moskau gesehen; sie entstammten meist den Truppen, die als Besatzung in Smolensk, Orscha und Wilna zurückgelassen worden waren, und den Trümmern der Korps Viktor und Oudinot, sowie der Division Loison, die kurz vor unserer Ankunft in Wilna zu uns gestoßen war.

Ungeachtet der Schmerzen, die mich zuerst nicht schlafen ließen, verfiel ich später doch in Schlummer. Ein Geräusch

erweckte mich aus demselben und ich sah, obwohl es noch lange nicht Tag war, die drei Mann, welche sich außer Faloppa und mir noch im Stalle befanden, im Begriffe fortzugehen. Auf meine Frage sagten sie mir, daß der eine von ihnen in der Nähe ein Haus entdeckt hätte, in welchem ein Mann und zwei Frauen wohnten, bei denen sich vier Soldaten einquartiert hätten. Es wäre dort eine schöne warme Stube und sie wollten auch hin.

Ich verspürte sofort Lust mitzugehen, aber ich konnte Faloppa doch nicht verlassen. Nach seinem Lager blickend, war ich erstaunt ihn nicht mehr zu sehen, die drei Leute aber zeigten ihn mir in einer Ecke und sagten, er wäre schon immerzu auf allen Vieren umhergekrochen und hätte gebrummt wie ein Bär. Als ich an ihn herantrat, lachte er zuerst, begann dann aber sogleich auf allen Vieren, brummend wie ein Bär, um mich herum zu trobbeln, wobei er zwischendurch italienische Worte murmelte, die mich erkennen ließen, daß er sich in seinen Bergen wähnte und wie in seiner Kindheit mit jungen Bären zu spielen meinte. Kurz, der arme Faloppa hatte den Verstand verloren. Da ich ihn in diesem Zustande nicht ohne weiteres mitnehmen konnte, beschloß ich, ihn so lange allein zu lassen, bis ich mir das neue Unterkommen angesehen haben würde. Wir löschten, um ihn vor Schaden zu bewahren, das Feuer und schlossen den Stall ab.

In dem Hause fanden wir den Bauern, die beiden Frauen, zwei Rheinbündler und zwei französische Trainsoldaten vor. Letztere saßen bei einer Schüssel Suppe und sahen sehr kräftig und wohlgenährt aus, denn sie befanden sich schon seit September in Kowno. Wir wurden aufgenommen, ich erzählte von Faloppa und fragte den Bauer, ob er mit mir gehen und ihn holen wolle, er solle dafür fünf Francs haben. Noch ehe er geantwortet hatte, schrieen die beiden Deutschen,

ich solle doch lieber sie das Geld verdienen lassen, worauf einer der Trainsoldaten sagte: „Wir werden es umsonst thun und dem armen Kerl auch noch von unserer Suppe geben.“ Sie standen auch sogleich auf und nahmen einen Stuhl mit, um ihn darauf zu tragen.

Im Stalle angekommen, fanden wir Faloppa lang ausgestreckt an der Thür liegen. Er sah fürchterlich aus. Sein Gesicht war ganz blutbeschmutzt, denn er hatte sich in die Hände gebissen und an seinem Munde klebte Stroh und Erde. In diesem Zustande trugen ihn die beiden Trainsoldaten auf dem Stuhl nach dem Hause. Hier legten sie ihn auf ein Strohlager am warmen Ofen, und auch die deutschen Soldaten, die sich jetzt wohl ihres Benehmens schämten, zeigten sich beflissen um seine Pflege. Sie entkleideten ihn und zogen ihm statt des Lumpen, den er auf dem Leibe hatte, ein Hemd an, welches wir in seinem Tornister fanden. Hierbei murmelte der Kranke einige unverständliche Worte. Es wurde ihm zu trinken angeboten, er vermochte aber nicht mehr zu schlucken und biß auch gleich seine Zähne so fest zusammen, daß wir ihm nicht mehr den Mund öffnen konnten. Nach einer Weile begann er in das neben ihm liegende Stroh zu greifen, wie wenn er es auf sich häufen wollte. Die Frauen meinten, das wäre ein Zeichen des nahendes Todes. Mir war das sehr traurig, denn ich hatte alles, was ich konnte, gethan um ihn zu retten. Wir standen seit fünf Jahren bei derselben Kompagnie und er hing so an mir, daß er sein Leben für mich gelassen hätte. Oefter als bei einer Gelegenheit und besonders in Spanien hatte er mir das gezeigt.

Die angenehme Wärme in der Stube that mir wohler, als ich es hätte erwarten können. Ich schlummerte ein und schlief zwei bis drei Stunden so tief, wie es mir seit Moskau nicht mehr begegnet war.

Einer der Trainsoldaten weckte mich, indem er sagte: „Herr Sergeant, ich glaube, alles rückt ab, denn man hört viel Lärm. Wir sind auch auf den Sammelplatz bestellt. Brechen Sie nur ebenfalls auf. Freilich, Ihren Gefährten können Sie nicht mitnehmen, denn mit dem wird's wohl bald aus sein."

Ich erhob mich um Faloppa anzusehen; die beiden Frauen saßen bei ihm. Die Jüngere übergab mir einen ledernen Beutel, der, wie sie sagte, aus einer Tasche seines Mantels gefallen war. Derselbe enthielt etwa dreißig Francs in preußischem und anderem Gelde. Ich überließ das Ganze den Frauen mit der Bitte, bis zum letzten Augenblick für den Kranken zu sorgen. Lange konnte es mit ihm nicht mehr dauern, denn er atmete kaum noch.

Der Lärm draußen nahm beständig zu. Es war schon Tag, aber wir konnten trotzdem wenig sehen, denn die kleinen Fensterscheiben waren gefroren und der Himmel dicht bewölkt, was auf neuen Schnee deutete.

Plötzlich ließ sich wieder Kanonenfeuer von der Wilnaer Straße hören, diesmal aber sehr nahe. Gewehrfeuer, Geschrei und Fluchen mischte sich damit. Außerdem drangen Töne zu uns herein, die so klangen, als wenn Menschen aufeinander losschlügen. In dem Gedanken, daß die Unsern mit den Russen handgemein geworden wären, griffen wir zu den Gewehren, die auf dem Hausflur standen, um uns zu verteidigen. Einer der Deutschen zog hierbei eine Flasche Branntwein hervor, die er bisher verborgen gehalten hatte; ihm mochte wohl der Augenblick für besonders geeignet zu einer Stärkung erscheinen und der Gedanke war keineswegs schlecht. Wir tranken alle und mir that der Schluck um so besser, als ich auch noch ein Stück Brot erhielt.

Während ich dies verzehrte, sagte der eine Trainsoldat:

„Eigentlich könnte doch der Bauer das Gewehr des Sterbenden nehmen, wir sind dann immer einer mehr.“ Er fand allseitige Zustimmung und wir beschlossen, den Mann auch zum Franzosen zu machen, d. h. ihm den Mantel von Faloppa anzuziehen und dessen Kopfbedeckung aufzusetzen. Er wurde herbeigerufen und trotz seines Widerstrebens eingekleidet. Darauf reichten wir ihm das Gewehr, welches er wie ein Blödsinniger anstierte und nicht nehmen wollte, als er hörte, daß er damit Russen totschießen sollte. Der Kerl jammerte, diese würden ihn erkennen und auf der Stelle töten, indessen als einer ihn mit dem Bajonett bedrohte und schrie, er würde es ihm durch den Leib stoßen, wenn er nicht mit uns sein wollte, ergab er sich in sein Schicksal und nahm die Waffe. Während dieser gewaltsamen Werbung brachen auf einmal die beiden Weiber in ein jämmerliches Klagegeheul aus (wahrscheinlich für das Geld, welches ich ihnen gegeben hatte), denn Faloppa hatte soeben seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

Draußen war der Lärm inzwischen immer lauter geworden. Alles übertönend erkannte ich die Stimme des Generals Roguet; er fluchte und schlug, wie ich jetzt vom Fenster aus sah, ohne Unterschied auf Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine los, um sie zusammenzutreiben. Allerdings muß ich hinzufügen, daß die Rangstufen zum großen Teil absolut nicht mehr zu unterscheiden waren. Der General trat in die Häuser und schickte Offiziere hinein, um sich zu überzeugen, daß keine Soldaten mehr darin wären. Hiergegen ließ sich gar nichts sagen, denn das war zum Besten jedes Einzelnen, ich muß jedoch gestehen, daß es vielleicht der erste gute Dienst war, den ich diesen General einem Soldaten habe erweisen sehen. Jedenfalls wurde ihm die Verteilung von Stockschlägen leichter, als seiner Zeit in Spanien die von Brot und Wein.

Natürlich erbitterte ein solches Verfahren gegen ihn und bei der ganzen jetzt herrschenden Stimmung und Zuchtlosigkeit gab es gar manchen, bei dem er mit seinem Stock an den Unrechten gekommen wäre. So hörte ich z. B. einen alten Gardechasseur, der vor unserem Fenster stand und eben sein Bajonett aufpflanzte, zu einem anderen sagen: „Na, an mich soll er sich nicht wagen."

„Wir verließen nunmehr das Haus und auch der in Faloppas Sachen gekleidete Bauer wurde, als er zurückbleiben wollte, von einem Adjutanten unsanft am Kragen genommen, und unter Püffen hinausbefördert. Er wurde erst wieder frei, als die Frau sich ins Mittel legte.

Nachdem alles versammelt war, wurde der Marsch angetreten. Er führte durch enge Gassen an erfrorenen Betrunkenen vorüber; die Hauptmasse derselben aber haben wir nicht gesehen, da wir durch die eigentliche Stadt nicht kamen.

Als wir am Ufer des Niemen in der Nähe der Brücke anlangten, mußten wir halten, denn schon mehrere Tausend Mann waren uns voraus, die sich drängten und stießen, um den schmalen Uebergang schnell hinter sich zu bringen. Viele überschritten den Fluß auf dem Eise, welches aber nur aus zusammengewürfelten Schollen bestand und deshalb schwer zu passieren war. Trotzdem fand auf die Gefahr hin, Hals und Beine zu brechen, ein wahrer Wettlauf nach dem jenseitigen, noch obendrein schwer zu erklimmenden Ufer statt. Jeder glaubte eben drüben endlich in Sicherheit zu sein. Wie sehr sollten wir auch hierin wieder getäuscht werden!

Während wir darauf warteten, die Brücke passieren zu können, befahl unser Regimentskommandeur, Oberst Bodelin, einigen Offizieren, nach Möglichkeit zu verhindern, daß Leute des Regiments vereinzelt über die Brücke gingen; alle die sich unter der andern Menge zeigten, sollten angehalten und

gesammelt werden. Wir standen in diesem Augenblick fast alle dicht um ihn herum, d. h. wenig über 60 Mann als Rest von 2000. Man sah, wie ihn unser Anblick schmerzte, und daß er im stillen wohl daran dachte, wie anders wir vor fünf Monaten mit der ganzen herrlichen, glänzenden, jetzt vernichteten Armee über diese selbe Brücke gezogen waren. Er ergriff die Gelegenheit, eine Ansprache zu halten, die ungefähr folgender Art lautete:

„Nun Kinder! ich will nicht zu euch sagen: ‚Faßt neuen Mut‘, den habt ihr, solange ich an eurer Spitze stehe, immer bewiesen und glänzende Proben davon in diesem unglücklichen Feldzug abgelegt, der die höchsten Anforderungen an euch stellte. Dieser Augenblick aber, wo wir zertrümmert den Fluß wieder überschreiten, über welchen wir vor Monaten siegesgewiß dem Feind entgegen zogen, dieser Augenblick drängt mich, euch aufs neue darauf hinzuweisen, daß es keinen größeren Ruhm und keine höhere Ehre für einen guten braven Soldaten giebt, als in Not und Elend standhaft zu bleiben und durch gutes Beispiel auf einander zu wirken, um den Soldatengeist aufrecht zu erhalten, der selbst das schwerste überwindet. Das bedenkt auch weiterhin, dann wird alles gehen und auch die Belohnung nicht ausbleiben, für den, der treu in seiner Pflicht ausharrt, bis ans Ende!“

Solche Worte hätten unter andern Umständen ihre Wirkung wohl nicht verfehlt, jetzt aber, wo der Zuhörer in vollständigem Stumpfsinn dahinlebte, war ein Verständnis dafür nicht mehr vorhanden.

Hiernach ließ der Oberst die genaue Anzahl der anwesenden Mannschaften feststellen und ich meldete bei dieser Gelegenheit dem Leutnant Serraris den Tod Faloppas.

Unterdes kam endlich auch an uns die Reihe, die Brücke zu überschreiten. Als wir hinüber waren, fanden wir den

engen, tief eingeschnittenen Weg, der über die jenseits liegende Anhöhe führte, durch mehrere stehengebliebene Trainwagen so versperrt, daß sich alle bis hierher gehaltene Ordnung wieder löste und jeder seinen Weg für sich suchte. Ich verließ mit Grangier, der mehr für mich, als für sich selbst sorgte, die Straße und ging links am Flusse entlang, bis wir an eine Stelle kamen, wo wir glaubten, die Böschung erklimmen zu können. Hier schritt er vor mir her, bahnte mir den Weg durch den Schnee und rief mir öfter scherzend zu: „Immer munter, Knirps, komm nur, komm!“ Aber der Knirps blieb immer weiter zurück, denn er konnte seine Beine kaum mehr heben. Eben war Grangier oben angelangt und meinem Auge entschwunden, als ich ausglitt und den Abhang hinab bis auf das Eis des unten befindlichen Niemen rollte.

Glücklicherweise that ich mir nicht viel, da der Schnee ziemlich dick lag. Nur an der einen Schulter verspürte ich einen geringen Schmerz und mein Gesicht war durch kleines Gestrüpp, über welches ich hinweg gekugelt war, blutig gerissen. Dies berührte mich jedoch gar nicht, da ich ja an körperliche Leiden zu sehr gewöhnt war, um Unfällen solcher Art noch Beachtung zu schenken. Ich schätzte mich glücklich, als es mir erst gelungen war, mich wieder zu erheben.

Nachdem ich mein Gewehr aufgenommen hatte, wollte ich aufs neue den Aufstieg beginnen, aber ich mühte mich vergeblich. Da kam mir der Gedanke, zurückzugehen und zu versuchen, mich zwischen den Wagen durchzuzwängen. Ich schleppte mich hin und fand bei dem ersten mehrere Grenadiere und Chasseure der Garde, welche auf den Rädern standen und Geld herausnahmen. Mich lockte es nicht, ihr Beispiel nachzuahmen, meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich nur darauf, wie ich durchkommen könnte. Während ich noch mit den Augen eine Stelle suchte, ertönte der Ruf: „Aufgepaßt!

Kosaken!“ und gleichzeitig fielen mehrere Schüsse. Dies rief eine allgemeine Bewegung vom Fuß des Abhangs bis nach oben hervor, die Grenadiere und Chasseure auf dem Wagen nahmen aber nicht die geringste Notiz davon. Ich glaubte, sie hätten den Warnungsruf in ihrem Eifer nicht gehört und zog deshalb den einen am Bein. Er drehte sich um und fragte, ob ich Geld haben wollte. Ich antwortete: „Gott bewahre, aber die Kosaken kommen!“ — „Na, wenn's weiter nichts ist,“ entgegnete er, „die sollen nur kommen, der Kanaillen wegen werden wir doch unser Geld nicht im Stich lassen. Das fehlte noch! He! wer will welches? ich geb's!“ Damit warf er sogleich zwei große Beutel mit Fünffrancsstücken auf die Erde. Dies geschah aber nur, wie ich recht gut merkte, um die herankommenden Leute zu beschäftigen und abzuhalten, auch auf den Wagen zu steigen, denn ich hatte gehört, wie die freigebigen Fünffrancsspender unter sich von Goldfüchsen und Vierzig-Francsstücken murmelten.

Während diese Leute ganz und gar davon in Anspruch genommen waren, ihre Taschen zu füllen, vertauschte ich mein Gewehr, welches bei dem Sturz gelitten hatte, mit dem eines Grenadiers, das am Wagen lehnte, und begab mich wieder nach der Brücke, um von dort aus noch einmal links am Abhang mein Glück zu versuchen.

An der Brücke traf ich den mir bekannten Kapitän Debonnez mit dem Rest seiner Kompagnie, nämlich einem Leutnant, einem Mann und einem Pferd. Ich klagte ihm, wie schlecht es mir ginge und er gab mir sogleich ein großes Stück Zucker, welches er mit Branntwein anfeuchtete. Nachdem ich mich hieran erquickt hatte, verließ ich ihn wieder und setzte meinen Weg fort.

An der Stelle angelangt, wo ich vorher abgestürzt war, hörte ich mich rufen. Es war der gute Grangier, der wieder

heruntergeklettert war, um zu sehen, wo ich geblieben wäre. Ich erzählte ihm, wie es mir ergangen, worauf er voranstieg und mich an seinem Gewehr, dessen Lauf ich festhielt, nachzog.

Mehrere Freunde von uns, Leboude, Oudicte, Pierson und Poton hatten auf uns gewartet, andere gingen in kleinen Häufchen, wie sie sich gerade zusammengefunden hatten. Die Gewißheit, daß mit dem Eintritt in Preußen bessere Zeiten zu erwarten waren, wirkte schon auf unsern Charakter und fing an, uns gleichgültiger gegen einander zu machen.

Von der Höhe aus, auf der wir standen, konnten wir die Straße nach Wilna sehen und die Russen, welche auf Kowno marschierten. Ein Teil derselben war uns schon ziemlich nahe, aber Marschall Ney mit einer Handvoll Leute hielt sie uns vom Leibe.

Ein Mann wankte mühselig auf uns zu und rief kurz vor uns: „Eh! per Dio santo! ich täusche mich nicht, lauter alte Freunde!“ An seiner Stimme und Sprache erkannten wir ihn; es war Pellicetti, ein Mailänder und früherer kaiserlicher Jäger, der vor drei Jahren die kaiserliche Garde verlassen hatte, um als Offizier in die des Vizekönigs von Italien zu treten. Nur an dem Reste seines Hutes konnten wir erraten, welchem Armeekorps er angehörte. Er erzählte uns, daß jetzt drei bis vier Häuser ausreichten, das ganze frühere Armeekorps des Prinzen Eugène aufzunehmen. Er wartete hier auf einen Freund, von dem er beim Ausmarsch aus Kowno getrennt worden war und der ein Kosakenpferd besaß, welches das ihnen noch übrig gebliebene Gepäck trug.

Es war der 14. Dezember und mochte neun Uhr morgens sein; der Himmel war düster, die Kälte erträglich; es schneite nicht. Wir gingen immer gerade aus, ohne zu wissen wohin, als wir aber an einen Kreuzungspunkt mehrerer Wege kamen, sahen wir einen großen Pfahl mit einer Tafel, welche den

Soldaten der verschiedenen Korps den Weg bezeichnete, den sie einschlagen sollten.

Wir nahmen den, welcher der kaiserlichen Garde angewiesen war, viele jedoch liefen, ohne sich darum zu kümmern, immer aufs Geratewohl weiter. Nach einiger Zeit trafen wir auf sechs Mann, die mit ihren abgezehrten blutigen Gesichtern geradezu gespenstisch aussahen. Das Blut rührte von ihren Händen her, mit welchen sie aus dem Schnee wenige Zwiebackkrumen kratzten, die bei einem kurz vorher geplünderten Proviantwagen verstreut waren. Wir marschierten bis drei Uhr nachmittags, kamen aber nur eine geringe Strecke vorwärts, weil Poton sehr zu leiden schien.

Nicht weit ab vom Wege lag ein Dorf, in welchem wir die Nacht zuzubringen beschlossen. Gleich beim Betreten desselben bemerkten wir zwei Linien-Soldaten, die soeben eine Kuh vor der Thür eines Pferdestalles geschlachtet hatten. Dieser einladende Anblick veranlaßte uns, hier Quartier zu nehmen.

Der Bauer, dem die Kuh gehörte, kam selbst, um sie zu zerlegen. Er gab uns nicht allein Fleisch, sondern machte auch Feuer an und brachte zwei Töpfe mit Wasser zum Kochen. Um unser Behagen voll zu machen, fanden wir auch noch reichlich Stroh; kurz, seit langem war es uns nicht so gut ergangen. Als wir gegessen hatten, streckten wir uns auf das Stroh.

Ich lag neben Poton, der fortwährend ächzte. Auf meine Frage, was ihm fehle, antwortete er nur: „Mein lieber Bourgogne, morgen gehe ich nicht mit euch.“ Da ich nicht wußte, was ihn veranlaßte, so zu sprechen, suchte ich ihm die schwarzen Gedanken auszureden, aber bald merkte ich, daß er Fieber hatte. Er war die ganze Nacht über sehr unruhig und mehrmals sah ich, wie er aufrecht dasaß, in seinem Notizbuch schrieb und dann die Blätter herausriß.

Mitten im besten Schlaf weckte er mich auf einmal, indem er mich am Aermel zupfte und sagte: „Mein lieber Freund, ich habe eine große Bitte und hoffe, daß du sie mir erfüllen wirst. Es handelt sich darum, dieses Päckchen Papiere an meine Mutter zu schicken, wenn du nach Frankreich kommst. Solltest du nicht so glücklich sein, so übergieb sie Grangier, dem ich ebenso wie dir vertraue. Hier ist ein silberner Löffel, den ich dich anzunehmen bitte, es ist besser du bekommst ihn anstatt die Kosaken." Ich nahm das Päckchen an mich und versprach ihm zur Beruhigung alles, was er wünschte, war aber weit entfernt zu glauben, daß wir ihn wirklich würden zurücklassen müssen.

Am 15. Dezember, kurz vor unserem Aufbruch, teilte ich den andern mit, was Poton mir gesagt hatte. Sie glaubten, er wäre toll geworden, oder hätte auf einmal die Büchse ins Korn geworfen, und jeder bestürmte ihn in seiner Weise, sich nicht einer augenblicklichen trüben Stimmung hinzugeben. Poton schüttelte indessen, ohne zu antworten, nur traurig mit dem Kopf und zeigte uns zwei Brüche, welche er schon lange Zeit hatte, die jetzt aber nach Ueberschreitung des Niemen infolge der Anstrengung bei Ersteigung des hohen Ufers herausgetreten waren. Hiermit konnte er allerdings vorläufig nicht weiter.

Wir überlegten was zu thun sei und kamen überein, ihn der Pflege des Bauern zu übergeben. Ehe wir das jedoch thaten, hielten wir es für geraten, erst noch das viele Geld, welches Poton besaß, zu bergen und nähten ihm dasselbe in den Gurt seiner Hosen. Hierauf riefen wir den Bauern, gaben demselben fünfundzwanzig Francs und sagten ihm, daß er das Vierfache und mehr bekommen würde, wenn er den Kranken gut pflegte. Er beschwor das hoch und teuer und versicherte, er würde gleich selbst den Arzt holen. Nachdem wir in dieser Weise für unsern armen Kameraden gesorgt

hatten, nahmen wir Abschied von ihm. Ob der Bauer sein Wort gehalten hat, weiß ich nicht; ich habe nie wieder etwas von Poton gehört. Er war nicht allein ein vortrefflicher Mensch und guter Kamerad, sondern auch — etwas sehr Seltenes zu damaliger Zeit — ein Mann von vortrefflicher Erziehung; er gehörte einer der besten bretonischen Adelsfamilien an.

Ich will hier gleich erwähnen, daß ich meinen Auftrag gewissenhaft erfüllte und die mir übergebenen Papiere sofort nach meiner Rückkehr nach Frankreich, im Mai 1813, an die bezeichnete Adresse beförderte.

Es war sieben Uhr als wir Poton verließen. An der Stelle der Straße angelangt, wo wir gestern abgebogen waren, machten wir einen Augenblick Halt, denn Grangier, der noch immer meinen kleinen Kessel trug und fürchtete, ich könnte am Ende wieder zurückbleiben, hielt es für besser, mir denselben wieder zu geben und band ihn mir auf meinem Tornister fest.

Der Himmel war klar, aber die Kälte erträglich. Wir trafen nur auf wenige Leute, woraus wir schlossen, daß die meisten am Tage vorher in verschiedenen Richtungen weiter gegangen waren.

Nach Kowno zu erkannten wir eine dunkle Masse, konnten aber nicht unterscheiden, ob sie aus Franzosen oder Russen bestand.

Eine Stunde lang marschierte ich ziemlich gut, dann aber erfaßte mich wieder ein heftiges Leibschneiden und nötigte mich zurückzubleiben. Die allerletzte Zeit hatte es sich nicht mehr gemeldet; diesen Rückfall schrieb ich der ganz ungewohnten Rindfleischsuppe zu, die ich gestern abend und heute zum Frühstück genossen hatte.

Ich wanderte nun allein bis etwa um drei Uhr nachmittags. Nicht weit von mir lag ein Wald, den ich schon

längere Zeit gesehen hatte und ich nahm mir vor, in diesem die Nacht zuzubringen.

Ich war kaum eine Gewehrschußweite davon entfernt, als ich rechts an der Straße ein Haus bemerkte, an dem ein großes Feuer brannte, welches von einer Anzahl Leute umgeben war. Ich steuerte darauf zu und fand unter den Lagernden zum großen Teil Mannschaften der kaiserlichen Garde. Sie forderten mich auf, da zu bleiben, was ich auch mit Freuden that.

Die Kälte war immer noch erträglich und der Feind schien uns nicht mehr beunruhigen zu wollen. Nach einiger Zeit trafen aber neue Ankömmlinge ein, welche erzählten, sie hätten rechts vom Wege Kavallerie gesehen und das könnte nur russische sein. „Und wenns der Satan selber wäre, so soll mich das nicht hindern, hier mein Hauptquartier aufzuschlagen," schrie ein alter Gardechasseur. „Kameraden, macht's wie ich, ladet und setzt die Bajonette auf!" Jedermann folgte seinem Beispiel. „Dort der Wald," fügte er hinzu „bietet uns im Notfall den schönsten Rückzug, wir können gar nicht besser aufgehoben sein!" Darauf ging er zu einem geschlachteten Pferde, schnitt ein Stück davon ab und kehrte ruhig ans Feuer zurück, um welches jetzt mehr als zwanzig Soldaten lagerten, die alle an ihren Säbelspitzen Fleisch rösteten.

Dem alten Chasseur gegenüber saß auf einem Soldatentornister eine Frau; sie stützte die Ellbogen auf die Knie und barg den Kopf in ihren Händen; ein grauer Soldatenmantel über einem alten zerfetzten Seidenkleide diente ihr zum Schutz gegen die Kälte; ein verblichenes seidenes Tuch hielt eine halbverbrannte Soldatenmütze unter ihrem Kinn fest.

Der Chasseur rief sie an: „Mutter Madeleine!" Keine Antwort. Er wiederholte seine Anrede. Sie rührte sich nicht. Ein Mann, der neben ihr saß, stieß sie an. „Mutter,

hörst du nicht, der Chasseur ruft dich." — „Mich? ich heiße Marie, was will er?" — „Aber Marie, wie kannst du so fragen," erwiderte der Chasseur, „du hast gewiß so'n kleines kleines Schlückchen für mich, wie beim Exerzieren." — „Schnaps? — Du weißt recht gut, daß ich keinen habe." Damit sank sie wieder in ihre frühere Stellung zurück.

In demselben Augenblick erhob aber eine andere Frau, die ebenfalls am Feuer kauerte, ihren Kopf. Ueber ihrer Kleidung trug sie den blauen Mantel eines Gardisten und über Kopf und Hals eine mit rotem Tuch besetzte Schabracke, die mit einem Strick festgebunden war. „Wer war das, der eben Schnaps verlangte?" fragte sie mit harter Stimme.

„Donnerwetter, Mutter Gâteau! auch du bist hier?" schrie der alte Chasseur. „Die Freude hätte ich mir heute nicht träumen lassen. Nun Mutter, ich, der gute Michaut, bin's ja. Freut dich gewiß auch, mich hier zu treffen. Hol' mich aber der Teufel, wenn ich dich in der Vermummung erkannt, oder überhaupt geglaubt hätte, dich jemals wiederzusehen. Trat mir doch schon vor dem Uebergang über die Beresina, jedesmal wenn ich die Totenvögel krächzen hörte, dein liebes Bild vor die Seele, indem ich dachte: ‚na mit dem alten Gerippe werden die Raben wohl auch schon lange fertig geworden sein.'" — „Schandmaul infames!" brach die Frau nun los, „dich werden sie früher fressen wie mich. Ah, du Saufaus willst Schnaps! hast freilich seit drei Monaten verteufelt wenig davon zu trinken bekommen, scheinst aber jetzt in Kowno eine gehörige Portion hinter die Binde gegossen zu haben, daß du ein so loses Maul führst. Um dich wär's nicht schade gewesen, wie um so viele brave Jungen, die dort liegen geblieben sind, wenn du dich tot gesoffen hättest. So ein niederträchtiger Saufbold und schlechter Soldat bleibt aber natürlich leben!" — „Oho, alte Eule!" fiel jetzt der

Chasseur ein, „schimpfe soviel du willst, wenn es dir Spaß macht, aber einen schlechten Soldaten nenn' mich nicht noch einmal, sonst kannst du was erleben!"

Hierauf biß er grimmig in sein Stück Fleisch, welches er während des Keifens der Alten achtlos in der Hand gehalten hatte, die wütende Marketenderin fuhr aber nach kurzer Pause fort: „Schon seit zwei Jahren läßt er seinen Groll an mir aus, weil ich ihm früher auf der Militärschule keinen Kredit mehr geben mochte. Ach wenn mein Mann noch lebte, die schuftige Kugel bei Krasnoi ihn nicht zerrissen hätte, der würde mich arme Frau schon verteidigen." — „Er war ja gar nicht dein Mann, du warst ja gar nicht verheiratet," warf der Chasseur wieder ein. — „Was, ich nicht verheiratet, nicht verheiratet! Seit der Schlacht bei Eylau, volle fünf Jahre lebten wir zusammen und ich soll nicht verheiratet gewesen sein! Hör dir doch das an, Marie; was sagst du dazu?" Aber Marie, die sich bezüglich der Ehe in derselben Lage befand, antwortete nicht.

Der Chasseur, dem Mutter Gâteau Spaß machte und der sie in Atem erhalten wollte, fragte sie jetzt, ob sie auf dem Wilnaer Berge auch auf die Wagen geklettert wäre und ordentlich in die Geldsäcke gegriffen hätte. „Na," entgegnete sie, „wenn ich nicht so schwach gewesen wäre, würde ich mich schon dran gehalten haben, so aber konnte ich nur auffsammeln, was im Schnee lag. Am Ende hätte ich auch mit der Ernte, die ich da machte, ganz zufrieden sein können, aber unter Schuften, die nichts achten, ist unsereins ja niemals sicher. Mein Unglück führte mich am Abend in ein Biwak von Chasseuren. Ich war müde und erkaufte mir durch Branntwein, den ich von Wilna mitgenommen hatte, einen Platz am Feuer. Nachher legte ich mich zwischen zwei von den Chasseuren, oder vielmehr Spitzbuben in den Schnee.

Am andern Morgen war mir der größte Teil meines Geldes gestohlen und die Halunken hätten mir sicher alles genommen, wenn ich nicht glücklicherweise auf dem übrigen gelegen hätte. Da soll man noch Kameraden trauen! Indessen das wird mich nicht abhalten, doch noch einmal mitzumachen, wenn, wie es heißt, der Krieg von neuem losgeht, sobald wir uns in Elbing alle gesammelt haben. Einmal muß sich das Glück uns doch wieder zuwenden. Meinst du nicht auch, Marie?"

Die Angeredete schien gar nicht zuzuhören, trotzdem aber wandte sich nun der Chasseur an sie und sagte: „So rede doch endlich auch mal ein Wort und sitze nicht immer so da. Freilich mag's ja schwer sein, in einem Jahr zwei Männer zu verlieren, aber du kannst auch noch einen Dritten kriegen. Wie wär's, wenn du mich nähmest?" — „Dich alten Schnapphahn!" schrie Mutter Gâteau; „du meine Güte, da brauchte sie um Kundschaft nicht zu sorgen, an deiner allein hätte sie genug!" — „Also Marie," fuhr indessen der Chasseur unbeirrt fort, „ich dächte, wir machen es ab, ich heirate dich, sowie wir nach Paris kommen. Was?" — „Wie kann man nur mit einer so unglücklichen Frau, wie ich es bin, solche Scherze machen!" erwiderte das arme Weib. — „Na, der Spaß war ja nicht böse gemeint. Hier Marie — nimm ein Stück Fleisch," fügte er gutmütig hinzu und als diese das mit Dank genommen hatte, wandte er sich an Mutter Gâteau: „Auch ein Stück gefällig?" Diese jedoch wies es zornig zurück: „Geh zum Teufel, ich mag von dir nichts!"

Inzwischen hatte mich Marie, während sie von dem Fleisch aß, von Kopf bis zu Fuß betrachtet und redete mich nun auf einmal an: „Wenn ich mich nicht täusche, heißen Sie Bourgogne?" — „Ganz recht," erwiderte ich und nun erst erkannte ich bei näherem Hinsehen die frühere Marketenderin des Regiments. Hunger, Kälte, Elend, Kummer

und Leid, sowie der Rauch der Lagerfeuer, hatte ihr all ihren ehemaligen Reiz geraubt und sie unkenntlich gemacht. Sie war dieselbe, in deren zurückgelassenem Wagen ich am 22. November die beiden Verwundeten fand. Seit der Zeit glaubte ich immer, sie wäre tot. So lange sie beim Regiment war, genoß sie sehr viel Liebe, denn sie gab uns stets, wenn wir nicht bezahlen konnten, ihre Waren auf Kredit, und folgte uns sogar, jeder Gefahr trotzend, auf das Schlachtfeld, um den Verwundeten Beistand zu leisten und sie mit einem Trunk zu laben. Hierzu trat damals noch ihre hübsche Persönlichkeit und diese machte sie um so anziehender, als ihr Mann sich nicht eifersüchtig zeigte. Derselbe wurde im Jahre 1811, zur Zeit als wir vor Almeida in Portugal lagen, infolge der strengen Strafen, die auf Marodieren standen, auf Befehl des Generals Roguet erschossen, weil er in einem Dorf geplündert und dabei auch in einem Schloß eine Uhr geraubt hatte. Hierdurch war sie zwar zeitig Witwe geworden, im Felde aber bleibt eine solche und ganz besonders, wenn sie noch jung und hübsch ist, nicht lange ohne Gatten. So war auch Marie nach Verlauf von zwei Monaten schon wieder getröstet und von neuem verheiratet, d. h. eben so, wie man im Kriege bei der Armee heiratet.

Einige Monate später wurde ihr neuer Gatte Unteroffizier in der Jungen Garde und sie verließ uns mit demselben, nachdem sie vier Jahre unserm Regiment angehört hatte. Jetzt hier in Rußland hatte sie das Schicksal aller Marketenderinnen der Armee geteilt, d. h. alles verloren, was sie besaß, selbst ihren Beschützer.

Als ich sie nach unserm Wiedererkennen eine Weile mitleidig ansah, erwiderte sie meinen Blick mit einem traurigen Lächeln und sagte: „Wir denken wohl beide an frühere Zeiten; ja ja, die haben sich verändert und wir auch. Niemand

kümmert sich mehr um mich, selten, daß mir einer einmal etwas zu essen giebt.“

Bald darauf erhob sie sich mühsam, reichte mir die Hand zum Abschied und wankte gebeugt, schwer auf einen Stock gestützt, gefolgt von Mutter Gâteau davon, die immer noch vor sich hin auf den alten Chasseur schimpfte.

Uebrigens will ich gleich hier noch erwähnen, daß ich Marie am 2. Mai 1813 in der Schlacht bei Lützen noch einmal wiedersah. Sie zeigte mir ihre rechte Hand, die soeben von einer Kugel getroffen worden war, als sie einem Verwundeten zu trinken gab. Später habe ich erfahren, daß sie auch noch die Hunderttage mitmachte, bei Waterloo mit gefangen wurde und sich dann in Namur niederließ, nachdem sie vorher noch die Ehrenlegion und die Medaille von St. Helena erhalten hatte.

Allmählich waren wir durch Neueintreffende auf etwa vierzig Mann angewachsen. Unter den zuletzt erschienenen befand sich auch der Sergeant Humblot vom Regiment. Er war ein lieber Kerl und guter Freund von mir. Gleich auf mich zutretend fragte er, ob ich die Nacht über hier zu bleiben beabsichtige, was ich bejahte. Ihm erschien das unklug, weil, wie er meinte, es viel vernünftiger sein würde, das augenblicklich günstige Wetter zu benutzen, um die andere Seite des Waldes zu gewinnen; dort gebe es ganz sicher Häuser, wo man die Nacht zubringen und dann am andern Morgen schon beizeiten Wirballen erreichen könnte, eine kleine Stadt, in der wir Kameraden und Essen und Trinken finden würden. Kurz, er redete so überzeugend auf mich ein, daß ich Gewehr und Tornister nahm und mit ihm aufbrach.

Unterwegs riet er, uns möglichst einer größeren Masse anzuschließen, da mehrere Tausend Kosaken über das Eis des Niemen gegangen wären und wir daher vorsichtig sein müßten.

Dann erzählte er mir, daß er gestern Kowno mit vielen anderen verlassen, Marschall Ney die Stadt gegen die anrückenden Russen noch mit einer aus Deutschen und Franzosen bestehenden Nachhut verteidigt hätte. Die Deutschen wären aber, obgleich sie seit langer Zeit schon zur Besatzung von Kowno gehörten und es sich hatten wohlsein lassen, ganz unzuverlässige Kerle, die sicher davongelaufen sein würden, wenn die wenigen Franzosen sie nicht gehalten hätten. „Uebrigens“, fuhr er fort, „trafen wir etwa einen Kilometer von Kowno, trotzdem Marschall Ney uns den Rücken frei hielt, doch auf ungefähr 2000 Kosaken. Wir sahen sie plötzlich vor uns auf der Straße und machten deshalb Halt, um noch mehr der Unsrigen herankommen zu lassen. Als wir allmählich gegen 400 Mann zusammen waren, bildeten wir eine dichte Kolonne, um nötigenfalls Carré formieren zu können. Offiziere, an denen es nicht fehlte, übernahmen das Kommando und bestimmten etwa fünfzig der kräftigsten und auch am besten bewaffneten Leute, die vorn und auf den Seiten gehen mußten. So marschierten wir der Kavallerie entgegen, die sich bei unserer Annäherung etwas rechts und links von der Straße zog. Als wir in gleicher Höhe mit ihr gekommen waren, blieben wir abermals halten, um wieder auf Nachkommende zu warten, doch erreichten uns nur wenige, weil ein Teil der Kosaken ihnen entgegen ritt und sie abzufangen suchte. Dabei sahen wir, wie ein Paukenschläger, der seine große Pauke auf dem Rücken und in den Händen einen schweren Geldsack trug, von einem Kosaken mit der Lanze niedergestoßen wurde. Im Fallen fuhr er mit dem Kopf durch ein Fell der Pauke. Sofort sprangen zwei Kosaken von ihren Pferden, um ihn auszuplündern, ein polnischer Offizier und drei Mann warfen sich aber den beiden entgegen und nahmen den einen samt seinem Pferde gefangen. Der Pauken-

schläger, von seiner Pauke befreit, zeigte sich nur leicht verwundet und verteilte sofort unter seine Retter die Hälfte seines Geldes. Darauf kommen alle fünf, mit dem Kosaken und seinem Pferde in der Mitte, im Triumph unter dem Ruf: ‚Vive l'Empereur!' zu uns und wir traten unsern Marsch wieder an, jeden Augenblick bereit, uns einem Angriff entgegenzustellen."

Als Humblot geendet hatte, bekam ich abermals einen Anfall meines Leidens, der mich nötigte, zurückzubleiben; mein Gefährte ging inzwischen mit vielen andern langsam weiter.

Während ich mich wieder rüstete, ihm zu folgen, ertönte auf einmal der Ruf: „Die Kosaken!" Ich hielt das zuerst für blinden Lärm, sah aber dann mehrere mit Gewehren bewaffnete Offiziere sich am Wege mit dem Gesicht nach der Seite aufstellen, wo der Ruf hergekommen war und hörte ihre laute Stimme: „Keine Angst, laßt die Kanaillen nur herankommen!" In demselben Moment jagten auch schon einige Kerle in der Richtung auf mich zu. Mir blieb nur noch die Zeit, mich schnell in den Wald zu werfen, wo ich sicher zu sein hoffte, aber drei von den Teufeln setzten mir nach und würden mich unfehlbar erwischt haben, wenn ich nicht noch zu rechter Zeit — trotz des mir unterwegs zustoßenden grausamen Unglücks, welches ich bei der Natur meines Leidens nicht abzuwenden vermochte — eine dichtere Stelle erreicht hätte, die meine Verfolger aufhielt und mir einen kleinen Vorsprung verschaffte. Ich lief so rasch meine Kräfte und das Gestrüpp es mir erlaubten, doch unter der Schneedecke befindliche Zweige und Baumwurzeln brachten mich plötzlich zu Fall. Ich lag mit dem Gesicht auf dem Schnee und wollte schnell wieder auf, konnte aber nicht, weil mir ein Bein festgehalten wurde. Natürlich dachte ich in der Angst, ein Kosak hätte mich gefaßt, als ich aber mit einem jähen Ruck, zu dem

die Verzweiflung mir Kraft verlieh, loskam und auf die Beine sprang, hingen Dornen und Brombeerranken an mir. Die drei Kosaken erblickte ich hinter mir in eifrigem Suchen nach einer Stelle, wo ihre Pferde durch könnten. Die mir hierdurch gegebene Zeit benutzte ich, meine Flucht fortzusetzen. Dieselbe erlitt aber bald eine Unterbrechung durch einen gefällten großen Baum, der mir den Weg versperrte, denn völlig erschöpft und einer Ohnmacht nahe, war es mir unmöglich, über ihn hinwegzuklettern; ich setzte mich daher auf seinen Stamm.

Nach einer Weile sah ich die Kosaken kommen. Nicht weit von mir banden sie ihre Pferde an Bäume, und in der Meinung, daß sie nun zu Fuß versuchen würden, meiner habhaft zu werden, nahm ich meine letzten Kräfte zusammen und stieg über den Stamm hinweg. Hinter dieser Schutzwehr wollte ich ihnen standhalten und begann mein Gewehr in schußfertigen Zustand zu setzen. Während ich so meine Verteidigung vorbereitete, blieben meine Verfolger an der Stelle, wo sie ihre Pferde angebunden hatten, stehen und ich sah, wie zwei von ihnen dem dritten das Gesicht verbanden, dessen eine Backe, soweit ich unterscheiden konnte, eine breit auseinanderklaffende, von einem Säbelhieb herrührende Wunde zeigte. Erst nachdem dieses Geschäft besorgt war, kamen die beiden, welche den Verband angelegt hatten, auf mich zu, der Verwundete aber, der sichtlich Höllenqualen ausstand, rannte bei den Pferden stöhnend auf und nieder. Als sie merkten, daß ich bereit war, von meinem Gewehr Gebrauch zu machen, hielten sie an und gaben mir zu verstehen, daß sie mir nichts zu leide thun wollten und ich zu ihnen kommen sollte. Ich traute ihnen aber nicht und mochte mich ohne Kampf auch nicht ergeben.

Inzwischen ertönte von der Straße her wildes Geschrei und Geheul, untermischt mit Gewehrschüssen. Meine beiden

Verfolger horchten auf und blickten zurück und schon hoffte ich, sie würden von mir abstehen und sich in Sicherheit bringen, als plötzlich noch ein Kosak erschien, welcher offenbar im Walde hatte Schutz suchen wollen, der nun jedoch, als er seine Kameraden und mich sah, ebenfalls sein Pferd anband und mit einer Pistole in der Hand gegen mich vorging. Er näherte sich mir vorsichtig, indem er die Bäume als Deckung benutzte und die beiden andern machten ihm das nach. Es hätte wahrhaftig nicht so vieler Umstände bedurft, sich meiner armseligen Person zu bemächtigen. Schon sah ich mich in den Händen meiner Feinde, als mi: noch unverhoffte Rettung kam. Durch das immer stärker gewordene Schießen erschreckt, rissen sich plötzlich die Pferde los; sie liefen davon und die Kosaken unverzüglich hinter ihnen drein.

Ich atmete auf und blickte umher, ich war allein. Nichts konnte mir in diesem Augenblick angenehmer sein, denn die unglückselige Verfassung, in der ich mich befand, machte mir ein Weitergehen unmöglich, ehe ich mich nicht umgezogen hatte. Gott sei Dank standen mir ja die Mittel dazu zur Verfügung. Die Kälte von achtzehn bis zwanzig Grad achtete ich gar nicht als ich mich nach und nach der verschiedenen Kleidungsstücke entledigte, die ich hauptsächlich in Moskau, dann aber auch noch da und dort gefunden und alle übereinander gezogen hatte. Endlich stand ich da, wie Gott mich erschaffen und konnte mich der Thränen nicht enthalten bei dem schrecklichen Anblick meines abgezehrten, schmutzigen, von Ungeziefer zerfressenen Körpers. Ich klapperte vor Kälte, trotzdem aber war es mir eine unbeschreibliche Wohlthat, als ich darauf eins meiner schönen, in dem Mantelsack am Berge von Ponari gefundenen Leinwandhemden und die Kniehosen anzog. Von der Aufregung und Anstrengung wurde mir ordentlich warm. Wie neu belebt setzte ich mich wieder in

Bewegung, nachdem ich mit Ausschluß meiner Hosen und der Fetzen des alten Hemdes endlich alles wieder auf dem Leibe hatte, was ich hatte ausziehen müssen.

Nach kurzem Weg begegnete ich einem Mann und einer Frau. Es waren deutsche Marketender von einem der Rheinbundregimenter aus Kowno. Sie schienen sehr ängstlich zu sein, denn als ich sie aufforderte, mit mir nach der Straße zu gehen, schüttelte der Mann nur mit dem Kopf, indem er flüsterte: „Kosaken!“ Die Frau redete ihm zwar zu, sich mir anzuschließen, er aber blieb hartnäckig und ich mußte, so unlieb mir das war, allein weiter gehen.

Nachdem ich auf gut Glück eine halbe Stunde umher geirrt war, machte ich Halt um mich zu orientieren, denn es begann dunkel zu werden. Es lag in diesem Teil des Waldes tiefer Schnee und kein Weg, keine Spur eines solchen war zu sehen. Um zu ruhen setzte ich mich manchmal auf Bäume, die der Wind entwurzelt hatte. Beim Gehen griff ich nach den Zweigen der Büsche, aus Furcht zu fallen. Oft sank ich bis an die Knie in den Schnee, der mir in die Stiefel drang. Von der Kälte merkte ich nichts; im Gegenteil, mir rieselte der Schweiß von der Stirn, aber die Beine versagten mir den Dienst. Ich will nicht versuchen zu schildern was ich litt.

Ueber eine Stunde war ich in der Richtung gegangen, die ich für die richtige hielt, um die Straße zu erreichen, da konnte ich nicht mehr. Erschöpft und atemlos brach ich an einem Baumstamm zusammen und blickte zu den Sternen auf, die manchmal durch die Aeste blinkten. Plötzlich bellt ein Hund. Ich drehe meinen Kopf und sehe einen Lichtschein durch die Bäume. Mit neuer Hoffnung raffe ich mich auf und wanke darauf zu. Doch als ich an eine Oeffnung komme, die mir freien Blick gestattet, erkenne ich vier Pferde und um ein Feuer: vier Kosaken, einen Bauern, den Marketender

und seine Frau. Letztere waren also denselben Kosaken in die Hände gefallen, welche mich hatten fangen wollen, denn ich bemerkte in der Gruppe den mit dem verbundenen Gesicht.

Eine Weile stand ich und überlegte, ob ich nicht ruhig darauf zugehen und mich dem Feinde ausliefern sollte, anstatt mich im Walde zu verlieren und einsam umzukommen. Das Feuer führte mich stark in Versuchung, zumal mehrere Töpfe daran standen, die Leute auf Stroh saßen und die Pferde Heu fraßen, kurz, es schien hier an nichts zu fehlen. Ich weiß aber nicht wie es kam, genug, ich befand mich auf einmal wieder in entgegengesetzter Richtung.

Da wohin ich wollte, wurde der Wald allmählich immer dichter, ich war gezwungen, nach einer anderen Seite abzubiegen, wo die Bäume lichter standen, der Schnee dagegen noch tiefer lag. Wiederholt versank oder stürzte ich. Als ich mich mühselig wieder aus einem Loch herausgearbeitet hatte, mußte ich ruhen; ich wandte dabei den Blick gen Himmel und haderte mit Gott. Es kam mir der Gedanke, doch lieber nach dem Feuer zurückzukehren und mich den Kosaken zu ergeben, als solche Qualen noch länger zu erdulden. Mit diesem Entschluß erhob ich mich, schritt aber mechanisch in der angenommenen Richtung weiter. Da plötzlich, nach kurzer Strecke, wurde es auf einmal heller; der Wald war zu Ende, die Straße lag vor mir! — Ich sank auf die Kniee, um dem zu danken, den ich in meiner Verzagtheit soeben noch geschmäht hatte.

Nun ging ich immer geradeaus; der Weg war gut, aber der Wind, den ich im Walde nicht gespürt hatte, blies mich hier draußen eisig an und machte mich erschauern, da er trotz meines Mantels und meiner unter demselben befindlichen Kleidung doch den Teil meiner Beine traf, den die kurze Kniehose nicht bedeckte und der daher nackt war.

Wunderbarerweise hatte ich bis jetzt keinen Hunger empfunden. Ich weiß nicht, ob das von den Gemütserregungen kam, die ich seit meiner Verfolgung durchgemacht, oder ob es mit meinem Darmleiden zusammenhing, jedenfalls aber hatte ich nach meiner letzten Mahlzeit im Pferdestall nicht mehr an Essen gedacht. Nunmehr jedoch fiel mir ein, daß ich in meiner Jagdtasche noch ein Stück Fleisch haben mußte. Ich zog es hervor und aß es im Gehen. Als ich damit fertig war und wieder einmal um mich sah, bemerkte ich zu meiner Linken zwei Reiter, die große Vorsicht zu beobachten schienen. Gleich darauf erblickte ich noch einen Mann vor mir, der ziemlich rüstig ausschritt. Ich eilte um ihn einzuholen, plötzlich jedoch war er meinen Augen entschwunden. Kurz danach kam ich an ein kleines Haus ohne Thür. Ich trat ein, sogleich aber hörte ich das Knacken eines Gewehrschlosses und den barschen Anruf: „Wer da?“ — „Gut Freund!“ rief ich zurück. „Kaiserlicher Gardist!“ — „So, so!“ entgegnete die Stimme, „aber wo zum Teufel kommst du her, Kamerad, daß ich die ganze Zeit über auf der Straße nichts von dir gemerkt habe?“ Ich erklärte ihm das mit der Erzählung meiner letzten Erlebnisse und als ich damit fertig war, brachen wir zusammen auf. Draußen sah ich, daß mein neuer Gefährte ein Chasseur der Alten Garde war und um den Hals eine Tuchhose trug. Dies erschien mir wie eine Schickung des Himmels. Ich zeigte ihm meine halbnackten Beine und bat ihn inständigst, mir die Hosen zu verkaufen. „Armer Kamerad,“ erwiderte er, „wenn sie dir noch nutzen können, will ich sie dir gern ablassen, muß dir aber sagen, daß sie am Fußende verbrannt sind und auch außerdem noch verschiedene Löcher haben.“ — „Thut nichts, sie werden immer noch besser sein wie nichts, gieb nur her.“ — Darauf nahm er sie ab und reichte sie mir, ich aber händigte ihm zehn

Francs ein, indem ich fragte ob ihm diese Bezahlung genüge. Er erklärte sich vollkommen befriedigt, drängte mich aber, mit dem Anziehen schnell zu machen, da er zwei Reiter gesehen hätte, die möglicherweise die Spitze eines Kosakenpulks sein könnten.

An den Thürpfosten gelehnt war ich bald fertig und wir machten uns nun sofort auf den Weg. Da aber mein Gefährte viel länger ausschritt, als ich es im stande war, blieb ich schon nach einer kurzen Strecke hinter ihm zurück. Nach einer Weile sah ich, wie er sich bückte und etwas aufhob, und als ich an die Stelle kam, fand ich dort einen toten Grenadier der holländischen Garde, die seit Beginn des Feldzuges einen Teil der Kaisergarde gebildet hatte. Er war noch ziemlich vollständig bekleidet und seine langen schwarzen Gamaschen stachen mir sehr in die Augen. Ich konnte sie gut gebrauchen, um meine durchlöcherten Hosen zu bedecken. Kurz entschlossen zog ich sie ihm herunter und mir über, wobei ich mich auf ihn setzte. Kaum hatte ich aber meinen Raub ausgeführt, da rannte ich was ich konnte davon, als ob der Tote mir auf den Fersen wäre, um sein Eigentum zurückzufordern.

Inzwischen war der Chasseur so schnell weitergegangen, daß ich ihn nicht mehr zu sehen vermochte. Ich gelangte bald an eine der schon oft erwähnten Poststationen und beschloß, die Nacht dort zu bleiben. Ein davorstehender Posten rief mich an, ließ mich aber auf meine Antwort eintreten. Es befanden sich wohl an dreißig Mann in dem scheunenartigen Raume. Einige schliefen, andere indessen kochten oder aßen. Ich ließ mich hinter drei Leuten nieder, die Reis aus einer Schüssel löffelten, und versuchte ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, sie schenkten mir aber keine Aufmerksamkeit. Endlich zupfte ich den vor mir Sitzenden am Mantel und flüsterte: „Hier sind zehn Francs wenn du mir deinen Anteil an der Schüssel überläßt.“ Er sah mich zuerst groß an, dann nahm

er das Geld, reichte mir seinen Löffel und überließ mir auch seinen Platz. Es waren nur etwa fünfzehn Löffel Reis, die ich auf diese Weise erhielt, sie waren aber das Geld wert, denn sie erwärmten und labten mich sehr.

Nachdem ich die Mahlzeit beendet hatte, sah ich mich um, ob der Chasseur nicht auch da wäre. Ich entdeckte ihn und fand ihn beschäftigt, eine Bärenmütze zu zerschneiden. Die Mütze war die des toten Holländers. Er hatte sie mitgenommen, um sich daraus ein Paar Ohrenklappen zu fertigen. Da neben ihm Stroh lag, streckte ich mich darauf nieder um zu ruhen, kam aber nicht dazu, denn der Posten draußen rief: „Kosaken!“ Im Nu war alles auf den Beinen und an den Waffen, währenddessen aber klang auf den Anruf des Postens eine Stimme zu uns: „Freunde! Franzosen!“ und unmittelbar hierauf ritten zwei Reiter auf Kosakenpferden in die Einfahrt. Sie wurden alsbald scharf ins Verhör genommen, besonders von dem alten Chasseur, der sie fragte, wie sie zu den Pferden gekommen wären und warum sie sich als Kosaken verkleidet hätten. „Das sieht ganz verdammt danach aus,“ schrie er, „als wenn ihr zu dem Raubgesindel gehörtet, welches den Kosaken spielt, um unsere Verwundeten und Kranken besser ausplündern zu können!“ — „Dem Anschein nach mögt ihr ja ganz recht haben,“ erwiderte der eine, „aber es ist nicht so. Wartet nur noch einen Augenblick, bis ich für die Pferde gesorgt und meinem Bruder geholfen habe, dann erkläre ich alles.“

Darauf band er die Pferde an, gab ihnen Stroh und zu fressen und führte seinen Gefährten, dem das Gehen schwer wurde, an das Feuer. Er setzte sich mit ihm zwischen den Chasseur und mich, genoß Brot und Branntwein, von dem er uns beiden auch etwas gab und sagte dabei, auf den neben ihm Sitzenden zeigend: „Seht ihr, das ist mein Bruder, den ich gestern aus den Händen der Kosaken befreite, die ihn ver-

wundet und gefangen genommen hatten. Wenn ihr nicht zu müde seid, will ich euch die Geschichte erzählen."

Wir forderten ihn auf anzufangen, und so begann er:

„An dem Tage wo wir nach Kowno marschierten, ging ich, wie viele von den Nachzüglern, als ich den Niemen erreichte und die Stadt selbst mir für meine müden Beine noch zu weit erschien, über das Eis, um in einem der gleich jenseits des Flusses liegenden Häuser zu übernachten. Ich wurde ganz freundlich aufgenommen und erhielt ein gutes Nachtlager.

Am nächsten Morgen brach ich beizeiten auf, um mich der großen Masse auf der andern Seite von Kowno anzuschließen, hatte aber kaum einige hundert Schritt zurückgelegt, als mich eine Schar Kosaken umringte. Sie thaten mir nichts, entwaffneten mich nicht einmal, trieben mich aber vor sich her.

Nach einer Stunde kamen wir in ein Dorf. Hier nahmen sie mir meine Waffen und mein Geld bis auf einige Goldstücke, die in meiner Weste eingenäht sind und ihnen so glücklicherweise entgingen.

Gegen zehn Uhr zogen sie mit mir weiter. Unterwegs trafen wir auf eine stärkere Kosakenabteilung, welche einen größeren Gefangenentransport eskortierte, dem nun auch ich übergeben wurde.

Nach öfterem kurzem Rasten kamen wir etwa um drei Uhr in ein kleines Dorf, wo wir in eine Scheune gebracht wurden, in welcher sich schon Gefangene befanden.

Bald nachdem wir allein gelassen waren, wurde ich bei meinem Namen gerufen. Als ich antwortete, geschah das gleichzeitig auch von einem andern Gefangenen. Auf meine Frage, wer außer mir noch Dassonville hieße, fand ich meinen lieben Bruder, der am 28. November an der Beresinabrücke einen Schuß in die Wade erhielt und dadurch noch immer am Gehen sehr behindert ist.

Da ich schon bemerkt hatte, daß unsere Bewachung ziemlich lau betrieben wurde, faßte ich den Entschluß, mit meinem Bruder zu entfliehen, noch ehe man uns über den Niemen zurückgebracht hätte, und beschloß diesen Vorsatz alsbald auszuführen.

Die Bauern brachten uns Kartoffeln und Wasser, ein Labsal, was wir durchaus nicht erwartet hatten. Jeder erhielt vier Stück, die er gierig verschlang. Fast alle gestanden, daß es ihnen im Augenblick viel lieber wäre, gefangen zu sein und Kartoffeln zu essen, als in der Freiheit auf der Landstraße vor Hunger und Kälte umzukommen. Ich aber stellte ihnen vor, wie es doch am Ende noch schöner sein würde, wenn es uns glückte, den Klauen der Russen zu entkommen. „Wer weiß," sagte ich, „ob sie uns nicht nach Sibirien schaffen". Ich zeigte auch den Weg zur Flucht, denn hinter der Stelle, wo ich und mein Bruder lag, konnte man leicht zwei Bretter abreißen und durch die Lücke schlüpfen. Man gab mir recht, zu meinem Schrecken kamen aber in diesem Augenblick die Kosaken, um uns ganz unvermutet zum Weitermarsch abzuholen.

Da es inzwischen dunkel geworden war, hatten sich viele von uns schon schlafen gelegt und als sie nicht schnell genug aufstanden, regnete es Knutenhiebe auf sie nieder. Auch meinem Bruder, dem seine Wunde es unmöglich machte, sich rasch zu erheben, drohte dasselbe Schicksal, doch deckte ich ihn, während ich ihm half, mit meinem Leibe.

Alles mußte nun die Scheune verlassen, meinem Bruder und mir gelang es aber, hinter den einen Thorflügel zu schlüpfen. Das Glück war uns günstig, wir wurden nicht entdeckt.

Als wir endlich allein waren und wieder aufzuatmen begannen, kamen plötzlich noch drei Kosaken zu Pferde her-

ein, die sich nach allen Seiten umsahen, glücklicherweise aber nur durchritten. Nachdem auch diese fort waren, wagte ich mich hervor, prallte aber im selben Augenblick wieder zurück, denn ein Bauer schritt auf die Scheune zu. Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Bruder unter das Stroh zu verstecken und mich selbst auch unter dasselbe zu verkriechen. Doch der Mann trat ganz arglos ein, schloß nur die Thore und entfernte sich wieder.

Es mochte sechs Uhr sein. Wir ruhten noch eine Stunde, dann stand ich auf um das Thor zu öffnen, alle meine Versuche erwiesen sich aber als vergeblich. Ich mußte auf meinen ersten Plan zurückgreifen und die beiden losen Bretter so weit lüften, als zum Durchkommen nötig war. Dies gelang mir ziemlich schnell und ich schlüpfte zunächst allein hinaus, um mich über den einzuschlagenden Weg zu orientieren. Vorsichtig schleichend kam ich an den Anfang des Dorfes. Aus dem ersten Hause schimmerte ein Licht durch ein kleines Fenster, bei dessen Schein ich drei Kosakenspitzbuben erkannte, die an einem Tisch Geld zählten. Im Begriffe weiter zu gehen sah ich, wie der eine Kosak zur Thüre schritt. Glücklicherweise befand ich mich hinter einem mit Holz beladenen Schlitten, sodaß ich noch Zeit behielt mich dicht an demselben platt in den Schnee zu werfen ehe der Kerl heraustrat. Er hatte wohl nur nach dem Wetter sehen wollen, denn er kehrte gleich wieder ins Haus zurück.

Ich stand nun sofort auf und versuchte, da ich bei dem Fenster nicht vorüber wollte, hinter dem Hause herumzukommen. Als ich dabei gerade an einem Pferdestall entlang schlich, hörte ich, wie eine Hinterthür des Hauses geöffnet wurde. Schnell sprang ich in den Stall und verbarg mich unter der Pferdekrippe, aus welcher mehrere Pferde fraßen.

Gleich darauf erschien ein Bauer mit einer Laterne, ge-

folgt von einem Kosaken, der einen Mantelsack trug. Ich hielt mich für verloren, Gott sei Dank aber schnallten die beiden nur den Mantelsack auf ein Pferd und verließen dann wieder den Stall.

Als ich nichts mehr von ihnen hörte, wollte ich mich auch entfernen, da kam mir jedoch der Gedanke das eben bepackte Pferd zu rauben. Ich kettete es ohne weiteres Besinnen los und wollte es hinausführen, als mir etwas auf die Schulter fiel. Es war die Lanze des Kosaken, die an der Krippe gelehnt hatte. Da sie mir für den Notfall zur Verteidigung dienen konnte, nahm ich sie ebenfalls mit und gelangte mit meiner Beute glücklich zur Scheune. Hier hing ich meinem Bruder einen großen Kragen von Kamelhaar über, den ich auch auf dem Pferde gefunden hatte und half ihm in den Sattel. Dann gab ich ihm noch die Lanze und wir brachen auf. Oft blickte ich zurück, aber kein Verfolger ließ sich sehen. Nach einer halben Stunde erreichten wir die Landstraße. Bald darauf bemerkten wir Bauern, die beschäftigt waren, die Räder eines zurückgelassenen Trainwagens abzunehmen. Um nicht an ihnen vorüber zu müssen, bogen wir in einen Nebenweg ein, denn die Leute hätten beim Anblick des Pferdes und der Lanze glauben können, wir hätten einen Kosaken erschlagen. Unsere Vorsicht nutzte uns indessen nichts, den bald sahen wir, wie die Bauern mit den abgenommenen Rädern uns nachkamen. Sie gehörten jedenfalls in das Dorf, nach welchem der Weg führte und welches zu umgehen wir gehofft hatten. Fliehen konnten wir nicht, denn das hätte Verdacht erregt und außerdem lag auch der Schnee zu beiden Seiten der Straße viel zu hoch, als daß wir in demselben fortgekonnt hätten. Wir mußten also sehen, ob es uns gelingen würde, die Leute zu täuschen, und beschlossen, daß mein Bruder ein Kosak und ich sein Gefangener

sein sollte. Zu dem Zweck vertauschten wir noch schnell unsere Mützen, da die meinige der eines Kosaken glich, die seinige aber eine alte Feldmütze war.

Hiernach zogen wir langsam unsern Weg und als die Bauern uns eingeholt hatten und auf deutsch: ‚Guten Abend, Kosaken!‘ sagten, erwiderte mein Bruder, der etwas deutsch spricht, den Gruß und fragte, ob er Kameraden im Dorfe treffen würde. Die Frage wurde verneint und mein Bruder fuhr fort: ‚Nun, dann thut mir den Gefallen und führt mich zum Gemeindevorsteher, damit ich bald ein Unterkommen erhalte, denn ich habe hier einen französischen Gefangenen und bin verwundet, müde und hungrig.‘ Darauf sagte einer: ‚So, das ist also ein Gefangener, na dann kann er gleich zu den andern gesperrt werden. Heute früh haben wir nämlich einige dreißig Franzosen entwaffnet, die im Dorfe übernachtet hatten. Wir warten nur auf die Kosaken, die schon heute ankommen sollten, um sie ihnen zu übergeben.‘

Bei dieser Mitteilung wünschten wir uns ins Pfefferland, zumal wir gerade im Dorf eintrafen und sich uns noch mehrere Bauern zugesellten, die mich sogleich unter Schimpfreden bedrohten und von Thätlichkeiten nur durch einen bejahrten Mann abgehalten wurden, von dem ich später erfuhr, daß er der protestantische Ortsgeistliche war.

Der Gemeindevorsteher empfing meinen Bruder als Kosaken sehr freundlich und lud ihn gleich ein, bei ihm zu bleiben, mich aber wollte er zu den andern Gefangenen sperren, falls mein Bruder nicht den Wunsch hätte, mich zu seiner Bedienung zu behalten. Dieser zog das letztere vor, da, wie er sagte, ich ein Arzt wäre und ihm seine Wunde verbinden sollte. ‚Das trifft sich ja gut!‘ rief der Schulze, ‚da kann er auch einem Mann im Dorfe helfen, dem heute früh ein Franzose, der sich nicht entwaffnen lassen wollte, den Arm zerschlagen hat.‘

Hierauf führte er uns in eine warme Stube, in der ein Bett stand, welches er meinem Bruder anwies. Derselbe erbat sich aber für sich und mich eine Streu und ließ die für mich abgesondert von der seinen in einer Ecke der Stube machen. Dann wurde Brot, Speck, Sauerkraut, Bier und Schnaps für meinen Bruder auf den Tisch gestellt, während ich einige Kartoffeln und Wasser erhielt. Zwischendurch zeigte der Schulze auf Waffen, die in einer Ecke lagen und sagte: ‚Den ganzen Haufen da haben wir heute morgen den Franzosen abgenommen.‘ Es waren Pistolen, Karabiner, Gewehre, Säbel und Patrontaschen.

Während wir aßen kam ein Bauer und eine Frau. Der Mann war der mit dem gebrochenen Arm. Er zeigte mir denselben und da ich seit fünf Jahren genug dergleichen Verletzungen hatte verbinden sehen, dachte ich: ‚Immer frisch drauf, Gott hilft dem Mutigen!‘ forderte sogleich Leinwand, Bandagen und einige dünne Latten und ging kühn ans Werk. Der Arm war zwischen Handgelenk und Ellbogen gebrochen; er zeigte eine starke Röte, aber keine Wunde. Ich bat den Schulzen, den Kranken an den Schultern zu halten und wies die Frau an, den Arm behutsam gerade zu ziehen, während ich wie ein richtiger Doktor durch Tasten die Bruchstelle feststellte, eine mit Branntwein angefeuchtete Kompresse anlegte und dann den Arm mit vier kleinen Latten schiente. Als ich fertig war, beruhigte sich der Mann, welcher bei meiner Operation erschrecklich gebrüllt hatte und sagte, ich wäre ein braver Mann. Auch die Frau und der Schulze bewunderten meine Kunst und ich erhielt zum Dank ein großes Glas Branntwein. Seelenfroh, daß mir alles so gut gelungen, stärkte ich mich an dem Glase, aber ich hatte zu früh gefrohlockt.

Der Schulze wollte jetzt noch mehr von mir. Er forderte mich auf, sogleich noch eine junge Frau zu besuchen, die schon

seit zwei Tagen in Kindsnöten lag, und der keine der alten Frauen, die sonst in solchen Fällen Beistand leisteten, zu helfen vermochte. Ich sollte das Kind holen. Meine Vorstellungen, daß mir alle Instrumente dazu fehlten, und ich auch auf Geburtshilfe nicht geübt sei, nutzten mir nichts. Zwei Männer und zwei Frauen nahmen mich einfach in ihre Mitte und schleppten mich weg. Unterwegs klapperte ich vor Frost, einesteils wohl, weil es in der Stube sehr warm gewesen war, weit mehr aber jedenfalls noch in dem Gedanken, wie die Geschichte enden sollte. Es war mir, als ob ich zur Richtstätte geführt würde.

In der Nähe des Hauses angelangt, hörte ich die in Wehen Liegende schon schreien und ich sandte ein Stoßgebet zum Himmel, Gott möchte ihr helfen, ehe sie in meine Hände fiele, oder mich durch eine Eingebung meiner Not entziehen. Weder das eine noch das andere war aber eingetreten, als ich in eine Stube geschoben wurde, in welcher drei alte Weiber an einem Bett standen. Die beiden, die mich begleitet hatten, verständigten die drei über meine Person und alsbald wurde ich herangewinkt. Eines der Weiber hob nun das Deckbett, ein anderes das Hemd der Kreisenden. Mir trat kalter Schweiß auf die Stirn. In meiner vollkommenen Ratlosigkeit sah ich abwechselnd die Kranke und die Weiber stumm an. Aus den Blicken aller erkannte ich die Spannung, mit welcher sie meinem ärztlichen Eingriff entgegensahen. Endlich, um nur irgend etwas zu thun, legte ich meine eiskalte breite Tatze auf den brennend heißen Leib der Kranken. Im nächsten Augenblick aber prallte ich schon zurück, denn gleichzeitig mit der plötzlichen Berührung schnellte das arme Wesen wie eine Feder empor und schrie, daß die Wände zitterten. Die drei Alten stürzten sich über das junge Weib. Ich glaubte, es stürbe unter ihren Händen, doch nach wenigen

Minuten schon hielten sie mir einen neuen Weltbürger entgegen.

Nun stand ich groß da. Ich rieb mir die Hände vor Vergnügen. Jetzt wußte ich von Hause her, wo man die Neugeborenen mit lauem Wein wäscht, wie ich mich weiter zu verhalten hatte. Sofort bestellte ich eine Wanne mit warmem Wasser und guten Schnaps. Von letzterem wurde eine ganze Flasche gebracht, deren Inhalt ich als gewissenhafter Arzt erst mehrmals bedächtig kostete, ehe ich ihn zu einer Kompresse verwandte, die ich der jungen Mutter auf den Leib legte. Diese begann sich hiernach ganz behaglich zu fühlen und drückte mir dankbar die Hand.

Da es nun für mich nichts mehr zu thun gab, wurde ich von den beiden Männern und den beiden Frauen, die mich hierher geführt, wieder zurück transportiert, wobei die beiden letzteren unterwegs dafür sorgten, daß sogleich das ganze Dorf von meiner Wunderthat erfuhr. Auch dem Schulzen sangen sie mein Loblied. Dieser brachte mich wieder zu meinem Herrn, dem Kosaken, dem ich die Todesangst ansah, die er um mich ausgestanden, der mir aber sogleich befahl, mich nun auch um ihn zu bekümmern und ihm das Bein zu verbinden. Als ich mich dazu anschickte, verließen uns alle andern und wir waren endlich allein.

Mein erstes war jetzt, aus dem Waffenvorrat einen Säbel und vier Pistolen nebst Muniton zu wählen. Von den letzteren nahmen wir jeder zwei und luden sie; dann legten wir uns nieder.

Am andern Morgen um sechs Uhr wurde uns Frühstück gebracht; diesmal für mich dasselbe wie für meinen Bruder. Bald darauf kam der Schulze, drückte mir aufs neue seine Hochachtung aus und machte mir in unmittelbarer Verbindung damit einen Heiratsantrag, d. h. er bot mir eine seiner Töchter

zur Frau an, falls ich bei ihnen bleiben wollte. Um den Mann nicht zu beleidigen, gab ich vor, schon längst verheiratet und glücklicher Familienvater zu sein. Er bedauerte das und fragte nun meinen Bruder, wohin er heute ginge. Als dieser Wirballen nannte, rief der Schulze: ‚Das freut mich, da können wir zusammen reiten, bis zu einem Dorf, wo Sie über 200 Kosaken finden werden. Ich habe eben Befehl erhalten, Heu und Mehl dahin zu schicken und sofort selbst dort zu erscheinen. In einer halben Stunde wollen wir reiten.‘

Nachdem er uns verlassen hatte, barg ich meine beiden Pistolen unter dem Mantel und steckte einige dreißig Patronen in meine Taschen. Mein Bruder nahm außer seinen Pistolen noch den Säbel. In dieser Weise ausgerüstet gingen wir hinaus, als die Pferde kamen. Der Schulze steckte von oben bis unten in Pelz; er trug eine große Pelzmütze, einen langen Pelzrock und hohe Pelzstiefel. Der Knecht, der ihn zu Fuß begleiten sollte, hatte einen Schafpelz an. Ich half meinem Bruder in den Sattel und flüsterte ihm dabei zu: ‚Halte dich bereit, bei günstiger Gelegenheit tauschen wir mit den beiden die Kleidung und nehmen dem Schulzen das Pferd, durch Verkleidung dürfen wir noch immer auf Rettung hoffen.‘

Darauf ging die Reise los. Der Knecht schritt voraus und ich in der Mitte zwischen den beiden Pferden. Kurz vor dem Ende des Dorfes bogen wir in einen Seitenweg, der uns nach einiger Zeit in ein Fichtengehölz führte. Als wir aus diesem wieder ins Freie kamen, war mein Plan fertig. Ich spähte nach allen Seiten; nirgends war eine Menschenseele zu entdecken, die meine Absicht hätte gefährden können. Schnell entschlossen faßte ich auf einmal das Pferd des Schulzen mit der Linken, hielt ihm mit der Rechten eine Pistole entgegen und forderte ihn gleichzeitig auf, abzusteigen. Er war sprachlos vor Bestürzung und sah fragend meinen

Bruder, den Kosaken an, der aber ebenfalls schon seine Pistole auf ihn gerichtet hatte. Der Knecht wollte sich auf mich werfen, doch ich versetzte ihm, ohne das Pferd loszulassen, mit dem Pistolenkolben einen solchen Stoß vor den Magen, daß er auf der Stelle rücklings niederschlug und sich nicht mehr zu erheben wagte, als ich ihm mit einer Kugel drohte, wenn er das Unglück haben sollte sich zu rühren.

Inzwischen hatte mein Bruder dem Schulzen die Aufforderung wiederholt, abzusteigen; dieser war jedoch so versteinert, daß er gar nicht zu hören schien. Es bedurfte erst meinerseits noch einer ernsteren Mahnung ehe er sich fügte.

Sowie er auf dem Boden stand, übergab ich meinem Bruder mit den Zügeln des Pferdes die Ueberwachung des Schulzen und trat für meine Person zu dem Knecht. Ich befahl ihm aufzustehen und Pelz und Mütze abzulegen. Gleichzeitig entledigte ich mich meines Mantels und meiner Mütze und veranlaßte ihn, sich mit diesen Stücken zu bekleiden. Der Schulze sah dieser Verwandlung mit offenem Munde zu und überreichte mir alsdann seinerseits auf mein Ansuchen widerstandslos auch seinen Pelz, Mütze und Stiefeln, welche Stücke ich mir sofort anzog. Hiernach warf ich meinem Bruder den Pelz des Knechtes über den Widerrist des Pferdes, schwang mich in den Sattel des Schulzen und fort sausten wir im Galopp.

Ich denke, die beiden werden uns wohl ziemlich verblüfft nachgesehen haben, sehr wohl war uns beiden aber auch nicht zu Mute, denn wir hatten doch Angst, daß wir trotz unserer Verkleidung bei einem Zusammentreffen mit Kosaken erkannt werden könnten.

Einen gewissen Trost gewährte es uns, als wir nach kurzer Zeit in ein kleines Dorf kamen, und die Bewohner uns mit: ‚Hurra! Hurra! Kosaken!‘ begrüßten. Sie erzählten uns, daß ein Kosakenpulk, etwa eine Viertelmeile weiter, in

einem größeren Dorf übernachtet hätte, aber ausgezogen wäre, um Franzosen anzufallen, noch ehe diese den Wald erreichten, welchen die Straße durchschnitte. Wir sollten durchaus absteigen und etwas essen und trinken, wir zogen es aber vor, im Sattel zu bleiben und nur aus einer Flasche Branntwein, die uns gereicht wurde, einige Schluck zu nehmen und dann zu vergessen, die Flasche zurückzugeben, als wir mit einem lustigen: „Hurra!", welches von den guten Leuten erwidert wurde, davonsprengten.

Es mochte etwa drei Uhr sein, als wir in der Nähe des Waldes angekommen, Gewehrschüsse hörten und eine Kolonne Nachzügler in der Abwehr von Kosaken bemerkten. Ohne daran zu denken, daß wir selber wie Kosaken aussahen, ritten wir im Galopp auf den Eingang des Waldes zu, um diesen für die Unsern frei zu halten. Als dies der Feind sah, der jedenfalls glaubte, wir wären seinesgleichen und wollten den Franzosen den Weg in den Wald verlegen, kamen uns etwa ein Dutzend der Kosaken nach, um uns zu unterstützen. Am Waldrande angelangt hielten wir, und zwei Kosaken stellten sich uns zu beiden Seiten auf, während die übrigen hinter mir blieben, so daß ich wie ihr Anführer aussah. Als ein Teil der Nachzügler, angefeuert durch Offiziere, herandrängte, um sich in den Wald zu werfen, wandte ich mich plötzlich gegen den Kosaken rechts von mir und versetzte ihm einen furchtbaren Säbelhieb über das Gesicht. Er schrie auf und sah mich verdutzt an, floh aber sogleich, brüllend wie ein Stier, als ich zu einem neuen Hiebe ausholte, und riß alle andern mit sich in die Flucht; wir folgten, denn unsere Pferde ließen sich nicht mehr halten, zumal die Unsern jetzt schossen, zum Glück aber keinen von uns beiden trafen.

Nachdem unsere Pferde eine Weile wie besessen gelaufen waren, gelang es uns endlich, sie in einen Seitenweg zu

lenken, wo sie ruhiger wurden, als sie die andern Pferde nicht mehr vor sich sahen.

Einige Zeit darauf traten wir aus dem Walde heraus und ritten nun immer am Rande entlang, bis wir endlich die Straße wieder erreichten und hierher gelangten. — So," schloß der Erzähler, „nun werdet ihr uns glauben, daß wir keine Kosaken sind und da dächte ich, legen wir uns jetzt aufs Ohr."

Er streckte sich hierauf mit seinem Bruder auf das Stroh und alle, die zugehört hatten, thaten dasselbe. Sechs kräftige Trainsoldaten hielten freiwillig vor dem Thor der Scheune abwechselnd Wache.

Noch keine Stunde mochte vergangen sein, als wir schon wieder durch ein lautes ‚Wer da!' geweckt wurden. Es trat ein Mann ein, der sogleich niederfiel. Einige der am wenigsten Ermatteten und auch ich standen auf, um ihm Beistand zu leisten. Der Aermste war von Lanzenstichen und Säbelhieben schrecklich zugerichtet. Da es an Leinwand fehlte, ihn zu verbinden, gab ich eins meiner Hemden dazu her, der alte Chasseur holte Charpie aus seiner Bärenmütze und der eine der beiden Brüder flößte ihm etwas Branntwein ein.

Bis jetzt hatte der Verwundete noch kein Wort gesprochen, auf einmal aber faßte er mich ins Auge und sagte: „Na Sergeant, danken Sie Gott, daß Sie sich von Ihrem Freunde bereden ließen, von uns weg zu gehen, denn kaum waren Sie eine Viertelstunde fort, als über 200 Kosaken kamen. Wir waren in dem Moment wohl an die Hundert und wollten uns natürlich verteidigen. Ein Offizier der Kosaken ritt vor und forderte, wir sollten uns ergeben, Michaut aber, Sie wissen schon, der Alte, der Mutter Gâteau so geärgert hatte, trat ihm entgegen und erwiderte: „Seit wann ergeben sich Franzosen, die noch Waffen und

eine Hand haben, sich zu verteidigen? Kommt doch! wir erwarten euch!“

Gleich darauf erfolgte der Angriff. Die Hälfte von uns schoß und einige Reiter fielen; nun aber, in dem Glauben, daß wir alle geschossen hätten, kamen sie mit Hurra erst recht auf uns los, erlitten jedoch durch das Feuer der andern beinahe dicht vor uns solche Verluste, daß sie kehrt machten und davonjagten. Schon glaubten wir sie los zu sein, als sie zurückkehrten und uns nunmehr ohne Schuß im Lauf und zerstreut trafen, da die meisten gleich nach dem abgewiesenen Angriff nach dem Walde aufgebrochen waren. Wir wurden fast alle niedergemacht oder verwundet. Ich habe mich nur dadurch gerettet, daß ich mich in den Straßengraben, neben dem ich lag, rollte und tot stellte. Ich hatte das Glück, nicht gesehen zu werden, entging dadurch hinterher der Ausplünderung und konnte mich, da meine Beine nichts abbekommen hatten, später bis hierher schleppen. Jetzt weiß ich aber nicht was aus mir werden soll, denn weiter kann ich nicht mehr.“ „Wir werden dich schon führen,“ trösteten die Trainsoldaten. „Und ich will dir mein Pferd leihen,“ fügte derjenige der beiden Brüder hinzu, der uns vorher seine Geschichte erzählt hatte.

Trotzdem ich mich sehr ermattet fühlte, schickte ich mich doch an aufzubrechen, denn bei meiner Schwäche brauchte ich viel Zeit, um nur eine kurze Strecke zurückzulegen. Einer der Trainsoldaten, ein junger kleiner Kerl, bot sich mir zur Begleitung an, was ich um so lieber annahm, als derselbe, da er noch keine Not gelitten, ganz rüstig und kräftig war und mir im Notfall Beistand leisten konnte. So gingen wir zusammen fort.

Wir kamen durch einen Wald. Ich taumelte vor Müdigkeit, und als mich mein Begleiter, der unbewaffnet war,



Nachzügler im Kampf mit Kosaken.

fragte, ob er mir nicht das Gewehr tragen sollte, gab ich es ihm gern. Ebenso nahm ich dankbar seinen Arm. Fest gestützt durch denselben schlief ich im Gehen öfter ein, so daß ich nicht weiß, wie lange wir gewandert waren, als wir etwa um vier Uhr morgens aus dem Wald heraustraten. Der Mond schien und ein heftiger, schneidend kalter Wind, den wir im Walde nicht so empfunden hatten, trieb uns feinen Schnee ins Gesicht. Trotzdem quälte mich meine Schlafsucht weiter, und ohne Hilfe meines Gefährten wäre ich unfehlbar niedergesunken und liegen geblieben. Nach einiger Zeit machte er mich auf ein Gehöft aufmerksam, welches ich wiederum für eine Poststation erkannte. Als wir dort ankamen, traten wir ein; vier Kanoniere der Garde lagen um ein Feuer. Ich warf mich sogleich an demselben nieder und schlief auf der Stelle ein. Plötzlich wurde ich heftig am Arm geschüttelt und als ich mich schlaftrunken dagegen wehrte, in die Höhe gehoben und auf die Beine gestellt. Ich stierte eine Weile um mich, ohne zu wissen, wo ich war und kam erst wieder zu voller Besinnung, als ein alter Kanonier mich auf die Schulter schlug und sagte: „Wach auf, mein Junge, und raff dich zusammen! Kosaken sind im Anzuge; wir müssen fort. Es ist nur noch eine halbe Stunde bis Wirballen, die wirst du schon noch aushalten. Hier ist dein Gewehr. Immer vorwärts, wir helfen dir.“

Damit schob er mich hinaus. Es war eine durchdringende Kälte und der Wind heulte. Ich war so schwach, daß, obgleich mich mein kleiner Trainsoldat aufs kräftigste stützte, ich doch nur vor mich hinstolperte, und dann bald zusammenbrach. Erst mit Hilfe zweier Kanoniere kam ich wieder auf. Man gab mir Branntwein und rieb mir das Gesicht mit Schnee. Hierauf wurde ich abwechselnd immer von Zweien unter die Arme gefaßt und so bis Wirballen

gebracht, woselbst sich, wie wir gleich bei unserer Ankunft hörten, König Murat mit dem gesamten Rest der kaiserlichen Garde befand.

Trotz der außergewöhnlichen Kälte des Tages — es war der 16. Dezember und unser neunundfünfzigster Marschtag seit Moskau — trieben sich doch viele Mannschaften auf der Straße in der Hoffnung umher, von den Juden, deren es viele im Orte gab, Brot, Branntwein und andere Nahrungsmittel zu erhandeln. Vor fast jedem Hause stand ein Posten, der niemand einließ. Ueberall begegneten wir denselben Abweisungen: „Hier wohnt ein General — das ist das Quartier des Obersten — kein Platz mehr — alles besetzt, oder — sucht euch doch euer Regiment.“ Die Kanoniere hatten das Glück, Regimentskameraden und Einlaß zu finden, ich aber mit meinem Gefährten mußte immer weiter. Endlich begegnete uns ein Einwohner, welcher uns in eine Straße wies, die, wie er sagte, nicht so besetzt sein sollte. Wir folgten seinem Rat, aber es war auch hier nicht anders wie vorher und in der That wimmelte es in den Häusern von Soldaten. Indessen auf der Straße erfrieren wollte ich nicht, ich mußte jetzt auf die eine oder andere Art ein Unterkommen finden.

Was ich an diesem Tage vor Kälte und Schwäche ausgestanden habe, kann ich nicht beschreiben, viel mehr aber litt ich noch unter dem niederdrückenden Gefühl, daß es überall Kameraden waren, die mich in meinem elenden Zustand mit solcher Härte, Gleichgültigkeit und Erbarmungslosigkeit von ihrer Thür wiesen.

Ich nahm mir jetzt vor, im nächsten Hause unbedingt einzudringen. Vor diesem stand ein alter Brummbär als Posten. Als ich eintreten wollte, trat er mir entgegen: „Nichts da — fort hier — Quartier des Oberst!“ — „Ach was!“ schrie ich ihn an, „und wenn es der Kaiser selber wäre, der hier wohnte,

ich will nicht wie ein Hund auf der Straße krepieren, für mich und meinen Begleiter wird sich schon noch irgend ein Winkel finden!“ Damit wollte ich vorwärts, der Posten pflanzte sich aber breit vor die Thür. In diesem Augenblick fiel mein Blick durch das mir zunächst liegende Fenster und ich erkenne in der Stube zu meiner freudigen Ueberraschung Pikart. Sofort rufe ich: „Pikart! Pikart!“ Er kommt, sieht mich und schreit: „Landsmann! Sergeant! Menschenkind! wohl wieder Nachhut gespielt? na, seh' schon wie's steht; könn'n uns nachher erzählen.“ Mit diesen Worten führte er mich in eine Stube, in welcher der Ofen eine furchtbare Hitze ausströmte, und an der Wand eine dicke schöne Streu lag. Auf dieser brach ich lautlos zusammen. Ich sah nur noch, wie Pikart schnell nach einer Branntweinflasche griff und mir einige Tropfen einflößte, dann versank ich in einen tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, wußte ich nicht gleich wo ich war, doch Pikarts Stimme entriß mich meiner Betäubung, ich richtete mich halb auf und nickte ihm zu, wobei mir auffiel, daß er Oberst-Epauletten trug. Er brachte mir eine kräftige Suppe und freute sich, daß ich fünf Stunden so herzhaft geschnarcht hätte. Auf meine Frage, wie es ihm seit unserer Trennung in Wilna ergangen sei, wo er plötzlich zur Wache bei König Murat kommandiert worden war, erzählte er: „Die Wache marschierte nach der Kownoer Vorstadt, wohin der König sein Quartier verlegt hatte, als das Geschieße auf den Hügeln am andern Ende der Stadt losging. Von Ruhe war keine Rede, denn um Mitternacht mußten wir mit dem König und dem Prinzen Eugène nach Kowno aufbrechen. Als wir die Stadt im Rücken und den Fuß des Ponariberges erreicht hatten, fanden wir die Straße durch viele in dem tiefen Schnee stecken gebliebene Fuhrwerke aller Art so versperrt, daß wir nicht weiter konnten. Erst nachdem es hell geworden war, gelang es dem

König und dem Prinzen, auf einem Umweg über den Berg zu kommen, wir aber, die wir zu Fuß da nicht mit konnten, mußten uns auf der Straße so gut es ging durcharbeiten. Hierbei kamen wir als die ersten an die verlassenen Kassenwagen und hatten da das Glück uns ein paar Francs verdienen zu können. Also Landsmann, damit Sie's wissen, ich kann Ihnen jetzt aushelfen, wenn Sie was brauchen." So fuhr er fort, mich über alle Einzelnheiten seines Marsches zu unterrichten bis zu dem Moment, wo ich ihn hier wiederfand.

Ich versicherte ihm nun, wie ich es immer für ein Glück betrachtete, mit ihm zusammenzutreffen, daß es mir diesmal aber eine ganz besondere Freude wäre, da ich ihn als Oberst fände. Er lachte: „Ja, die kleine Kriegslist übe ich jetzt schon einige Zeit und sie hat mir schon manches gute Quartier eingebracht. Man muß eben sehen, wo man bleibt. Ich erscheine immer mit den Epauletten da, wo man mich nicht kennt und werde dann auch danach respektiert."

Darauf teilte er mir mit, daß der König für drei Uhr einen allgemeinen Appell befohlen hätte, bei welchem derselbe auch erscheinen wolle, um die Truppen zu sehen, und bei dem jeder Truppenteil sein nächstes vorläufiges Standquartier erfahren sollte.

„Wir müssen uns also nach Kräften herausputzen," fügte er hinzu, „und dazu, Sergeant, muß ich Sie rasieren." Er hatte noch eins der Rasiermesser, die wir am 23. November in dem Mantelsack des Kosaken gefunden hatten. Trotz meiner Einreden mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen und mich hinsetzen. Er seifte mich ein und begann das Marterwerkzeug zu schärfen. Seit Moskau war ich unter keinem Messer gewesen und dieses hier war stumpf und spottete jeder Schärfung. Ich wurde erbarmungslos geschunden, er

aber betrachtete sein Werk, wiewohl ich aus verschiedenen Wunden blutete, mit großer Befriedigung.

Zur festgesetzten Stunde begaben wir uns nach dem Sammelplatz. Mannschaften aller Waffengattungen strömten dahin. Ich bemerkte dabei viele Alte von der Garde, die der Ehrgeiz gestachelt hatte, sich herauszustaffieren wie zu einer großen Parade. Man begriff nicht, wie sie das möglich gemacht hatten. Auf dem Platze herrschte viel Freude. Ueberall drückte man sich die Hände, überall wurde Wiedersehen gefeiert. Es begegneten sich viele, die einander längst tot geglaubt hatten.

Einer der ersten, auf den ich traf, war Humblot, von dem ich gestern durch die Kosaken getrennt worden war. Marie und Mutter Gâteau waren ebenfalls glücklich im Hafen gelandet. Auch meine alten Freunde vom Regiment fand ich wieder. Grangier nahm mich gleich in Beschlag und sagte: „Jetzt aber verläßt du uns nicht mehr, du kommst von hier aus mit in unser Quartier, denn da es heute erlaubt worden ist, Schlitten oder Wagen für den Weitermarsch zu benutzen, brauchst du nicht mehr hinten zu bleiben. Wir werden versuchen irgend ein Fuhrwerk aufzutreiben.“

Der Appell dauerte ziemlich lange, da immerzu auf den König gewartet wurde. Schließlich, als er gar nicht kam, wurden nur die gänzlich Marschunfähigen aufgeschrieben; sie sollten am andern Morgen sechs Uhr auf Schlitten, welche die Stadt zu stellen hatte, weiterbefördert werden.

Kaum waren wir in unsere Quartiere entlassen, als ich einen kräftigen Schlag auf die Schulter erhielt. Es war Pikart. Er winkte noch Grangier heran und flüsterte uns zu, ihm zu folgen. Wir thaten das und er sagte: „Ihr werdet mir die Freundschaft erweisen und ein gutes Glas Rheinwein mit mir trinken.“ Wir waren neugierig, wo er das

wieder aufgetrieben hatte und er erzählte uns, daß er mit einem Juden Freundschaft geschlossen, dem er einige überflüssige Sachen zum Kauf angeboten hätte. Seiner Gewohnheit treu, hatte er sich diesem gegenüber wieder als Glaubensgenosse ausgegeben und ihm vorgelogen, seine Mutter wäre die Tochter eines Rabbiners in Straßburg und er hieße Salomon. Erfreut hierüber und über die Aussicht vielleicht ein gutes Geschäft zu machen, hatte der Jude ihm gezeigt, wo er wohne und dabei nebenbei erwähnt, daß er auch einen feinen Rheinwein zu verkaufen habe.

Wir kamen an die Synagoge. Hinter derselben lag ein kleines Haus, an welchem Pikart stehen blieb. Er blickte sich nach allen Seiten um, kniff sich, als er niemand sah, mit Daumen und Zeigefinger die Nase zu und rief dann mit näselnder Stimme: „Jakob! Jakob!“ Gleich darauf öffnete sich ein kleines Guckfenster, in welchem ein Kopf mit einer großen pelzverbrämten Mütze und einem bärtigen Gesicht erschien. Dann hörten wir in deutscher Sprache rufen: „Gott, was Se mich doch haben erschreckt, Herr Salomon! Komm'n Se rein, komm'n Se rein!“ Der Mann ließ uns ein und führte uns in ein warmes, aber übelriechendes Zimmer, wo wir auf der Ofenbank Platz nahmen. Kurz darauf traten noch drei Juden ein, die uns als Familienglieder vorgestellt wurden.

Pikart, der seine Leute kannte, begann sogleich seinen Tornister auszupacken. Er entnahm demselben ein Paar Marschallsepauletten, einen Pack goldener Fangschnüre, silberne Löffel, Messer und Gabeln. Alles war nagelneu und stammte teils aus den bei Wilna zurückgelassenen Wagen, teils noch aus Moskau.

Die Juden machten gierige Augen, Pikart wollte vor Beginn des Handels aber erst Wein und Brot und Jakob

brachte uns nun auch wirklich einen Rheinwein, dessen Güte nichts zu wünschen übrig ließ.

Während wir in dem ungewohnten Genuß schwelgten, besichtigten die Juden die auf der Ofenbank ausgebreiteten Gegenstände. Jakob fragte nach dem Preis, worauf Pikart sagte: „Biete!“ Der Jude bot, Pikart aber schüttelte lachend den Kopf! „Jakob, das ist kein Preis, biete mehr, lieber Jakob!“ Der Wein fing an, ihm schon zu Kopf zu steigen. Als Jakob jammerte und sich verschwor, nicht mehr geben zu können, sah er ihn spöttisch an und begann die Melodie zu grunzen, die der Rabbiner am Sabbat in der Synagoge singt.

Die vier Juden wiegten sich sogleich hin und her wie Chinesen und sangen mit. Grangier sah Pikart an, als wenn er ihn für übergeschnappt hielte und ich platzte beinahe vor Lachen. Endlich stellte Pikart seinen Gesang ein, um uns wieder einzugießen und die Juden verabredeten, was sie geben wollten. Dies war jedoch Pikart immer noch zu wenig, er zuckte nur mit den Achseln und fuhr in seinem Gedudel fort, bis er zuletzt in ein Gebot willigte, unter der Bedingung, Gold zu erhalten. Jakob mochte wohl mit dem Handel zufrieden sein, denn er brachte uns, als er für Pikart preußische Goldstücke holte, aus freien Stücken noch Haselnüsse und Zwiebeln mit. Der Wein hatte uns alle inzwischen so benebelt, daß wir nach Zahlung des Goldes alle miteinander in den von Pikart von neuem erhobenen Sabbatgesang einstimmten.

Unsere Heiterkeit hätte noch lange gedauert, wenn nicht plötzlich Kolbenschläge gegen die Thür gedonnert hätten. Jakob sah durch ein Guckloch. Draußen standen Soldaten mit Quartierbillets, welche deutsche Flüche ausstießen und die Thür einzuschlagen drohten, wenn nicht gleich geöffnet würde. Da uns diese Gesellschaft zu ungemütlich erschien, brachen wir

auf und ich nahm von Pikart Abschied bis Elbing, welches unser beiderseitiger Bestimmungsort war.

In unserem Quartier aßen wir zuerst, dann beschäftigte ich mich mit meinen Füßen und hiernach legte ich mich schlafen.

Am nächsten Tage, dem 17. Dezember, lag die Stadt um fünf Uhr noch in tiefer Ruhe. Wir alle, welche seit zwei Monaten nicht mehr unter Dach und Fach geschlafen hatten und jetzt in warmen Räumen und auf reinlichem Stroh lagen, empfanden keine Eile, unsere Quartiere zu verlassen. Uns weckten erst die Trommeln der zwei oder drei Tambours, welche bei der Garde noch übrig geblieben waren. Als wir ins Freie traten, fanden wir, daß sich die Temperatur wesentlich gemildert hatte. Ein mit zwei Pferden bespannter Schlitten hielt in unserer Nähe; er war mit Waren bepackt und schien zwei Juden zu gehören, die dabei standen. Uns kam der Gedanke, den Schlitten bis nach Darkehmen, unserem heutigen Marschquartier, zu mieten, oder, falls die Juden sich weigerten, ihn mit Gewalt in unsern Besitz zu bringen. Wir sprachen sie daraufhin an und fanden zunächst gar keine Geneigtheit, auf unsern Wunsch einzugehen, als wir uns aber erboten, die Hälfte des Fuhrlohnes vorweg zu zahlen und den Rest bei der Ankunft, zeigten sie sich geschmeidiger und vereinbarten mit uns den Preis von zehn Thalern. Unserem Versprechen gemäß zahlten wir sofort zwanzig Francs; da die Gauner jedoch fünf Francs nur für einen Thaler annahmen (wo ein solcher doch kaum vier Francs galt), forderten sie noch zehn Francs mehr und wir legten diese auch, ohne weiter viel zu feilschen zu, weil wir, um das Vertrauen der Leute zu gewinnen, ihnen zeigen wollten, daß wir Geld besaßen. Zum Ueberfluß ließ der Feldwebel Pierson auch noch verschiedenes Silbergerät sehen, welches er bei sich führte. Von diesem

Augenblick an sprachen sie unter einander hebräisch, so daß wir nichts mehr verstehen konnten.

Nachdem der Schlitten abgeladen und seine Fracht anderweitig untergebracht war, stiegen Leboude, Grangier, Pierson, Dubict und ich auf und die Reise ging los. Es war sechs Uhr vorüber. Sämtliche Truppen befanden sich schon in Bewegung, aber, wie schon lange, gänzlich ungeordnet. Das Durcheinander und Gedränge war so groß, daß es uns kaum möglich war, aus der Stadt herauszukommen. Die Schlitten, welche die Stadt hatte stellen müssen, wurden von denen, die sich zum Marschieren zu schwach fühlten, kämpfend in Beschlag genommen, denn jeder wollte einen Platz haben.

Als wir endlich nach manchem Aufenthalt die Stadt im Rücken hatten, stießen wir draußen fast auf dieselben Schwierigkeiten und unsere Juden machten den Vorschlag, einen nach links abzweigenden Seitenweg einzuschlagen, der ganz frei war; sie sagten, daß derselbe später wieder in die große Straße einmünde und wir nach einer Stunde die Spitze der Kolonne überholt haben würden. Wir hätten fragen sollen, warum die Kutscher der andern Schlitten, denen der Weg doch auch bekannt sein mußte, ihn nicht ebenfalls gewählt hatten, aber keiner von uns dachte daran. So ließen wir also den Juden ihren Willen. Hinten auf dem Schlitten, mit dem Gesicht nach rückwärts sitzend, bemerkte ich nach einer halben Stunde schneller Fahrt, daß sich unser Weg allmählich immer weiter nach links zurückbog, wir uns also stetig mehr von der Marschstraße entfernten. Zugleich erkannte ich, daß es überhaupt gar kein Weg war, auf dem wir fuhren, sondern eine Art Damm, der einen Kanal zu unserer Rechten von einem Graben zu unserer Linken trennte. Sobald mir das klar geworden war, schrie ich aus Leibeskräften: „Halt, halt! Die Schufte von Juden betrügen uns!“ und machte die andern

auf meine Wahrnehmung aufmerksam. Jetzt gebot auch der vorn bei den Juden sitzende Pierson, auf der Stelle zu halten. In diesem Moment jedoch sprangen die Halunken wie der Blitz ab, der über den Rand gehende Schlitten kippte und sämtliche Insassen stürzten den Damm herunter auf den gefrorenen Graben. Nur ich, der ich das Manöver der Schurken noch zeitig erkannt hatte und ebenfalls abgesprungen war, entging dem Sturz. Die unten auf dem Eise Liegenden brüllten vor Schmerz, denn bei dem mindestens 25 Fuß tiefen Fall hatten sie sich empfindlich an ihre erfrorenen Hände und Füße gestoßen. Inzwischen hatten die Juden, welche gleich nach ihrem Absprung die Pferde vorn am Zügel ergriffen und vorwärts gezogen hatten, das Hinabrutschen des Schlittens verhindert und waren jetzt dabei, denselben wieder aufzurichten und mit unsern ganzen Habseligkeiten davonzufahren. Ich zog meinen Säbel und hieb den einen über den Kopf, daß ihm sicher der Schädel gespalten wäre, wenn ihn nicht seine dicke Pelzmütze geschützt hätte. Meinen zweiten Hieb fing er mit seinem Pelzhandschuh auf und als Pierson zu meinem Beistand erschien und sich des andern Buben bemächtigte, floh er über den Kanal davon. Unsere Kameraden, welche zu schwach waren, um ohne Hilfe die steile Böschung heraufzukommen, schrieen fortwährend, wir sollten die Kerle totschlagen. Vielleicht hätten wir das mit dem in unsern Händen befindlichen Burschen in der Wut auch gethan, aber derselbe wimmerte so jammervoll um Gnade, wobei er uns General und Oberst titulierte und alle Schuld auf seinen Genossen schob, daß Pierson ihn nur ordentlich mit der flachen Klinge durchwalkte und ihn dann den andern über den Damm herunter zuwarf, indem er ihm befahl diesen hinaufzuhelfen. Unten angekommen bekam er nun natürlich, ehe er Hilfe leisten mußte, auch erst seine gehörige Tracht, was wir beide mit großer

Genugthuung betrachteten. Als alle endlich glücklich oben waren, erklärte Leboude, daß Schlitten und Pferde nach dem Anschlag auf unser Leben von Rechts wegen unser Eigentum wären.

Wir befahlen jetzt dem mehr toten als lebendigen Juden, uns im Galopp auf dem kürzesten Weg nach der Marschstraße zu fahren, hierzu jedoch mußten wir wieder denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

Als wir die Stelle erreichten, wo wir den Seitenweg eingeschlagen hatten, bat der Gauner, erst noch einmal nach der Stadt hineinfahren zu dürfen, um sich etwas zu holen, wir durchschauten aber seine Absicht, uns den inzwischen eingetroffenen Kosaken auszuliefern und kitzelten ihm so unsanft mit unsern Säbelspitzen den Rücken, daß er unserm Befehl, der Marschkolonne zu folgen, mit größter Willfährigkeit nachkam. Er fuhr jetzt wie toll drauf zu und bald hatten wir die letzten Nachzügler überholt.

Ich saß hinten auf dem Schlitten. Als wir einen Abhang hinabjagten, traf mich die Deichsel eines andern herabsausenden Schlittens in die rechte Seite und schleuderte mich mehrere Fuß weit in den Schnee. Ich verlor zwar das Bewußtsein, kam aber bald wieder zu mir und erkannte über mich gebeugt einen Mamelucken Namens Angelis, mit dem ich in Spanien bekannt geworden war. Er stammte aus Georgien und gehörte zu den Mamelucken, die der Kaiser aus Aegypten mitgebracht hatte, von denen aber nur noch sehr wenige aus diesem unseligen Feldzuge zurückkehrten. Während er mich aufrichtete, kamen auch meine Freunde herbei. Alle glaubten in mir einen Sterbenden zu finden, meine Kleidung hatte den Stoß aber abgeschwächt und die Spitze der Deichsel war auch zum Glück mit einem Stück Fell umwickelt gewesen.

Ich wurde aufgehoben und in den Schlitten gelegt;

wunderbarerweise hatte ich keinen Schaden weiter genommen, als daß ich an Uebelkeit litt.

Um neun Uhr etwa kamen wir in ein großes Dorf, wo wir schon viele andere antrafen. Wir gingen in ein Haus, um uns etwas zu wärmen, nahmen aber zur Vorsicht unser Gepäck, sowie den Juden mit hinein, während der Schlitten vor der Thür stehen blieb.

Wir hörten, daß man im Dorf Häringe und Branntwein zu kaufen bekäme, und da ich den Kameraden, für ihre Sorge um mich, Dank schuldig zu sein meinte und ihre Füße schlimmer erfroren waren wie die meinen, übernahm ich es, den Einkauf zu besorgen. In der Thüre sagte ich noch: „Laßt auch den Schlitten nicht aus den Augen!“ worauf Pierson antwortete: „Sei ganz ruhig, wir werden schon aufpassen!“ Den Juden hatte ich als Führer und Dolmetscher mitgenommen.

Er brachte mich zu einem Glaubensgenossen, wo ich Häringe, Branntwein und schlechtes Roggenbrot fand, mich hinsetzte und ein Glas Wachholder trank. Währenddessen bemerkte ich plötzlich, daß mein Führer und ein anderer Jude, mit dem er kurz vorher gesprochen hatte, verschwunden war. Da er nicht wiederkam, nahm ich meine Einkäufe und schlug den Rückweg ein; als ich vor dem Hause ankam, stand kein Schlitten mehr vor der Thür.

Bei meinem Eintritt fand ich die Kameraden gemütlich zusammensitzen und schwatzen. Sie riefen mir lustig entgegen: „Na, was hast du gebracht? her damit!“ Ich aber fragte: „Wo ist der Schlitten? vor der Thür steht er nicht mehr!“ Erschrocken eilten sie zum Fenster, ich jedoch warf verdrossen meine ganze Bescherung auf die Erde und mich selber aufs Stroh, wo ich verärgert liegen blieb, bis zum Abmarsch getrommelt und dabei verkündet wurde, daß wir

nach einem Marsch von einer Meile hinreichend Schlitten finden würden, um noch am Abend Gumbinnen zu erreichen.

Die Schlitten erwarteten uns auch wirklich und wir setzten in ihnen unsern Weg fort. Ich weiß nicht woher es kam, vermutlich aber von der Erschütterung, die ich erlitten hatte, als ich durch den Stoß der Deichsel aus dem Schlitten geschleudert wurde, kurz, die Bewegung des Schlittens wirkte auf mich wie das Meer, ich wurde seekrank. Um diesen Zustand los zu werden, beschloß ich zu Fuß zu gehen und stieg ab, hätte aber wahrscheinlich dieses Unternehmen bei der furchtbar zunehmenden Kälte mit dem Leben bezahlt, wenn nicht die um mich besorgten Kameraden nach einer Strecke Wegs mit dem Schlitten auf mich gewartet hätten.

In Gumbinnen angelangt, erhielten wir alle fünf zusammen ein Quartier angewiesen und fanden eine warme Stube und ein Strohlager.

Unser Erstes war natürlich, gegen Bezahlung Essen und Trinken zu verlangen. Der Quartierwirt, ein gutmütig aussehender Kerl, versprach auch sein möglichstes zu thun, und nach einer Stunde schon brachte er uns Suppe, eine gebratene Gans, Kartoffeln, Bier und Schnaps. Wir verschlangen die Pracht mit den Augen, leider aber nur mit diesen, denn die Gans war noch eine vom Kapitol und widerstand jedem Angriff; sie mußte erst noch einige Stunden in ihrem Fette über dem Feuer schwimmen und wir mußten uns inzwischen mit den Kartoffeln begnügen.

Dubict und ich gingen dann in die Stadt um Einkäufe zu machen. Der Zufall führte uns in ein Haus, wo Dubict einen Arzt aus seiner Vaterstadt traf. Dieser lag mit zwei Offizieren und drei Soldaten zusammen. Sie bildeten den Rest ihres Regiments und befanden sich in einem bejammernswerten Zustand, da sie sämtlich beinahe alle Finger und Zehen

verloren hatten. Ein Mann in dem Hause bot uns ein Pferd und einen Schlitten zum Kauf an, und wir beeilten uns, den Handel für die Summe von achtzig Francs abzuschließen.

Am nächsten Tage, dem 18., versuchten wir zuerst noch einmal unsere Gans, welche aber nicht zarter geworden war, und dann bestiegen wir unsern Schlitten, um nach Insterburg zu fahren. Pierson machte den Kutscher, da er jedoch nichts davon verstand, warf er uns bald hinter der Stadt um. Wir fielen in den weichen Schnee, aber die Gabeldeichsel zerbrach.

Glücklicherweise lag ein Haus in der Nähe, wohin wir unser Gefährt bringen konnten, um den Schaden ausbessern zu lassen. Während das geschah, setzten wir uns in die warme Stube. Als wir weiter fahren wollten, waren unsere Gewehre, die wir im Hausflur gelassen hatten, fort. Wir erhoben einen Heidenlärm und drohten die Bude in Brand zu stecken, wenn wir die Waffen nicht wieder bekämen; der Wirt schien aber wirklich eine ehrliche Haut und selbst so erschrocken über den Diebstahl zu sein, daß wir ihm nichts Böses anzuthun vermochten, und da uns nichts anderes übrig blieb, eben ohne Gewehre weiterfuhren. Durch einen glücklichen Umstand gelangten wir indessen bald wieder in den Besitz neuer, denn wir begegneten einem von Gumbinnen abgesandten Waffentransport für die Garde, aus welchem wir unsern Verlust ersetzten.

In Insterburg, wo wir nachmittags eintrafen, fanden wir vor dem Rathaus wohl an 2000 Mann, die auf ihre Quartierbillets warteten. Während wir da hielten, trat so ein langer Lümmel von einem Preußen an uns heran, der sich für eine geringe Entschädigung erbot, uns und unser Pferd aufzunehmen. Wir gingen freudig darauf ein und folgten ihm. Er führte uns in ein Zimmer, welches durch seine Unsauberkeit ebensowenig einladend war, als die in ihm

befindliche Streu, indessen der Raum war warm, und das bestimmte uns zu bleiben.

Kurz nach unserem Eintritt erschien ein gewiß sechs Fuß in ihren Schuhen stehendes Weib mit einer echten richtigen Kosakenfratze, die sich uns als Hausfrau vorstellte und sagte, daß wenn wir Wünsche hätten, wir ihr Geld geben sollten, dann würde sie alles für uns holen. Das paßte uns sehr gut, denn keiner von uns empfand Neigung, selbst auszugehen. Ich gab ihr sogleich Geld auf Brot, Fleisch und Bier. Nach wenigen Minuten brachte sie das und wir baten sie nun, von dem Fleisch Suppe zu kochen. Inzwischen genossen wir das Brot und das Bier. Als wir später noch die Suppe gegessen und unser Pferd gut versorgt hatten, legten wir uns schlafen.

Am andern Morgen vor Aufbruch gaben wir unserer Wirtin für das Nachtquartier fünf Francs, und als sie damit nicht zufrieden war, noch einmal so viel. Sie forderte aber für jeden von uns und ebenso für das Pferd fünf Francs.

Bei dieser Unverschämtheit sprang ich auf und erklärte ihr, daß sie eine ganz niederträchtige Kanaille wäre und nichts mehr bekommen würde. Darauf fuhr sie mir mit der geballten Faust vor das Gesicht und erwiderte spöttisch: „Du armes kleines Französchen willst das große Maul haben? Vor einem halben Jahr da konntet ihr wohl so sprechen, da wart ihr die Stärkeren, aber jetzt stehen die Sachen anders. Zahlt ihr nicht, so lasse ich das Pferd vor dem Schlitten wieder ausspannen und liefere euch den Kosaken aus!“ — „Ich mach mir den Teufel was aus deinen Kosaken und allen Preußen obendrein!“ schrie ich. — „Na, Bürschchen, nimm dich in acht!“ fuhr sie höhnisch fort, „wenn du wüßtest, wie nahe dir die Kosaken sind, würdest du zahmer sein!“ — Mich packte jetzt die Wut, ich fuhr ihr an die Kehle und begann sie zu würgen, sie war aber stärker als ich und im Nu lag

ich auf dem Stroh und sie auf mir. Das Satansweib hätte mich unfehlbar erdrosselt, wenn meine Kameraden nicht zugesprungen wären und mich befreit hätten. Kaum waren wir beide wieder auf den Beinen, da trat der Mann ein; in demselben Augenblick versetzte ihm aber auch schon seine zärtliche Ehehälfte einen Faustschlag, daß er taumelte. „Du feiger Lump!“ kreischte dabei die Megäre, „wenn du nicht augenblicklich die Nachbarn und Kosaken herbeirufst, kratze ich dir die Augen aus!“ Es war klar, daß dieses Ungeheuer von einem Weibe alles in Bewegung setzen würde, um uns nicht fortzulassen. Darauf durften wir es in unserer Lage nicht ankommen lassen. Wir vertraten daher dem Mann die Thür, ergaben uns in unser Schicksal und warfen dem Drachen das geforderte Geld hin. Ich spuckte Feuer und Fett vor Wut und konnte mich nicht enthalten, im Hinausgehen noch zu rufen: „Na warte, das Geld treibe ich mir mit Zinsen ein, wenn ich wieder komme!“ was allerdings nur ihr Hohngelächter hervorrief.

Wir fuhren fluchend davon und kamen erst am späten Abend nach Wehlau, wo wir bei braven Leuten Unterkommen fanden.

Der nächste Tag, der 20., war ein Sonntag. Wir brachen sehr zeitig auf, denn wir mußten bis Eylau. Dort angekommen, begaben wir uns sogleich auf das Einquartierungsamt und erhielten wieder bei sehr guten Leuten Quartier, die uns mit einem Schnaps empfingen und ein hübsches warmes Zimmer gaben. Darauf holte der Wirt alsbald die uns laut Quartierzettel zustehenden Rationen.

Während von diesem unsere Mahlzeit bereitet wurde, machten wir eine kurze Wanderung nach dem Schlachtfelde, woselbst viele einfache Holzkreuze die Gräber der Gefallenen bezeichneten und wir manche alte Erinnerung austauschten. Die



Zwischen Braunsberg und Elbing.
(21. Dezbr. 1812.)

Stadt selbst machte einen sehr öden Eindruck, da es Sonntag war, die Einwohner bei der herrschenden strengen Kälte in ihren vier Wänden blieben und wir zu unserer Verwunderung die einzigen im Ort anwesenden Soldaten waren. Wir mußten also jedenfalls irrtümlich hierhergegangen sein.

Ins Quartier zurückgekehrt, hatten wir uns eben in Erwartung unsers Essens auf das Stroh gelegt, als ein preußischer Veteran erschien und uns vor Kosaken warnte, die etwa einen Kilometer von der Stadt auf einer Anhöhe zu sehen wären. Diese Kunde veranlaßte uns, so schwer es uns auch wurde, doch sofort unser Bündel zu schnüren. Wir packten das Fleisch ein, so wie es war, und baten den braven Alten, uns auf den besten Weg in der Richtung auf Heilsberg zu bringen. Er that das und zeigte uns unterwegs die Kosaken, von denen wir etwa dreißig sehen konnten. Dann fing es bald an zu schneien und nach einer halben Stunde trat die Dunkelheit ein. Wir beabsichtigten bis zum nächsten Dorf zu fahren und die Nacht dort zuzubringen, hörten aber von zwei Bauern, welchen wir begegneten, daß wir zuvor noch durch einen großen Wald müßten; sie rieten, lieber in einem Försterhaus zu übernachten, welches etwa fünfundzwanzig Schritt rechts von der Straße läge. Dieser Rat gefiel uns sehr, wir fuhren indessen doch immer noch bis neun Uhr, ehe wir an das Haus gelangten.

Dort hieß man uns freundlich willkommen, nachdem wir gebeten hatten, uns gegen Bezahlung Quartier und Verpflegung zu geben. Wir sorgten zuerst für unser sehr angestrengtes Pferd und wurden dann in ein großes Zimmer geführt, in welchem schon drei Chasseure à cheval auf Stroh lagen. Die armen Kerle waren bei Tage angekommen, aber unglücklicher als wir, denn sie hatten keine Pferde mehr und mußten mit ihren erfrorenen Füßen den Weg zu Fuß machen. Es wurde

uns zu essen gebracht, wir aßen mit großem Appetit, legten uns dann nieder und schliefen vortrefflich.

Als wir erwachten, waren die Chasseure schon fort. Ein durchreisender Jude hatte sie, zu unserer Freude, gegen einen kleinen Entgelt in seinem Schlitten eine Strecke mitgenommen. Unsere Rechnung betrug diesmal alles in allem nur fünf Francs. Auf Rat des Försters folgten wir den Spuren des Schlittens der Chasseure und erreichten unsern heutigen Bestimmungsort Heilsberg am Abend.

Wir wurden alle fünf wieder zusammen in ein Haus quartiert und recht gut aufgenommen. Es wurde uns Suppe, Fleisch, Kartoffeln, sowie Bier vorgesetzt und als wir gegen sofortige Bezahlung Wein verlangten, erhielten wir solchen die Flasche zu einem Thaler, den wir gut und preiswürdig fanden. Bevor wir uns auf unser sauberes Lager legten, baten wir die Wirtin, das Frühstück um fünf Uhr bereit zu halten, da wir zeitig fort wollten.

Es geschah alles unsern Wünschen gemäß; die Sonne des 22. Dezember dachte noch lange nicht daran aufzugehen, als ein Knecht uns Licht brachte. Wir beauftragten ihn für unser Pferd zu sorgen und versprachen ihm ein gutes Trinkgeld dafür. Die Wirtin selbst erschien zur festgesetzten Stunde mit der Suppe. Wir sagten ihr viel Schmeichelhaftes, nannten sie eine brave, eine hübsche Frau und klopften sie auf Schultern und Arme. Als wir ihr Adieu sagten, für die freundliche Aufnahme dankten und hinaus wollten, sagte sie jedoch: „Schon gut, ihr Herren, vergeßt aber nicht die Bezahlung!“ — „Was denn, Bezahlung? — Wir waren doch mit Verpflegung einquartiert!“ — „Gewiß,“ entgegnete sie, „für den gestrigen Tag, aber für das, was sie heute verzehrt haben, schulden Sie mir zwei Thaler!“ — Ich erklärte, nichts bezahlen zu wollen, und als sie merkte, daß auch die andern

keine Verpflichtung dazu fühlten, ließ sie die Thür verschließen und auf ihren Ruf erschienen etwa zwölf robuste, preußische Bauernbengel mit dicken Knütteln. Diese Sprache war zu deutlich, um von uns nicht verstanden zu werden. Wir gewannen die Ueberzeugung, daß wir zahlen müßten, thaten es und fuhren ab. Wie hatten sich doch die Zeiten geändert! Diese preußischen Frauen fingen allmählich an uns fürchterlich zu werden.

Unterwegs überholte uns ein großer mit zwei Pferden bespannter Schlitten, dessen Insassen wir jedoch bei dem schnellen Vorbeijagen nicht zu erkennen vermochten. Eine halbe Stunde später kamen wir bei einem großen Postgebäude an, welches zugleich ein gutes Wirtshaus war. Vor der Thür standen mehrere Gardisten, andere fuhren in bereit gehaltenen Schlitten ab.

Wir stiegen aus, um ein Glas Wein zu trinken; ein alter Grenadier und ein kaiserlicher Jäger hatten uns gesagt, daß es hier welchen von der feinsten Sorte gäbe. Jedenfalls schien er den beiden geschmeckt zu haben, denn sie waren stark angeheitert. Dazu gehörte jetzt bei uns nicht viel; Hunger und Entbehrung hatten unsern Magen so geschwächt, daß schon ein kleines Maß genügte, uns weinselig zu machen.

Der Alte sagte: „Da ist auch eben das Regiment holländischer Grenadiere vorbeigekommen, das hatte es aber so eilig, daß es gar nicht anhielt um einen Schluck zu nehmen.“ — „Wo kam denn das her?“ fragte ich. — „Na, da wo ihr herkommt, ihr müßt es doch gesehen haben. Das ganze Regiment, die sieben Mann nämlich, aus denen es noch besteht, saß in einem großen mit zwei Pferden bespannten Schlitten, der hier vorbeiraste als ob der Teufel hinter ihm her wäre!“ — Da hatten wir es allerdings gesehen.

Jetzt kam ein Schlitten vorgefahren, den die beiden nach Elbing gemietet hatten. Da der Kutscher mit der Gegend

vertraut war, beschlossen wir, uns hinter ihm zu halten und brachen gleichzeitig auf.

Grangier und ich fühlten uns sehr unwohl, weil unser an kräftige Nahrung nicht mehr gewöhnter Magen das Essen vom Tage vorher nicht vertragen hatte und es durchaus nicht bei sich behalten wollte, obwohl wir ihn mit Wachholder zu beruhigen suchten.

Gegen Abend kamen wir in ein Dorf, wo wir zu übernachten beabsichtigten und deshalb zum Schulzen gingen um uns Quartierbillets zu holen. Dieser aber wurde grob und wies uns schließlich wütend die Thür, indem er schrie: „Schert euch fort! Landstreicher gehören auf die Landstraße!“ Wir versuchten nun in einer Schenke oder sonstwo für unser Geld unterzukommen und trafen dabei die beiden Chasseure à cheval, die wir bei dem Förster vorgefunden hatten und die von dem Juden bis hierher mitgenommen worden waren. Sie schlossen sich unserer Suche an, überall hatten wir einen ähnlichen Empfang wie bei dem Schulzen. Eine solche so durchweg aus Grobianen bestehende Bevölkerung war uns doch noch nicht vorgekommen. Es half uns nichts, wir mußten weiter und forderten die beiden Chasseure auf, mit uns zu kommen, nachdem wir, da im Schlitten für alle nicht Platz war, verabredet hatten, daß abwechselnd zwei immer laufen sollten. Wir hofften, in der Nähe ein anderes Dorf mit gastfreundlicheren Bewohnern zu finden.

Nach kurzer Zeit sahen wir etwas abseits der Straße ein vereinzeltes Haus liegen. Dort beschlossen wir zu bleiben, sei es auch unter Anwendung von Gewalt. Wir fuhren heran; ein alter Bauer kam heraus und fragte nach unserm Begehr. Wir sagten ihm, daß er zwei Thaler erhalten sollte, wenn er uns die Nacht da behielte. Er kratzte sich bedenklich hinterm Ohr und meinte, das wäre eine verdammte Geschichte, er

möchte ja ganz gern, aber wenn die da drüben im Dorf davon erführen, daß er uns aufgenommen hätte, erginge es ihm schlecht. Wir stellten ihm vor, daß wir ja im Finstern hierher gefahren wären und uns niemand gesehen hätte und wir morgen früh wieder in der Dunkelheit abreisen könnten. Das leuchtete ihm ein und er sah fragend seine ebenfalls schon bejahrte Frau an, die inzwischen neben ihn getreten war und gutmütig dreinschaute. „Ich mein' halt, Alter, mer könntn's wagen," sagte sie. „Spann' nur aus und bring 's Pferd in'n Stall!" Damit ging sie uns voran in eine Stube, wo wir uns auf die Ofenbank setzten und fragten, warum wohl die Leute im Dorf so niederträchtig zu uns gewesen wären? Da trat sie dicht zu uns, horchte noch einen Augenblick, ob auch ihr Mann nicht etwa schon käme und wisperte dann: „Ja, säht 'r, de Pauern sein halt bese uf euch, weil se dazemal im Mai, wie 'r hier gewest seid, schlechte Erfahrung mit euch gemacht han. Da war beim Schulzen eener einquartiert, das war so e großer, hübscher, junger Kerl, daß de Weibsleute alle reen narr'sch uf 'n war'n und jede Gelegenheit erpaßten, wo se 'n sähn kunnten. Nu geschiehts den einen Tag, daß der Mensch de Schulzen küßt und alleweile der Mann derzune kimmt. Der haut de Fru und der Soldatenkerl priegelt den Schulzen. Na ja, und nu is de Schulzen gutter Hoffnung und wüßt 'r, da munkelt ma halt so was." Wir lachten alle über die gute Alte, wie sie das so zutraulich erzählte, sie aber hob den Finger und fuhr flüsternd fort: „Und säht 'r, drei andre Frau'n im Durfe sein ganz ebenso dran wie de Schulzen und da sein de Leute drüben halt alle wütig uf die hübschen Menschen die Franzusen." Kaum hatte sie die letzten Worte gesprochen als der jüngere Chasseur aufspringt und ihr einen schallenden Kuß giebt. — „Jessus, Jessus! seid ihr Menschen!" kreischte sie mit unter-

drückter Stimme. „Was man doch nich alles erleben thut! Seid 'r denn alle so?"

In dem Moment hallten draußen Tritte und gleich darauf trat der Bauer ein und sagte, daß er dem Pferde eine gute Streu gemacht und Futter geschüttet hätte und ihm bald auch zu saufen geben würde. Die Alte schlich sich inzwischen hinaus, kam aber bald mit Milchsuppe und Kartoffeln wieder, und nachdem wir uns davon gesättigt hatten, legten wir uns, mit unsern geladenen Gewehren zur Seite, schlafen.

Am nächsten Morgen war es noch nicht vier Uhr, als der Bauer uns weckte und zur Abreise drängte. Er machte den beiden Chasseuren den Vorschlag, sie für einen geringen Preis fahren zu wollen, was diese mit Freuden annahmen. Darauf waren wir bald reisefertig, drückten der Alten mit schönem Dank die Bezahlung in die Hand und gaben ihr jeder, trotz Gekreisch und Gegenwehr, im Beisein ihres Mannes einen herzhaften Kuß, wobei der sich vor Lachen ausschütten wollte, sie aber rief: „Jessus Maria, was sein de Franzusen doch für schlimme Menschen! Gott sei Dank, Alter, daß du keener nich bist!"

So fuhren wir alle lachend und fröhlich ab. Im nächsten Dorfe schrieen die Leute, bei denen wir vorüberkamen: „Hurra!" warfen aber gleichzeitig mit Steinen und Schneebällen nach uns.

In einer Vorstadt von Elbing angekommen, spannten wir zunächst in einem kleinen Wirtshaus aus und tranken in der warmen Gaststube eine Tasse heißen Kaffee. Hiernach gingen wir in die Stadt, um uns Quartier anweisen zu lassen.

Elftes Kapitel.

Aufenthalt in Elbing. — Madam Gentil. — Leichenschmaus. — Neujahr 1813. — Vater Elliot. — Schlußwort.

Auf dem Einquartierungsamt war fast kein Durchkommen. Von allen Truppenteilen drängten sich Offiziere und Mannschaften. Besonders fielen uns Kavallerieoffiziere auf, denen die Finger, die Zehen und zum Teil auch die Nasen abgefroren waren. Es that einem weh, sie anzusehen, doch fanden sie, wie ich bekennen muß, bei den preußischen Beamten jede Berücksichtigung und Unterstützung. Dieselben thaten alles, um ihnen Quartiere zuzuteilen, in denen sie gut aufgehoben waren. Nach Verlauf einer halben Stunde wurden auch wir abgefertigt.

Wir erhielten in einer Schankwirtschaft Quartier. Man wies uns dort als Aufenthalt einen langen, nicht heizbaren Gang mit sehr unsauberem Stroh an und erwiderte auf unsere Vorstellungen grob: für Franzosen wäre alles gut genug und wenn es uns nicht gefiele, könnten wir uns ja auf die Straße legen. Entrüstet verließen wir das Haus, nicht aber ohne dem Lümmel von Wirt unsere Verachtung zu bezeigen und ihm zu sagen, daß wir sein Benehmen zur Anzeige bringen würden.

Ich wurde erwählt, dies zu thun und zu versuchen unser Billet umzutauschen. Die Kameraden gingen indessen in das Wirtshaus zurück, wo wir ausgespannt hatten.

Als ich das Rathaus wieder betrat, war es nicht mehr so überfüllt. Ich wandte mich an den Bürgermeister, der französisch sprach, erzählte ihm, wie man uns behandelt und zeigte ihm meinen kranken Fuß und die rechte Hand, von der das vorderste Glied des Mittelfingers nahe am Abfallen war. Er sprach mit dem Beamten, welchem die Verteilung der

Quartiere oblag und erklärte mir darauf, daß ein Quartier für fünf Mann nicht mehr vorhanden sei, sondern nur noch eins für vier Mann und ein Pferd. Einer von uns fünf müßte also ein Quartier für sich allein bekommen. „Uebrigens," fügte er hinzu, „wenn Sie meinem Rat folgen wollen, so nehmen Sie das einzelne Billet, denn Sie kommen dann zu einem Landsmann, einem Franzosen, der sich hier vor einigen Jahren mit einem Mädchen aus der Stadt verheiratet hat."

Froh, so viel Entgegenkommen gefunden zu haben, suchte ich meine Kameraden wieder auf und ging mit ihnen zuerst nach dem Quartier für vier Mann. Das Haus lag an einem Schiffahrtskanal und gehörte einem Fischer, der uns ziemlich gut aufnahm. Ich fragte nun, wer das einzelne Billet haben wollte, und da sich keiner meldete, nahm ich es. Der Fischer wies mir den Weg dahin; ich brauchte nur über eine Brücke zu gehen.

Das Haus machte mir einen guten Eindruck. Ich klopfte an eine Thür. Eine stämmige, dicke, deutsche Magd mit roten Pausbacken öffnete. Ich sagte, daß ich hier Quartier erhalten sollte und reichte ihr meinen Zettel, worauf sie erwiderte, daß schon vier Mann da wären und sie ihre Herrin rufen wolle. Diese erschien sogleich, wiederholte mir, was das Mädchen gesagt hatte und führte mich in den Raum, in dem die vier Mann untergebracht waren. Ich wollte schon wieder gehen, um zu sehen, ob ich nicht noch Platz bei meinen Kameraden fände, als die Frau, welche inzwischen auf dem Zettel gelesen hatte, daß ich Unteroffizier in der Garde war, sagte: „Hören Sie, lieber Herr, Sie scheinen sehr schwach zu sein und es sollte mir leid thun, müßten Sie noch lange nach einem andern Quartier suchen, ich will Ihnen ein Stübchen für Sie allein und ein gutes Bett geben; kommen Sie." Ich folgte ihr in ein nettes, kleines, warmes Zimmer, in dem ein sauberes

Bett stand, bat aber mit Dank für ihre Freundlichkeit, mir anstatt des Bettes ein Strohlager mit einem Bettlaken geben zu wollen und mir vielleicht auch etwas warmes Wasser zum Waschen zu schicken. „Gut,“ sagte sie, „das sollen Sie alles haben.“ Damit verließ sie mich.

Nach einer Weile wurde mir nicht allein das Erbetene gebracht, sondern auch ein Holzkübel zum Waschen der Füße. Das war mir eine große Wohlthat, aber ich bedurfte auch ebensosehr einer gründlichen Behandlung meines Kopfes wie überhaupt einer Auffrischung meines Aeußeren, dem ich seit dem 16. Dezember keine Zeit mehr gewidmet hatte.

Ich bat deshalb das noch um mich herumhantierende Mädchen, welches Christiane hieß, mir einen Barbier zu holen. Derselbe rasierte oder vielmehr zerkratzte mich in einer schandbaren Weise. Er behauptete zwar, das wäre bei meiner durch die Kälte spröde gewordenen Haut nicht anders möglich, ich aber glaube, sein Rasiermesser war eine Säge. Hierauf fiel mein Haupthaar und selbst mein Zopf unter seiner Schere. Nachdem ich seine Kunst freigebig belohnt hatte, fragte ich ihn, ob er nicht einen Händler wüßte, bei dem ich ein Paar Uniformbeinkleider kaufen könnte. Er versprach, mir einen zu schicken und bald erschien ein Jude mit einem ganzen Sack voll Hosen, unter denen ich ein Paar von feinem rotem Tuch fand, die wahrscheinlich einem Adjutanten von König Murat gehört hatten. Ich probierte diese Hose an und da sie paßte und auch schön warm war, behielt ich sie. Man erkannte noch an jeder Seite, daß eine breite Tresse daran gesessen, die der Jude abgetrennt hatte. Als Zahlung gab ich die silberbeschlagene Verbandtasche, die ich am 23. November dem Kosaken abgenommen hatte, und fünf Francs.

Nun zog ich mir noch eins meiner schönen Hemden an und dachte dabei, wie zu meinem völligen Wohlbehagen eigent-

lich ein warmes Bad gehörte. Ich rief sogleich Christiane und erkundigte mich, wo in der Nähe Bäder zur haben wären, sie verstand mich aber nicht und schickte ihre Herrin. Jetzt erst bemerkte ich, daß diese eine hübsche stattliche Frau war, und als ich ihr meinen Wunsch ausgedrückt hatte, meinte sie, die Badeanstalt sei zu weit entfernt, ich könne ein Bad aber auch bei ihr bekommen, wenn ich vorlieb nehmen wolle; warmes Wasser ließe sich ja schnell machen. Natürlich nahm ich ihr Anerbieten mit größtem Dank an, und als Christiane nach einiger Zeit kam und mir winkte, folgte ich ihr mit meinen roten Hosen über dem Arm in eine Art Waschhaus, woselbst ich einen gefüllten Zuber, Seife und ein Handtuch fand.

Ich kann das Wonnegefühl nicht beschreiben, welches mich durchströmte, als ich in dem Zuber kniete und in dem warmen Wasser plätscherte. Der Genuß war ein so großer, daß ich eine Ewigkeit im Wasser blieb und infolgedessen auf einmal Christiane im Auftrag ihrer Herrin erschien, um zu sehen, ob mir etwas zugestoßen wäre. Beim Eintreten mochte sie wohl bemerkt haben, wie ich mich abmühte, mir den Rücken zu waschen, denn sie verschwand, kehrte aber im nächsten Augenblick mit einem roten Frieslappen zurück, trat heran und begann mir den Rücken mit einer Kraft abzurumpeln, daß ich dachte, sie würde mir die Haut abreißen. Endlich, nachdem sie sich und mich außer Atem gearbeitet hatte, rannte sie plötzlich mit einem dummen Gelächter wieder davon. Nun bekleidete ich mich mit Hemd und Hose und eilte mit bloßen Füßen in mein Zimmer zurück. Hier sank ich sofort auf das Bett, denn ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde.

Wie lange ich bewußtlos gelegen weiß ich nicht, aber als ich die Augen aufschlug standen die Frau, das Mädchen und zwei der einquartierten Soldaten, die zur Hilfe herbeigerufen worden waren, an meinem Bett. Mir wurde bald

wieder besser. Der Anfall war nichts weiter gewesen als eine Schwäche, die, nach all den ausgestandenen Leiden und Strapazen, der übermäßig lange Aufenthalt im Bade hervorgerufen hatte.

Madame Gentil, so hieß meine Wirtin, ließ jetzt sogleich eine Tasse Fleischbrühe bringen, stützte mit dem linken Arm meinen Kopf und hielt mir mit der andern Hand die Tasse an den Mund. Ich ließ mir das alles gern gefallen, denn es war gar lange her, daß mich jemand in solcher Art verhätschelt hatte.

Meine Augen ruhten auf ihr und ich bewunderte ihre schlanke, biegsame Gestalt und den weißen rosigen Teint der Nordländerin, welcher noch gehoben wurde durch ein Paar schwarze Augen, die freundlich aus dem hübschen Gesicht blickten; sie war vierundzwanzig Jahre. Mir fiel ein, daß sie mit einem Franzosen verheiratet war und ich redete sie darauf an. Da erzählte sie mir, daß 1807 französische Verwundete aus der Umgegend von Danzig nach Elbing geschafft und zum Teil bei Einwohnern in Pflege gegeben worden waren, da die Hospitäler nicht ausgereicht hatten. „Uns wurde ein Husar zugewiesen,“ plauderte sie weiter, „der eine Kugel in der Brust und einen Säbelhieb im Arm hatte und meine Mutter und ich pflegten ihn so gut, daß er bald genas und . . . . .“ — „Und mich aus Dankbarkeit heiratete,“ fiel ich lachend ein, „war's nicht so?“ — „Na ja, so ungefähr,“ lachte auch sie und ich sagte: „Das würde ich genau ebenso gemacht haben, denn wer könnte Sie sehen ohne bezaubert zu sein!“ Sie errötete und meinte, so etwas dürfte ich nicht sagen, plauderte aber immer noch weiter und würde wahrscheinlich noch lange geplaudert haben, wenn ich nicht eingeschlafen wäre.

Ich erwachte erst am andern Morgen um neun Uhr und

konnte mich nicht gleich besinnen, wo ich war, dann sprang ich aber auf und kleidete mich an. Kurze Zeit darauf trat Madam Gentil, gefolgt von Christiane, ein, die auf einem Tablett Kaffee, Thee und Semmel brachte. So etwas war mir lange nicht vorgekommen. Ich vergaß die Vergangenheit über der schönen Gegenwart und besonders über der hübschen Frau, die mir zum Morgengruß die Hand reichte. Ich vergaß selbst meine Kameraden.

Madam Gentil blickte mich forschend an und sagte: „Sie haben ja ein ganz verschwollenes Gesicht, was fehlt Ihnen denn?" — „Gar nichts, ich dachte eben, wie gut es mir jetzt ginge." — „Nun, dann wird Ihnen ja auch hoffentlich das Frühstück schmecken, ich werde Ihnen noch einen Augenblick dabei Gesellschaft leisten." Ich setzte mich, sie blieb am Tische stehen und erzählte mir nun, während ich schwelgte, daß gestern abend noch ein Gardeunteroffizier nachgefragt hätte, ob nicht ein Unteroffizier im Hause im Quartier läge; sie hätte ihn in mein Zimmer gewiesen, er wäre aber gleich wieder weggegangen und hätte gesagt, ich wäre nicht der rechte. Sie hatte eben geendet, als Grangier eintrat, aber stutzte, als er mich und die junge Frau sah. Er entschuldigte sein Eindringen damit, daß er einen Kameraden suche, den er nicht finden könne, dessen Quartierbillet indessen auf dieses Haus gelautet hätte. Ich amüsierte mich köstlich während er sprach und ließ ihn ruhig reden, dann aber, als er wieder hinaus wollte, rief ich: „Sag' einmal, du suchst doch nicht etwa mich?" Ein schallendes Gelächter antwortete auf meine Frage. „Na, wen denn anders!" brachte er endlich hervor. „Aber Mensch, wie siehst du denn aus, wer in aller Welt soll dich denn wiedererkennen!"

Freilich, das mochte wohl schwer sein nach der Veränderung, die mit mir vorgegangen: Mein Zopf war ver-

schwunden, mein Haar schön gekräuselt, mein Gesicht, obgleich durch die Mißhandlung des Bartkratzers jetzt verschwollen, doch so weiß und glatt wie das Gefieder eines Schwans, und zu alledem die schöne weiße Wäsche! — Daß er mich da nicht erkannt hatte, war nicht zu verwundern.

Er erzählte mir (die Wirtin war inzwischen hinausgegangen), wie er gestern schon einmal dagewesen, beim Anblick der auf einem Stuhl liegenden roten Hosen aber geglaubt habe, falsch gegangen zu sein und deshalb wieder fortgegangen wäre. Hierauf teilte er mir mit, daß sich um drei Uhr die Reste aller Garderegimenter versammeln sollten, und die Ehre es verlange, daß keiner dabei fehle, er würde mich um zwei Uhr abholen. Danach ging er.

Ich bereitete mich nun mit größter Sorgfalt auf die Versammlung vor, denn ich gedachte in meiner Neugestaltung zu imponieren. Pünktlich um zwei Uhr erschien dann auch Grangier mit den andern drei, als diese mich aber sahen, brachen sie gleich in ein so furchtbares Gelächter aus, daß ihre von der Kälte aufgesprungenen Lippen zu bluten anfingen.

Indessen das focht mich nicht an und ich kam mir um so stolzer vor, als ich ihnen ein Tablett mit Rheinwein und kleinen Kuchen vorsetzen konnte, welches mir kurz vorher von meiner liebenswürdigen, für mich in jeder Weise freundlich bedachten Wirtin gebracht worden war. Ich hatte sie bei dieser Gelegenheit gefragt, ob ich nicht ihren Mann sehen und mit ihm auf unsere Landsmannschaft anstoßen könnte, sie hatte mir aber darauf erwidert, daß er sich längst gezeigt haben würde, wenn er anwesend wäre. Er betreibe mit ihrem Vater zusammen einen Obsthandel nach Rußland und befände sich mit diesem seit einigen Tagen an der Ostsee, um dort eine aus Tournai in Belgien kommende Ladung in Empfang zu nehmen.

Allein wollte ich den Wein nicht trinken und so war

mir der Gedanke gekommen, ihn für meine Freunde aufzuheben. Wir genossen ihn nun zusammen und gingen dann kurz vor drei Uhr nach dem Appellplatz, der dem Palais gegenüber lag, in welchem König Murat Quartier genommen hatte.

Der Regimentsadjutant stellte uns auf und als er an mich kam, fragte er, wer ich wäre. Ich lachte. — „Was denn,“ sagte er, „ist denn das möglich, daß Sie das sind, Bourgogne? Hol' mich der Teufel, Sie sehen ja jetzt auf einmal so dick und munter aus, daß man gar nicht glauben sollte, Sie wären mit in Moskau gewesen. Wo haben Sie denn Ihren Zopf gelassen?“ — „Der ist gefallen!“ — „So, gefallen? Da werde ich dafür sorgen, daß Sie in Paris so lange im Arrest sitzen, bis er wieder gewachsen ist.“

Zu diesem ersten Appell hier in Elbing (am 24. Dezember) waren nur wenig Mannschaften erschienen, doch was anwesend war, freute sich des Wiedersehens, denn seit wir am 17. Dezember Wirballen verlassen hatten, war jeder auf eigene Faust gereist.

Es fand nun täglich ein Appell statt. Bei der Versammlung am vierten Tage erfuhr ich endlich nach vielfachen Erkundigungen, daß Pikart schon drei Tage vor uns in Elbing eingetroffen wäre, aber schon am zweiten Tage einen Unfall erlitten hätte. Wie man mir erzählte, war er auf Wache bei König Murat mit seiner Patrontasche dem Feuer an einem Kamin zu nahe gekommen. Dieselbe war explodiert und das Pulver hatte ihm Haar und Bart versengt und das Gesicht ziemlich stark verbrannt. Zu meiner Beruhigung hörte ich aber gleichzeitig, daß der genommene Schaden nicht ernster Natur sei und sich gegenwärtig schon eine neue Haut auf dem Gesicht bilde.

Mit dem 29. Dezember begann ich wieder ins alte Geleise zu kommen. Die Schwellung meines Gesichts war ver-

schwunden, dem erfrorenen Fuß ging es gut, ebenso der Hand und all das verdankte ich der Fürsorge von Madame Gentil, welche mich pflegte und päppelte wie ein Kind. Ihr Mann kehrte von seiner Reise zurück, blieb aber nur zwei Tage und fuhr dann wieder mit Waren zu seinem Schwiegervater, der dieselben zu Schlitten nach Rußland beförderte. Er erzählte mir, daß er drei Jahre bei den 3. Husaren gedient und in einem Gefecht bei Danzig so schwer verwundet worden wäre, daß er nicht mehr hätte weiter dienen können. Seine Verwundung sei aber sein Glück geworden, da sie ihm seine Frau zugeführt hätte und er wäre gern hier geblieben, weil er in seiner Heimat, der ‚lausigen Champagne‘ niemals den guten Verdienst gefunden haben würde, den ihm sein hiesiges Geschäft bringe.

Am nächsten Tage, dem 30., machte ich mit Grangier meinem alten Pikart einen Besuch, nachdem wir endlich sein Quartier erfahren hatten. Eine Frau in tiefer Trauer zeigte uns sein Zimmer, welches am Ende eines langen Flures lag.

Im ersten Augenblick waren wir betroffen, als wir ihn erblickten, denn sein Gesicht war von einer weißen Lederlarve bedeckt, als wir aber seine Stimme hörten, waren wir zufrieden. Statt einer Begrüßung schimpfte er gleich los, daß wir ihn erst jetzt besuchten. „Hab's aber eigentlich nicht anders verdient," fuhr er fort. „Nennt mich einen alten Esel, einen einfältigen Rekruten, alles was ihr wollt, ich muß mir's gefallen lassen, denn ich hab' so gehandelt. Die Geschichte war beinahe gerade so dumm wie damals, als ich in der Nacht vom 23. November, in nächster Nachbarschaft der Kosaken, mein altes Schießeisen, ohne daran zu denken, daß es geladen war, losbrannte. Ja, ja, ich bin zu nichts mehr nütze. Der verteufelte Feldzug hat mich vollständig verbraucht, ihr werdet's erleben, ich richte noch schreckliches Unheil an!" Während er

so sprach, trat er an den Kamin, nahm drei Gläser, füllte sie mit Genever und trank dann mit uns auf unsere glückliche Ankunft. „Und nun,“ rief er, „bleiben wir den ganzen Tag beisammen; ich lade euch zum Mittagessen ein. Heute geht's nämlich hier im Hause hoch her, denn am frühen Morgen schon hat die Frau, die ihr vorhin gesehen habt, ihren alten unverheirateten Onkel zu Grabe getragen. Der Kerl ist Küstenfahrer oder Seeräuber gewesen und scheint gut Geschäfte gemacht zu haben, denn es giebt einen großen Leichenschmaus. Ich bin auch dazu geladen, werde aber den Teufel thun, mich unter den Haufen greinender Weiber zu setzen und mir die Krokodilsthränen anzusehen, die es Mode ist, um alte Erbonkel zu vergießen. Indessen das Essen müssen wir kriegen, auf ein paar Thränen dafür soll mir's nicht ankommen.“

Er rief die Frau und als sie erschien, reichte er ihr stumm, wie wenn er mit Thränen kämpfte, die Hand. Sofort nahm sie die Schürze vor die Augen und begann jämmerlich zu schluchzen. — „Ich wollte Sie nur bitten,“ hob er mit einer Stimme tiefen Mitgefühls an, „es nicht übel zu nehmen, wenn ich nicht zu Ihrem Essen kommen kann. Einerseits möchte ich meine beiden Freunde hier, die ich lange nicht gesehen, nicht gleich wieder fortlassen und dann besonders habe ich die Schwäche“ — hier stockte er und that, als ob er sich Thränen aus den Augen wische — „ja, habe ich die Schwäche: ich kann nicht weinen sehen, ohne mit zu weinen, und würde immerzu bei Ihrem Anblick daran denken müssen, was Sie an dem lieben, alten Onkel verloren, dessen gutes Herz ja auch ich noch kennen lernte.“ Ein neuer Ausbruch lauten Schluchzens von seiten der Frau folgte diesen Worten und Pikart klopfte sie beruhigend auf die Schulter. Jetzt hielten auch wir uns die Taschentücher vor das Gesicht, aber nur um das Lachen zu verbeißen, welches uns bei dieser Komödie

Pikarts zu ersticken drohte. Die brave Frau, welche glaubte, daß wir nun ebenfalls weinten, dankte für unsere Teilnahme, sagte wir wären sehr gute Menschen und lud uns ein, das zu Ehren des Toten stattfindende Trauermahl mit unserm Freunde zu teilen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, grinste Pikart und flüsterte: „So, nun denk' ich, woll'n mir einen recht vergnügten Totenschmaus halten.“ Nach einiger Zeit erschienen zwei Dienstmädchen und trugen eine solche Menge schöner Dinge auf, daß wir drei Tage davon hätten leben können.

Es schmeckte uns prächtig und jeder von uns gab sein Bestes an Schnurren und heiteren Geschichten. Natürlich traten auch zwischendurch ernstere Momente ein, wenn wir auf die hinter uns liegenden Schnee- und Eisfelder zurückblickten, unsere Fröhlichkeit gewann aber immer wieder die Oberhand, zumal der Wein gut war.

Wir rauchten und tranken immer weiter und es begann schon dunkel zu werden, als die Gastgeberin erschien und uns einlud, den Kaffee bei der Gesellschaft zu trinken. Sie schritt voran; Grangier und ich folgten, Pikart aber blieb zurück. Wir traten in ein geräumiges Zimmer, in welchem um einen mit Kerzen beleuchteten Tisch vierzehn schwarz gekleidete, mehr oder weniger alte Frauen saßen. Jede hatte eine Tasse und ein Glas vor sich und eine Tonpfeife nebst Tabak daneben, denn die Frauen der Seeleute in Preußen rauchen fast alle. Auf dem Tische standen Weinflaschen und Danziger Liköre.

Grangier und ich hatten gehofft, Pikart würde uns bald folgen, als er aber, nachdem wir schon eine Weile gesessen hatten, immer noch nicht erschien, dachten wir, er wolle sich seines Gesichtes wegen nicht zeigen. Da auf einmal kreischten alle Weiber laut auf und starrten entsetzt nach der Thüre. Feierlich einherschreitend trat unser Freund durch dieselbe ein. Er war angethan mit seiner weißen Gesichtsmaske, seinem

weißen Mantel, sowie einer russischen Mütze von schwarzem Fuchs und rauchte aus einer Meerschaumpfeife, deren Rohr er mit Würde in der rechten Hand hielt. Mütze und Pfeife gehörten dem Toten. Pikart hatte sie im Vorbeigehen an einem Nagel hängen sehen und in seiner Weinlaune genommen, um sich damit zu verkleiden. Die Weiber, welche den Verstorbenen fast nur mit diesen Stücken kannten, hatten im ersten Augenblick nicht anders gemeint, als derselbe sei seinem Grabe wieder entstiegen und käme, um am Leichenkaffee teilzunehmen. Sie wurden ihres Schreckens erst enthoben, als die Leidtragende Pikart entgegenging und ihn aufforderte, neben ihr Platz zu nehmen. Die beiden saßen noch nicht lange nebeneinander, als wir hörten, wie sie ihn bat, Mütze und Pfeife als Andenken an den Dahingegangenen zu behalten.

Die Unterhaltung wurde nun immer lebhafter und alle Frauen pafften und tranken jetzt wie Husaren. Das Durcheinandergeschrei wurde allmählich derart, daß man sein eigenes Wort nicht mehr zu hören vermochte.

Kurz vor dem allgemeinen Aufbruch sangen die Frauen zu Ehren des Verstorbenen noch einen Choral und beteten für die Ruhe seiner Seele. All dies geschah mit der größten Andacht, die wir durch tiefes Schweigen ehrten.

Darauf sagte sich alles Gute Nacht und die Frauen gingen nach Hause, wir dagegen blieben bei unserem Freunde, da es draußen schneite und stürmte. Seine Stube war warm, an Stroh mangelte es nicht und weiter bedurften wir ja nichts.

Am andern Morgen brachte uns das Dienstmädchen Frühstück. Unmittelbar hinter ihr kam auch ihre Herrin, um zu fragen, ob wir noch irgend etwas wünschten, was wir mit Dank verneinten. Während das Mädchen das Geschirr aut dem Tisch ordnete, erzählte es, daß das Gerücht in der Stadt ginge, die Russen wären nur noch vier Tagemärsche entfernt.

Ein aus Tilsit eingetroffener Jude hätte Kosaken bei Eylau gesehen. „Mein Gott,“ sagte die Frau zu dem Mädchen gewandt, „das ist ja schrecklich, was soll da aus diesen braven jungen Menschen werden!“ Ich verstand das und dankte der guten Frau für das Interesse, welches sie an unserem Schicksal nahm, setzte aber hinzu, sie brauche sich keine Sorgen zu machen, denn nachdem wir bei ihr so gut gegessen und getrunken hätten, fühlten wir uns stark genug, alle Russen zum Teufel zu jagen.

Dies war wieder eine Gelegenheit, welche uns das Wohlwollen der deutschen Frauen erkennen ließ, wenn auch die Männer uns feindlich gesinnt waren.

Grangier und ich erhoben uns nun, um nach Hause zu gehen. Dabei fiel mir ein, daß morgen der Neujahrstag 1813 wäre. Zur Feier desselben lud ich meine beiden Freunde zum Mittagessen. Pikart hegte Zweifel, ob er mit seinem Gesicht kommen könnte, sagte aber zu, nachdem er sich in dem Spiegel gesehen und gefunden hatte, daß seine neue Haut so weit war, daß er es wagen konnte. Da er meine Wohnung nicht kannte, verabredeten wir, daß ich ihn um elf Uhr vom Appellplatz abholen sollte. Hiernach fuhren Grangier und ich des hohen Schnees wegen zu Schlitten nach unsern Quartieren.

Madam Gentil war durch mein Ausbleiben sehr beunruhigt gewesen und hatte ihr Mädchen bis Mitternacht auf mich warten lassen. Ich sprach mein Bedauern aus, diese Unruhe verursacht zu haben und bat um Entschuldigung, daß ich mich von dem schlechten Wetter hatte abhalten lassen, nach Hause zurückzukehren. Alsdann teilte ich ihr mit, daß ich mir zur Feier des Neujahrs zwei Freunde zum Mittagessen eingeladen hätte und fragte, ob sie die Freundlichkeit haben wollte, mir ein solches auf meine Kosten herzustellen. Sie zeigte sich sofort bereit dazu und sagte, sie würde alles so

machen, daß ich zufrieden sein solle, betrachte aber meine Freunde als ihre Gäste. Darauf übergab sie mir eine ihr bekannte, für Frostbeulen bewährte Salbe, welche ich ihr versprechen mußte, bald anzuwenden. Es war wirklich reizend, wie die gute Madam Gentil in jeder Hinsicht für mich zu sorgen suchte, und so wie sie, waren in der That alle deutschen Frauen zu uns.

Die ungewohnte Schwelgerei bei dem Leichenschmaus hatte mir heftige Kopfschmerzen hinterlassen und ich legte mich deshalb sogleich auf mein Lager, auf dem ich, wiederum bestens gepflegt durch meine liebenswürdige Wirtin, fast den ganzen Tag über verblieb.

Während ich dalag überlegte ich mir, womit ich Madame Gentil zum Neujahrstage eine kleine Ueberraschung bereiten könnte. Ich beschloß, am andern Morgen beizeiten aufzustehen und irgend etwas Passendes zu suchen. Ehe ich mich schlafen legte, zählte ich noch meine Barschaft und fand, daß ich nur noch vierhundertfünfundachtzig Francs besaß. Da ich beim Ausmarsch aus Wilna noch achthundert Francs gehabt hatte, mußte ich Geld verloren haben, denn meine Ausgaben seit der Zeit betrugen bei weitem nicht dreihundertfünfzehn Francs. Das war unangenehm, indessen nicht zu ändern und zwanzig bis dreißig Francs konnte ich schon immer noch für meine schöne Gönnerin verwenden.

Nach einem gesunden Schlaf stand ich am Neujahrsmorgen, dem neunten Tage unserer Anwesenheit in Elbing, um sieben Uhr auf und bereitete mich sogleich zum Ausgang vor. Im Begriff das Haus zu verlassen, trat mir die dicke Christiane im Flur entgegen und gratulierte mir zum neuen Jahr. Ich küßte sie und gab ihr fünf Francs, worüber sie sich sehr erfreut zeigte, mich aber bat, Madame nichts von dem Kuß zu sagen.

Hierauf lenkte ich meine Schritte dem Palaisplatz zu. Dort begegnete ich zu meinem Erstaunen zwei Leuten von der Kompagnie, die im elendesten Zustand und gebeugt unter der Last ihres Gepäcks einherwankten. Ich hatte sie seit dem Uebergang über die Beresina nicht mehr gesehen. Die armen Kerle thaten mir so leid, daß ich sie gleich in ein Wirtshaus mitnahm, um sie zunächst mit heißem Kaffee zu stärken. Während sie den tranken erzählten sie mir, daß sie nach dem Uebergang über die Beresina am 29. November, kurz vor dem Abmarsch des Regiments, zur Beerdigung der Toten des Regiments kommandiert worden wären. Nach beendigter Arbeit hätten sie das Regiment einholen wollen, wären aber zu ihrem Unglück Polen nachgelaufen, die in ihre Heimat zurückkehrten, und seien erst am nächsten Tage darüber aufgeklärt worden, daß sie sich auf falschem Wege befanden. Seit der Zeit waren sie, ohne sich verständlich machen zu können und ohne zu wissen, welcher Richtung sie folgen mußten, in der Irre gegangen. Oefter waren sie anderen begegnet, denen es ganz ebenso erging wie ihnen und nur ein glücklicher Stern hatte sie jetzt hierher geführt.

Nachdem ich ihnen gesagt, wie jeder Einzelne, der jetzt noch einträfe, mit ganz besonderer Freude begrüßt würde, fuhr der eine fort: „Uebrigens, Herr Sergeant, habe ich noch immer einen Mantel von Ihnen, den Sie mir beim Ausmarsch aus Moskau zu tragen gaben. Sehen Sie“ — er holte ihn aus seinem Tornister — „da ist er und noch ganz unberührt.“

Diese Ueberraschung war mir eine sehr angenehme. Der Mantel war nämlich von sehr feinem dunkelgrauen Tuch und ein Geschenk der beiden Schneider, denen ich das Leben gerettet hatte. Eingewickelt in ihn fand ich auch noch ein Tintenfaß, welches ich im Palais Rostoptschin, in dem Irr-

tum, daß es von Silber wäre, von einem Schreibtisch mitgenommen hatte.

Ich zog nun auf der Stelle das schöne neue Stück an, und gab der guten Seele, die es so treu bewahrt, zwanzig Francs. Doch die Ueberraschungen waren noch nicht zu Ende. Das neue Jahr fing wirklich gut an. Als ich nämlich meine Hände in die Taschen des Mantels steckte, zog ich aus der einen ein seidenes Taschentuch. In diesem eingebunden fand ich noch eine kleine Pappschachtel, welche fünf mit schönen Steinen besetzte Ringe enthielt, die ich damals mit meinem Tornister eingebüßt zu haben glaubte. Es war wirklich ein eigenes Zusammentreffen, daß gerade jetzt diese Schachtel wieder in meinen Besitz kam. Meine Freude war groß, denn nun hatte ich ein prachtvolles Geschenk für meine liebe Madame Gentil. Ich suchte sogleich den schönsten Ring aus, sagte beiden Leuten ich würde weiter für sie sorgen, sie sollten hier warten, bis ich wiederkäme, brach auf, kaufte unterwegs noch einen großen Zuckerhut und eilte spornstreichs nach Hause.

Hier überreichte ich unverweilt meiner reizenden Wirtin die beiden Geschenke mit der Bitte, den Ring, der für mich einen besonderen Wert habe, da er aus Moskau stamme, als Andenken bewahren zu wollen. Sie wußte zuerst gar nichts zu sagen, erglühte aber bei der Betrachtung des Ringes und stellte mir dann etwas spöttisch lächelnd die überraschende Frage: „Welchen Preis haben Sie dafür bezahlt?“ worauf ich erwiderte: „Einen so hohen, daß ich selbst für eine Million nicht zu bewegen sein würde, mir unter denselben Umständen einen zweiten in Moskau zu holen.“

Um elf Uhr begab ich mich zu meinen beiden Schützlingen, um sie zum Appell zu bringen, sie dort der Kompagnie zu übergeben und für ihre Einquartierung zu sorgen. Als wir auf den Platz kamen, waren schon viele Leute versammelt.

Seit drei Tagen hatte sich unsere Zahl verdoppelt. Es war, als ob die Toten ihren Gräbern entstiegen wären, um sich zum neuen Jahr zu gratulieren. Der Anblick dieser Aermsten war aber gräßlich; die meisten waren nur noch Krüppel ohne Nasen, Ohren, Finger und Zehen.

Beim Appell machte man uns bekannt, daß die Russen im Anzuge wären. Die Befehle lauteten wie am Vorabend einer Schlacht. Wir sollten uns jeden Augenblick bereit halten, nur mit einem Auge schlafen, unsere Gewehre in schußfertigem Zustand halten, neue Patronen empfangen und von jetzt ab stets vollständig marschmäßig zum Appell erscheinen. Kurz, es sah wieder ganz kriegerisch aus.

Als wir entlassen waren, kam Pikart in seinem Paradeanzug, umarmte und küßte mich. Dasselbe that auch Grangier. So schlossen wir ohne viele Worte den neuen Freundschaftsbund fürs neue Jahr. Grangier drückte mir dabei noch etwas in die Hand; es waren dreißig Francs, mein Anteil an Schlitten und Pferd, die für hundertfünfzig Francs verkauft worden waren. Mein neuer Mantel fand natürlich die ungeteilte Bewunderung beider Freunde, und während wir meinem Quartier zuschritten, mußte ich seine ganze Geschichte erzählen.

Bei mir angekommen fanden wir zwei Freundinnen von Madam Gentil vor, die diese für uns eingeladen hatte, damit, wie sie sagte, jeder von uns seine Dame habe. Wir gingen gleich zu Tisch. Es war ein sehr fröhliches Mahl und endete spät. Als die geladenen Damen uns verließen, hörte ich die eine zu Madam Gentil sagen: „Verteufelte Menschen die Franzosen! sie sind doch immer nett und amüsant.“

Beim Appell am nächsten Tage kam Pikart an mich heran, lachte und sagte: „Freu' mich, daß wir den schönen Leichenschmaus im Magen haben und ich noch obendrein die schöne Pfeife und die Mütze geerbt habe, denn heute wär's

nichts mehr damit. Der Kunde, der Seeräuber war doch 'n Schelm. Mit der Erbschaft für die Nichte und ihren Anhang ist's Essig. Gestern abend, wie ich zu Hause komme, treffe ich die ganze Sippschaft mit roten Köpfen beisammen, alles schimpft, keiner läßt mehr einen guten Faden an dem Toten. Der alte Junge hatte nämlich ganz heimlich ein Verhältnis mit einer Frau in Riga und von der einen Jungen, den er als Sohn anerkannt und zu seinem Erben eingesetzt hatte. Das kam erst gestern heraus, als die Frau plötzlich mit ihrem Bengel von neun bis zehn Jahren wie 'ne Bombe ins Haus fällt, und sogleich die Versiegelung des ganzen Nachlasses verlangt. ‚Schwerenot', dacht' ich, ‚das ist 'ne verdammte Geschichte, da geht's am Ende auch an den Weinkeller.' Ich sprach so nebenbei davon zu der armen Enterbten, und die meinte, sie dürfe allerdings nun nichts mehr daraus nehmen, riet aber, mir zu meinem Gebrauch davon zu holen, sie würde mich nicht hindern. Na, da machte ich mich denn bald ans Werk und vierzig Flaschen hab' ich schon geborgen, denn ihr sollt doch miterben; ich bringe nachher bald etwas. Will schon sehen, daß ich den Keller noch ziemlich leer bekomme, denn was braucht der Bengel Wein!"

Bald nach dem Appell kam der gute Kerl mit dem Tornister auf dem Rücken an und entnahm demselben soviel Flaschen, als darin Platz gehabt hatten. Er sagte dabei, was er brächte, müßte auch immer bald getrunken werden, da uns die Russen ganz plötzlich über den Hals kommen könnten. Die nächsten Tage schleppte er neue Auflagen heran und wir ließen sie nicht alt werden. Endlich aber, am 11. Januar, kam er schon ganz früh im Marschanzuge und riet mir, mich auch bereit zu machen und von Madam Gentil Abschied zu nehmen, da jeden Augenblick Generalmarsch geschlagen werden könnte.

Auch Grangier trat, zum Abmarsch gerüstet, bald bei mir ein und wir setzten uns alle drei hin, um bei den letzten Flaschen das Signal zum Sammeln abzuwarten. So saßen wir von acht bis halb zwölf Uhr, als Pikart plötzlich sagte: „Horcht! sind das nicht Kanonenschüsse?“ Es war in der That so, wir konnten das dumpfe Dröhnen genau unterscheiden, gleichzeitig begannen auch die Trommeln durch die Straßen zu rasseln; wir mußten fort. Madam Gentil stürzte herein und schrie: „Ach, Messieurs, die Kosaken!“ Pikart erwiderte: „Nur immer zu! wir wollen ihnen schon was aufspielen!“ Ich werfe hastig meine Sachen über, während Pikart und Grangier als gute Soldaten noch schnell die Flasche leeren und nach kurzem Abschied von Madam Gentil davoneilen. Sie hatte auch mir das Glas noch einmal voll gegossen. Ich nehme es und sage: „Auf das Wohl der liebenswürdigen Frau, die mir so viel Gutes erwiesen, der ich so viel Dank schulde, und die ich niemals vergessen werde!“ Dann gieße ich das Glas herunter, reiche der vor mir Stehenden die Hand, bitte: „Denken auch Sie manchmal noch freundlich an mich“ und — kann in dem Moment nicht anders — drücke sie plötzlich an mein Herz und gebe ihr einen Kuß. Darauf stürze ich wie ein Dieb zur Thür hinaus und renne wie gejagt meinen Freunden nach.

Der Kanonendonner rollte immer heftiger. Ich traf Grangier auf einer Brücke, wo er ungeduldig auf mich gewartet hatte. Wir liefen am Kai entlang nach unserem Versammlungsort. Auf dem Platz angekommen, sahen wir vor dem Palais von König Murat ein Regiment Neger stehen, welches dem König gehörte. Die Schwarzen gewährten auf dem Schnee einen wunderbaren Anblick. Sie standen in einer geschlossenen Kolonne. Auch sämtliche Offiziere waren schwarz. Die Sappeure trugen weiße Bärenmützen.

Der Kanonendonner schwieg plötzlich. Ein ganz frisches Regiment, welches den Feldzug nicht mitgemacht hatte, war den Russen mit einigen Geschützen entgegengeworfen worden. Da der Feind nur aus Kavallerie bestand, hatten wenige Kartätschenschüsse genügt, ihn zu vertreiben.

Unser Abmarsch verzögerte sich durch die Trains, welche vor uns die Stadt verlassen sollten und nun die Straßen stopften. Wir hielten unweit des Quartiers von Pikart. Dieser kam und forderte Grangier und mich auf, ihn noch einmal dorthin zu begleiten, da sich, wie er sagte, noch ein paar Flaschen im Stroh seines Lagers befänden, die sie noch holen könnten, weil gerade Zeit sei. Wir folgten ihm und trafen sein Zimmer noch so, wie er es verlassen. Er holte unter dem Stroh, welches ihm als Kopfunterlage gedient hatte, sofort fünf Flaschen hervor, zwei mit Wein und drei mit Genever. Von letzteren gab er jedem von uns eine. Als wir hiernach wieder gehen wollten, begegneten wir seiner Wirtin, welcher er sagte, daß er sich noch etwas geholt habe was er vergessen hätte. „Geht es denn nun wirklich ganz fort?“ fragte sie, „vorhin als Sie Abschied nahmen, hoffte ich immer, Sie würden noch einmal wiederkommen und ließ deshalb in Ihrem Zimmer alles stehen und liegen. Ich sehe Sie so ungern gehen, denn sobald Sie die Stadt verlassen haben, werden gewiß die schmutzigen Russen gleich einziehen. Aber Sie müssen noch etwas zu sich nehmen, ehe Sie gehen, so lasse ich Sie nicht weg, einen Augenblick werden Sie ja wohl noch Zeit haben.“

Wir wären nicht richtige Soldaten gewesen, wenn wir einen angebotenen Imbiß abgeschlagen hätten. So setzten wir uns also noch einmal und bald stand Wein, Brot und Schinken vor uns. Da wir indessen nicht lange Zeit hatten, steckten wir das, was wir augenblicklich nicht essen konnten, ein. Dann

bedankten wir uns und nahmen Abschied von der guten Frau, der besonders von seiten Pikarts ein sehr herzlicher und rührender war.

Unterwegs bemerkten wir vor uns einen alten Soldaten, der kaum mehr von der Stelle konnte. Als wir ihn erreicht hatten, erkannten wir ihn. Es war der älteste Soldat des Regiments, der alte Vater Elliot, der schon seit langer Zeit verschwunden und daher längst zu den Toten gerechnet worden war. Er hatte schon in Aegypten mitgefochten und besaß das Ehrenkreuz. So hinfällig und elend der Alte auch war, so trug er doch noch seine volle Ausrüstung zu den Lumpen, die ihm auf dem Leibe hingen und mit denen er die erfrorenen Hände, Füße und Ohren verbunden hatte. Er bot ein wahres Jammerbild. Wir blieben bei ihm stehen und riefen fast aus einem Munde: „Vater Elliot!“ — „Ja Jungens, bin nun auch wieder da,“ erwiderte er schwach, „aber“ — dicke Thränen rollten in seinen Bart — „als ein elender Krüppel, der zu nichts mehr taugt und nicht mehr mitmachen kann. Seit zwanzig Jahren bin ich nun Soldat und nie hat einer Thränen in meinen Augen gesehen, heute aber muß ich weinen, denn heute noch werden mich die Kosaken fangen, weil ich nicht mehr fort und mich nicht mehr wehren kann. Vier Wochen bin ich umhergeirrt, ohne erfahren zu können, wo sich die Armee befand. Bis vor acht Tagen hatte ich noch zwei Gefährten. Seit der Zeit ist der eine aber gestorben und der andere wird jetzt auch wohl schon begraben sein, von braven Polen, bei denen ich ihn zurücklassen mußte. Nun habe ich mich allein glücklich noch bis hierhergeschleppt, jetzt aber ist es aus mit mir, meine Kräfte sind zu Ende.“

„Aber meine noch nicht!“ schrie Pikart, der den Alten seit siebzehn Jahren von Italien her kannte. „Der Teufel

hol' mich, wenn dich die Kosaken kriegen, ehe sie mich haben; sollt' ich dich auch auf meinen Schultern tragen, du mußt mit! Zu allererst aber komm, ich habe was für dich!" Mit diesen Worten nahm er ihn unter den Arm und führte ihn in das nächstliegende Haus. Wir folgten ihm. In dem Hause fanden wir freundliche Aufnahme; es gehörte einem alten Seemann und das sind fast immer brave, gute Menschen.

Pikart brachte seinen alten Waffengefährten an die Ofenbank und ließ ihn dort niedersitzen, dann zog er eine der beiden mitgenommenen Weinflaschen aus seiner Manteltasche, füllte ein großes Glas, reichte es Vater Elliot und sagte: „Na alter Kamerad von der 23. Halbbrigade, schluck mal das runter. — So — Und das auch noch! — Ah, sehr schön, das geht ja noch! — Und jetzt noch das Stück Brot mit Schinken. — Siehst du, nun wird's schon wieder werden!"

In der That wich die Schwäche des Alten nach der eingenommenen Stärkung in merkwürdig schneller Weise und nachdem ihm die Frau des Seemanns das Gesicht mit warmem Wasser gewaschen und seinen Bart von den Eiszapfen befreit hatte, schien er plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein und all sein Unglück vergessen zu haben. Er reckte sich, lachte und rief: „Verdammt, Pikart, jetzt lass' die Kosaken kommen, sie sollen's merken, daß der alte Elliot wieder da ist!"

In diesem Augenblick kehrte Grangier zurück, welcher auf die Straße gegangen war, um zu sehen, ob der Marsch schon angetreten worden sei, und sagte, vor der Thür halte gerade ein Gepäckwagen von König Murat, er habe mit der Begleitung desselben gesprochen und Vater Elliot solle gleich aufsteigen. „Na dann vorwärts!" rief Pikart, „besser konnte sich's nicht treffen. Komm mein Alter, der brave Seemann da hilft dich aufhissen, der versteht sich auf das Geschäft!" In der nächsten Minute saß Vater Elliot auf dem Wagen.

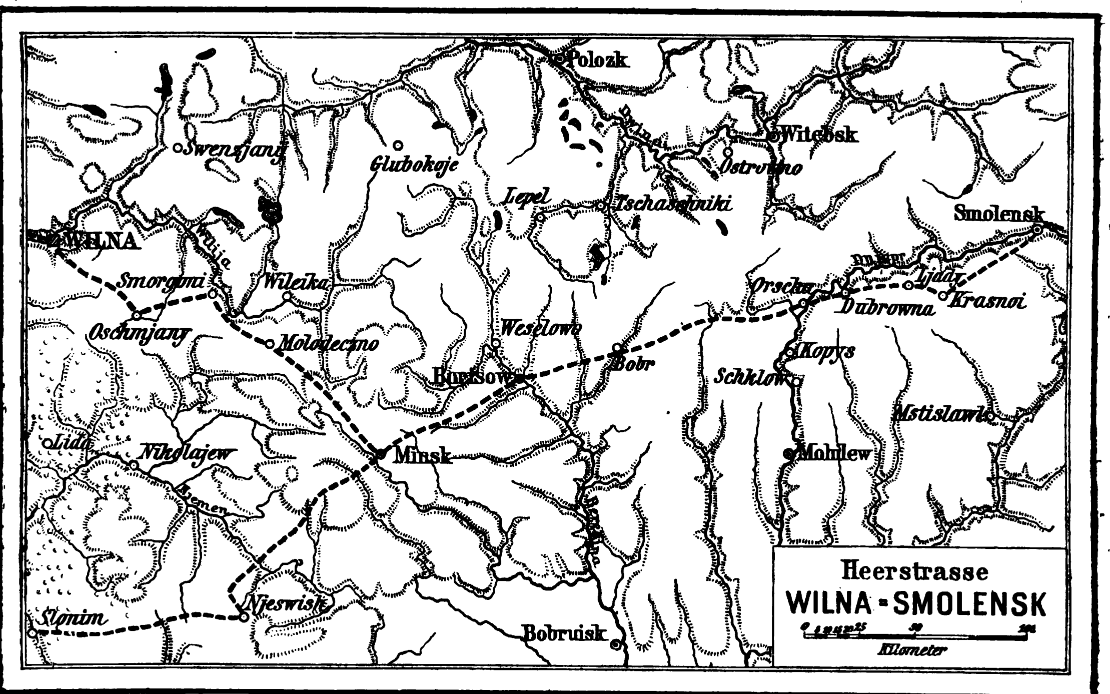
Der begleitende Gefreite befahl: „Abfahren!“ Pikart aber schrie: „Halt!“ stieg schnell auf den Wagen, nahm seinen Mantel ab und hing ihn dem Alten um indem er sagte: „Den nimm mir mit nach Paris!“ stopfte ihm dann noch die letzte Flasche Wein zwischen die Beine, sprang wieder ab und rief: „So, nun fahrt in Gottes Namen zu!“ Wir riefen noch: „Auf Wiedersehen!“ Vater Elliot aber bewegte nur, ohne ein Wort hervorbringen zu können, die Lippen und winkte uns mit der Hand den Abschiedsgruß zu.

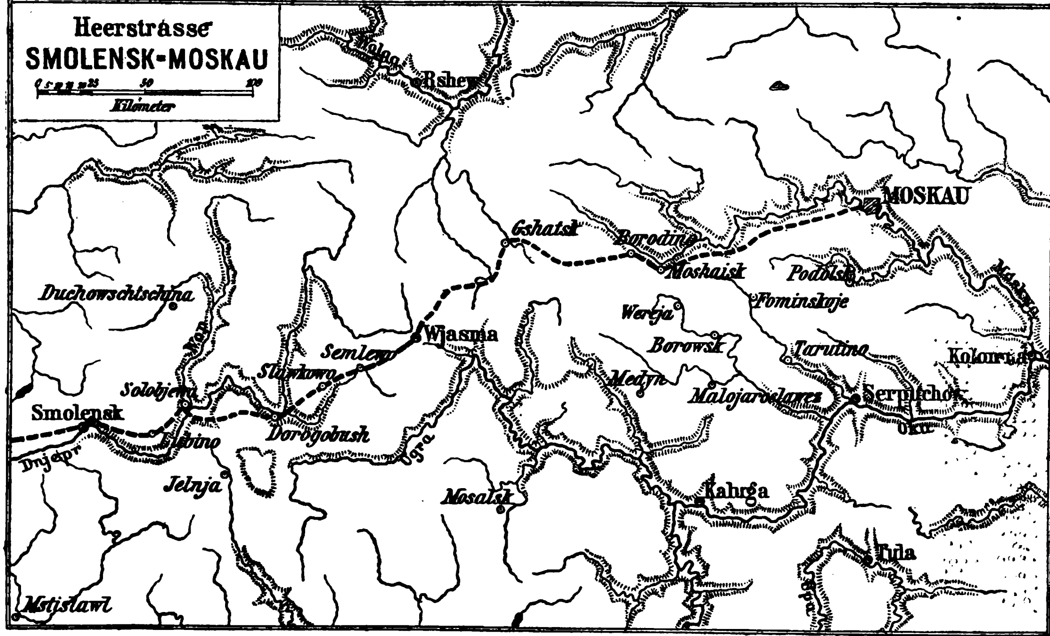
Wir hatten kaum unsere Plätze bei der Truppe wieder eingenommen, als Marschall Mortier, der uns kommandierte, den Befehl zum Abmarsch erteilte. Nach einer halben Stunde lag Elbing hinter uns. Am selben Tage noch überschritten wir auf dem Eise die Weichsel, um den sich vorbereitenden Ereignissen des Jahres 1813 entgegenzugehen.

Nicht aus Eitelkeit, um von mir sprechen zu machen, habe ich die vorstehenden Erlebnisse niedergeschrieben, sondern nur um mir die Erinnerungen an den so großartig begonnenen und so namenlos traurig endenden Feldzug, sowie an alle diejenigen wach zu erhalten, die ihn mit mir zusammen machten und deren Reihen sich jetzt täglich lichten. Die Thatsachen, welche ich erzählt habe, werden oft unglaublich, manchmal sogar unwahrscheinlich klingen, man glaube aber nicht, daß ich irgend etwas hinzugefügt habe, um meine Mitteilungen auszuschmücken. Ich bitte im Gegenteil überzeugt zu sein, daß ich nicht alles gesagt habe, was ich noch hätte sagen können, denn es gab Vorkommnisse, an deren Wirklichkeit zu glauben mir jetzt hinterher selbst schwer wird. Ich habe das

Vorstehende zu Papier gebracht, als ich 1813 Gefangener war und als ich 1814 aus dieser Gefangenschaft heimkehrte, also zu einer Zeit, wo das entsetzliche Unglück, welches ich gesehen und alles, was ich selbst erduldet hatte, mir noch frisch vor der Seele stand.

Ende!


Heerstrasse
WILNA - SMOLENSK
Kilometer
WILNA
Swenzjany
Glubokoje
Polozk
Witebsk
Lepel
Smolensk
Smorgoni
Wileika
Oschmjany
Molodeczno
Weselowo
Bobr
Orscha
Dubrowna
Krasnoi
Ljady
Kopys
Schklow
Mstislawl
Mohilew
Minsk
Lida
Nikolajew
Njemen
Njeswisk
Slonim
Bobruisk
Wilija


Heerstrasse
SMOLENSK-MOSKAU
Kilometer
Smolensk
Dnjepr
Solobjewa
Duchowschtschina
Jelnja
Dorogobush
Slawkowo
Semlewo
Wjasma
Ugra
Mosalsk
Gshatsk
Borodino
Moshaisk
Werdja
Borowsk
Medyn
Malojaroslawez
Kahrga
Fominskoje
Tarutino
Podolsk
MOSKAU
Rshew
Wolga
Tula
Oka
Serpuchow
Mstislawl

Anhang.

Erläuterungen
zu den Faber du Faurschen Bildern.

Wie im Vorwort gesagt wurde, sprechen die Bilder so sehr für sich, daß die kurze Bezeichnung, die unter jedem Bilde steht, zum Verständnis hinreichend erscheint; indessen wird der Beschauer es gewiß gern aufnehmen, wenn wir ihm die mehr oder weniger eingehenden Beschreibungen darbieten, welche dem Originalwerk zu den einzelnen Abbildungen beigegeben sind. Nur bei einigen wenigen haben wir uns der Wiedergabe der Beschreibung enthalten, da, wo dieselbe entweder zu wenig besagt oder zu viel, wie z. B. bei dem Uebergang über die Beresina.

Uebergang über den Niemen

(25. Juni 1812).

Den 23. Juni erreichte die Spitze der kaiserlichen Kolonne den Niemen oberhalb Kowno bei Poniemen. In der Nacht vom 23. auf den 24. wurden bei diesem Dorfe drei Schiffbrücken über den Fluß geschlagen, und den 24. mit Tagesanbruch fing die Armee an, sich über jene auf den feindlichen Boden auszugießen.

Alles voll Eifers, Muts, voll der schönsten Hoffnungen drängte sich, Rußlands Boden zu erreichen.

Das brennende Smolensk

(18. August 1812, nachts 10 Uhr).

Nach langen, immer längeren Pausen war endlich der Kanonendonner ganz verstummt und gegen 10 Uhr hatte selbst das Kleingewehrfeuer ein Ende genommen; denn die immer mehr überhandnehmende Feuersbrunst hatte die streitenden Parteien getrennt und sich des Kampfplatzes bemächtigt. Der letzte Schuß des 18. August war nun verklungen; vorüber war der Kampf; tiefe Stille, durch nichts als das Brausen und Knistern der Flammen, welche die Häuser verzehrten, unterbrochen, folgte auf das Getümmel dieses stürmischen Tages. Unsere Truppen sammelten sich nun, auszuruhen von den Mühen desselben. Doch viele der Unsern wurden vermißt, viele von jenen, welche am frühen Morgen mit uns frohen Mutes und voll männlicher Erwartung ausgezogen waren, waren nicht mehr heimgekehrt.

Drüben lagen sie in der brennenden Stadt, gefallen beim Sturme des Brückenkopfes, beim Kampfe in den Straßen.

Um 10 Uhr war die ganze jenseitige Stadt nur eine Flamme, die, zurückgestrahlt von des Borysthenes' Wasserspiegel und den purpurisch glänzenden altertümlichen tartarischen Mauern und Türmen der heiligen Stadt, die Gegend weithin taghell erleuchtete. Doch kurz währte dieses Schauspiel, denn noch war Mitternacht nicht vorüber, so war das Feuer erloschen und jener ganze Stadtteil, der schönste und reichste von Smolensk, der am Morgen friedlich in seiner ganzen Herrlichkeit dagestanden hatte, nichts mehr als eine Masse glühender Aschenhaufen und rauchender Trümmer.

Kampf um die Redouten vor Semenowskoi

(7. September 1812).

Lange hatte der mörderische Kampf um die Redouten auf den Anhöhen vor den Trümmern von Semenowskoi gewährt. Mit abwechselndem Glücke waren sie genommen, verloren und wieder genommen worden. Gegen Mittag endlich blieben sie in den Händen der Sieger. Die rechtsliegende Redoute hatten die Reste der 25. Divi-

sion (Württemberger) dem Feinde entrissen. Doch rund um diese Redouten wogte noch der Kampf. Von Semenowskois Höhen her führten die Russen immer neue Truppen ins Gefecht und schlugen Murats Reiterangriffe zurück. So geschah es, daß bei einem solchen Rückzug der Reiterei Murat, von feindlichen Kürassieren verfolgt, so ins Gedränge kam, daß er, um nicht gefangen zu werden, sich in die von der 25. Division eroberte und besetzte Redoute flüchten mußte.

Ein wohl unterhaltenes Feuer unserer leichten Infanterie aus der Redoute und von unserer an dieselbe sich lehnenden Linien-Infanterie warf bald die Reiter zurück, befreite den König, der, unermüdlich wie er war, gleich darauf mit der Reiterei von Bruyères und von Nansouty von neuem auf die Feinde losstürzte und sie nach wiederholten Angriffen auf die Höhen von Semenowskoi zurückwarf.

Nach der Schlacht an der Moskwa

(18. September 1812).

Nach der Schlacht an der Moskwa wurde außer der Abtei Kolotskoi auch in den an der Straße liegenden Dörfern eine große Menge Verwundeter von beiden Armeen untergebracht. Mehrere dieser Dörfer brannten früher oder später durch Unvorsichtigkeit ganz oder zum Teil ab, und Tausende von Unglücklichen, die ihrer schweren Wunden halber nicht fliehen konnten, oder von anderen nicht gerettet wurden, wurden ein Opfer der Flammen. Auf solchen Brandstätten sah man häufig die verbrannten Körper reihenweise liegen, wie sie früher verwundet den Boden der Zimmer bedeckt hatten; während neben ihnen andere den Flammen entkamen, und oft auf das entsetzlichste verstümmelt meistens auf eine schauderhafte Weise ihr trauriges Dasein noch einige Zeit hinzuschleppen suchten.

Acht Stunden vor Moskau

(23. September 1812).

Ein Bataillon der Garde und eine Abteilung der 25. Division wehren einen Angriff der Kosaken ab, acht Stunden vor Moskau, links von der großen Straße.

Moskau

(Südwestlicher Teil).

Unter allen Ansichten Moskaus von der Bastion des Pulvermagazins aus gewährt die von dem südwestlichen Teile der Stadt, etwa ein Drittel der Ausdehnung, in welcher man sie von hier aus ausgebreitet sieht, den großartigsten Anblick. Dem Zuschauer zunächst ragten aus dem Schutthaufen der Krutizkaja sloboda die Mauerreste des Krutizkoje podworje (eines zum Kloster Krutizka gehörigen Hofes) hervor, welcher vor dem Brande zur Kasernierung einer Kompagnie Polizeisoldaten gedient hatte, und hinter diesem erschien, nur durch die Schlucht, welche der Sarrabach ausgewaschen hat, getrennt, das Novo Spaskoi monastir (neue Kloster zum Erlöser) mit seinem herrlichen Glockenturme. Rechts rückwärts erhoben sich aus einem Walde von Obstbäumen die Kuppeln und Türme des Pokrowskoi monastir (Kloster zur Fürbitte der Mutter Gottes). Alle diese Teile gehören der Taganskaja (19. Stadtteil) an. Links sah man von der Semlaenoi-gorod einen Teil der Paläste und Quais des rechten Moskwa-Ufers der Paetuizkaja, und die auf dem linken Ufer liegenden Kirchen und Brandstätten der Jauskaja (7. Stadtteil). Den Hintergrund endlich bildeten links die Kitai-gorod, an welche sich dann die rechs derselben liegenden Teile der Beloi-gorod, der Semlaenoi-gorod und der Sloboden anschlossen.

Abmarsch aus Moskau

(19. Oktober 1812).

Am 19. Oktober erfolgte der Aufbruch aus Moskau, der mit dem Untergange des ganzen Heeres enden sollte. Mit Tagesanbruch setzten sich alle Truppen in Bewegung (die junge Garde und die vier Bataillone demontierter Reiterei ausgenommen, welche unter Abrantes den Kreml besetzt hielten), und durchströmten die Stadt in der Richtung nach dem Thore der alten Straße nach Kaluga. Das Gedränge in den Straßen war fürchterlich; die Korps kreuzten sich in denselben. Ueberall hemmten die ungeheuren Massen von Fahrzeugen, über 500 Geschütze, 2000 Munitionswagen mit ihrer

erschöpften Bespannung, die endlosen Züge von Wagen aller Art und Nationen mit Beute und Lebensmitteln beladen, das Vorrücken. Endlich, nachdem die Sonne schon hoch am Himmel stand und einen schönen Herbsttag verkündete, hatten wir nach unsäglicher Mühe das Thor von Kaluga erreicht, wo wir, wiewohl vergeblich, Halt machten, um zwei Geschütze abzuwarten, die in dem Gedränge in den Straßen abgeschnitten worden waren. Diese holten uns jedoch erst nach einigen Märschen wieder ein.

Im Biwak erfroren.

Den 5. und 6. November, an welch letzterem Tage wir Dorogobush passierten, fing es zeitweise an zu schneien, der Himmel verfinsterte sich, schwere Wolken senkten sich herab und den 7. stellte sich mit Sturm und einem Wolkenbruch von Schnee, die Luft verfinsternd, der russische Winter ein. Man marschierte nun, ohne zu sehen wohin, noch mit wem.

Was bis jetzt der Mangel an Lebensmitteln und Strapazen aller Art und die rückgängige Bewegung selbst nicht hatte bewirken können, that nun der russische Winter; die Truppen lösten sich auf und mengten sich untereinander. — Man sah nun Menschen von allen Waffengattungen, von allen Armeekorps untereinander, bald in Haufen, bald einzeln marschieren. Sie hatten nicht mutwillig ihre Fahnen verlassen; es war die Kälte; es war der Kampf mit den Elementen, der Kampf um ihre Existenz, die sie ihren Abteilungen entrissen hatten. Schrecklich waren die Mühen, sich den Tag über fortzuschleppen, besonders der Kanoniere, welche nicht nur für sich, sondern auch für das Fortbringen der Geschütze und die Erhaltung der Bespannung sorgen mußten, — am schrecklichsten aber die 16 Stunden langen Nächte mit ihren Biwaks im Schnee, zum Teil ohne Lebensmittel, ohne Feuer. — Das erste dieser Winter-Biwaks wartete unser am Abend des 7. bei Mikalewka.

Nach einem Tage
Der Müh' und Last, wie keinen ähnlichen
Wir mehr erlebt, erreichten wir ein Dorf,
In dessen Nähe überschneite Hütten

Uns Kunde gaben von vorangezognen
Gefährten, die ein Obdach hier gesucht.
Die Totenstille läßt vermuten, daß
Sie diesen Aufenthalt bereits verließen;

Doch als wir nah'n — o jammervoller Anblick —
Zeigt eine Gruppe starr gefrorener
Und überschneiter Leichen sich; die Nacht
Hatt' ihrer Pulse längst erschöpften Gang
Zum Steh'n gebracht. In ihrem sah'n wir schaudernd
Das eigne jammervolle Los.

Napoleon an der Straße bei Pnewa

(8. November 1812).

Wer einst beim Uebergange
Des Niemen dieses Heer gesehn und jetzt
Durch einen Zauberschlag in unsre Mitte
Versetzt sich fand, der würde nimmer
Erkannt uns haben, denn vom Glanz des Kriegers
Hatt' uns der Frost mit rauher Hand entkleidet,
Und wie ein Schwarm vermummter Abenteurer,
So zogen trüb und düster wir einher! —
Wer damals bei dem ersten Meilenzeiger
Das Auge nach der linken Seite wandte,
Der konnte eine Gruppe dort gewahren,
Die um ein traurig Feuer, angefacht
Durch Räder und zertrümmerte Laffeten,
Sich hergestellt, die halb erstarrten Glieder
Zu wärmen; — rückwärts hält die Schar
Der Ordonnanzen, jedes Winks gewärtig. —
Kennt ihr den Mann im schlichten grauen Rock,
Der uns so oft, ein leuchtend Meteor,
Zum Kampf und Sieg geführt, und den allein
Die pelzverbrämte Mütze mag entstellen? —
Der Kaiser ist's!

Miloradowitschs Angriff bei Krasnoi

(15. November 1812).

Den 14. November gegen 5 Uhr morgens verließen das Hauptquartier des Kaisers und seine Garde Smolensk. Gegen 9 Uhr vormittags folgten diesen die Reste der 25. Division (Württemberger), aus einigen Hundert Mann geschlossener Truppen, (eine Brigade davon, ein paar 100 Mann stark, war bei der Nachhut unter Marschall Ney in der Stadt zurückgeblieben); 4 Geschützen und einem aufgelösten, verworrenen, größtenteils unbewaffneten und abenteuerlich vermummten Haufen von ein paar Tausend Mann, Offiziere und Soldaten aller Waffen, Bedienten, Marketender u. s. w. bestehend, nebst Packpferden und Transportmitteln aller Gattungen.

So schleppte man sich an diesem Tage in tiefem Schnee, hie und da, als Spuren unserer Schöpfung, Menschen, Pferde und Fahrzeuge zurücklassend, mühsam fort bis nach Koruitnja, welches man mit der Nacht erreichte, und wo man diese biwakierend zubrachte.

Den 15. November auf dem Marsche nach Krasnoi begriffen, hörte man gegen Mittag vorwärts starken Kanonendonner, welches wir für die Explosion gesprengter Munitionswagen hielten. Daß dieses ein Angriff der Russen auf die Kaiserliche Garde gewesen, klärte sich später uns auf, als wir auf der gleichen Stelle auch das gleiche Schicksal erfuhren, und auf einmal durch das Schneegestöber über die Straße hin und her schwärmende Kosaken und bald darauf in unserer linken Flanke lange dunkle Linien feindlicher Reiterei, Infanterie und Artillerie sichtbar wurden, und letztere auf 4—500 Schritte neben uns auffuhr, und ein mörderisches Kugel- und Kartätschen-Feuer auf unsere Kolonne begann.

Dies war Miloradowitsch mit 20,000 Russen, die, um uns jeden Rückzug abzuschneiden, sogar vor uns die nach Krasnoi führende Straße und das auf dieser liegende Dorf besetzt hatten.

Wir eröffneten, auf der Straße immer vorwärts marschierend, unter dem Schutze der doppelten Birkenreihen derselben, so gut es sich mit der wenigen Mannschaft thun ließ, ein Kleingewehrfeuer, und suchten dem feindlichen Geschützfeuer das unserer drei Kanonen entgegenzusetzen, obwohl wir nur noch ein paar Schüsse

auf das Geschütz mit uns führten. Allein, kaum hatten wir mühsam den Versuch zum Abprotzen derselben gemacht, als wir schon den größten Teil der Bespannung durch das feindliche Geschützfeuer niedergeschmettert, und uns außer Stand gesetzt sahen, die Geschütze weiter zu bringen. Halten und diese, die auf keinen Fall weitergebracht werden konnten, gegen die ungeheure Uebermacht verteidigen wollen, wäre Wahnsinn und unser gewisses allgemeines Verderben gewesen. Es mußte die gesperrte Straße durchbrochen und versucht werden, sich nach Krasnoi zu der kaiserlichen Garde durchzuschlagen. Man vernagelte daher die Geschütze, überließ sie den nachstürmenden Kosaken und rückte in geschlossener Kolonne, die Bewaffneten an der Spitze, gegen das Dorf, um die Russen hinaus zu werfen. Diese warteten den Angriff nicht ab, sondern zogen sich seitwärts, und Miloradowitsch statt uns abzuschneiden und zu Gefangenen zu machen, was dem 10. Teil seiner Truppen möglich gewesen wäre, begnügte sich damit, uns auf unserer linken Flanke eine Zeit lang zu begleiten und durch seine Artillerie beschießen zu lassen. So erreichten wir, wiewohl nicht ohne Verlust durch das feindliche Geschütz, mit der Nacht Krasnoi.

Ein Rückzugsgefecht in der Gegend von Oschmiany.

(4. Dezember 1812).

So schleppt sich die Armee hin, die große Straße mit ihren Toten, Sterbenden und Wahnsinniggewordenen bestreuend, umschwärmt von Kosaken, welche beutegierig auf alle Nachzügler und kleinen Truppen-Abteilungen stürzen. Gegen solche Angriffe schart sich, was bewaffnet ist und so entstehen bald da, bald dort kleine Gefechte; Geschütze, welche aus Mangel an Bespannung nicht mehr weiter geschleppt werden können, entsenden hier ihre letzten Schüsse.

Nachzügler im Kampf mit Kosaken.

Hier eine der Scenen, welche sich täglich wiederholten: Ein verwundeter Offizier hat sich mit seiner Gattin mühsam in einem

Schlitten bis hieher geschleppt; endlich ist das Pferd erlegen. Schon ist der Hauptstrom der Armee vorüber, und noch hoffen sie, daß kleinere nachziehende Partien oder die Nachhut sie aufnehmen werden. So unter vergeblichem Hoffen kommt der Abend; der rückwärts aufsteigende Rauch zeigt, daß die Nachhut ein Dorf verlassen und angezündet hat, und im Anrücken begriffen ist; links erscheinen Kosaken. Noch schützt sie das Mitleiden und die Tapferkeit einiger Soldaten; doch bald wird die Nachhut angekommen sein und hat diese keine Transportmittel, kein Mitleiden für sie, so werden sie auch von ihrer Bedeckung verlassen werden, und dann ist Plünderung, Gefangenschaft oder Unterliegen dem nordischen Klima das Los dieser Unglücklichen.

Zwischen Braunsberg und Elbing

(21. Dezember 1812).

Dieses Blatt zeigt einige Militärs auf der Straße zwischen Braunsberg und Elbing im Begriff von einem Krug (Schenke Kretscham Karzma) nach kurzer Mittagsrast aufzubrechen um dem Nachtquartier zuzueilen.

Memoirenbibliothek.

Mit den vorstehend verzeichneten **Memoiren des Generals Marbot** und den **Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Boyen** hat die Verlagsbuchhandlung eine Sammlung von **Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Selbstbiographien** unter der Bezeichnung **„Memoirenbibliothek“** eröffnet. Dieselbe wird in zwangloser Reihenfolge erscheinen; jedes Werk ist für sich käuflich; Uebereinstimmung in Format und Ausstattung werden der Sammlung äußerlich einen einheitlichen Charakter verleihen. Die Memoirenbibliothek wird nur Werke ersten Ranges, die eine wirkliche Bereicherung dieser Litteratur sind, aufnehmen.

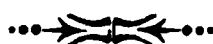
Angebote geeigneter Werke dieser Art aus eigener oder fremder Feder werden mit Dank entgegen genommen.

Als Fortsetzung der Sammlung befinden sich nachstehende **Bände in Vorbereitung:**

Baron de Thiébault, General, **Memoiren** aus der Zeit der franz. Revolution und des 1. Kaiserreichs. 3 Bände.

Dr. med. Ryan, Unter dem roten Halbmond. Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877—1878.

Henri Rochefort, Abenteuer meines Lebens. 2 Bände.





Memoirenbibliothek.

Mit den vorstehend verzeichneten Memoiren des Generals Marbot und den Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Boyen hat die Verlagsbuchhandlung eine Sammlung von Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Selbstbiographien unter der Bezeichnung „Memoirenbibliothek“ eröffnet. Dieselbe wird in zwangloser Reihenfolge erscheinen; jedes Werk ist für sich käuflich; Uebereinstimmung in Format und Ausstattung werden der Sammlung äußerlich einen einheitlichen Charakter verleihen. Die Memoirenbibliothek wird nur Werke ersten Ranges, die eine wirkliche Bereicherung dieser Litteratur sind, aufnehmen.

Angebote geeigneter Werke dieser Art aus eigener oder fremder Feder werden mit Dank entgegen genommen.

Als Fortsetzung der Sammlung befinden sich nachstehende Bände in Vorbereitung:

Baron de Thiébault, General, **Memoiren** aus der Zeit der franz. Revolution und des 1. Kaiserreichs. 3 Bände.

Dr. med. Ryan, Unter dem roten Halbmond. Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877—1878.

Henri Rochefort, Abenteuer meines Lebens. 2 Bände.